



Olga A. Krouk

Die Schatten flüsterin

ZWISCHEN HERZ
UND DÄMON



DRACHENMOND VERLAG

Olga A. Krouk
Die
Schattenflüsterin.
Zwischen Herz und
Dämon.

Wenn du
einschläfst, gehörst du

mir

Es gab kein
Entkommen. Unbeirrt
folgte er der Fährte,
fühlte den Rausch der
Jagd mit jeder Faser
seines verwandelten
Körpers. Ein
zufriedenes Knurren
stieg seine Kehle
empor, als er durch das

Dickicht die schlanke
Gestalt erblickte, die
vor ihm zu fliehen
versuchte. *Lauf! Lauf*
so weit du kannst. Bis
sich dein Geist in der
Traumwelt verliert, bis
du nie mehr aus diesem
Albtraum aufwachst,
pochte es in ihm, als
ein fremdes Summen, das
nur entfernt an ein

Lied erinnerte, seine Gedanken durchbrach.

Er hielt inne.

Se Theg nie Ib-Ab-Nnameztub, erklang es wie aus weiter Ferne und hüllte seinen Verstand ein. Nein, das gehörte nicht hierher. Nicht in den Albtraum, den er gewoben hatte!

Er schüttelte den Kopf, visierte erneut sein Opfer an. Nur darauf kam es an: Den Befehl auszuführen, dem sich zu widersetzen er nicht imstande war. Doch statt vor ihm wegzulaufen, bis die Kräfte sie endgültig verließen, blieb die

junge Frau stehen und
drehte sich zu ihm.

Irgendetwas stimmte
nicht. Er konzentrierte
sich auf die Schatten,
die immer tiefer
wurden, befahl den
Nebelschwaden, sich
heranzuschleichen, ließ
die Äste wachsen und
sich in ihren
bronzefarbenen

Korkenzieherlocken
verheddern. Langsam,
aber unaufhörlich
versanken ihre nackten
Füße im Morast. Doch
sie lief nicht weg,
sondern wandte ihr
Gesicht zum Gestrüpp,
in dem er lauerte. Ihre
helle Haut schien in
der Dunkelheit zu

leuchten, die blassen
Lippen standen leicht
offen. Und keine Spur
von Angst in ihren
großen Augen, in diesem
Blick voller
Entschlossenheit, der
nach ihm suchte. *Komm
raus*, erreichte ihn der
Hauch ihrer Gedanken,
wer auch immer du bist.

Das merkwürdige

Summen vibrierte schon
längst nicht mehr um
ihn herum, sondern
drang tief in sein
Innerstes. Wie ein
dumpfes Beben in seiner
Brust, wo früher sein
Herz geschlagen haben
musste. Was ging hier
vor?

*Sie ist es. Sie ist
dein Ausweg. Der
Gedanke, der nicht ihm
gehörte, ließ ihn
zusammenzucken. Am
Rande seines
Blickfeldes glaubte er,
eine fremde Erscheinung
wahrzunehmen. Er fuhr
herum. Niemand da.
Wurde es langsam zu*

seinem Albtraum? Konnte diese junge Frau die Traumwelt tatsächlich so sehr beeinflussen? Dann war sie stärker, als er geglaubt hatte.

Ich weiß, dass du da bist. Jetzt schien sie ihn direkt anzuschauen, ihm tief in die Augen zu

blicken. Er duckte sich. Dabei gab es keinen Grund, sich zu verstecken. Was war nur mit ihm los? Schluss jetzt. Er musste tun, wofür er geschickt worden war.

Noch im Heranschleichen richtete er sich auf und wandelte seinen

Körper. Das struppige
Fell zog sich in seine
Haut zurück, die Klauen
formten sich zu Händen.
Noch ein paar Schritte
und er stand bei ihr,
berührte ihre Stirn und
die Nase, fuhr mit den
Fingern über ihre
Sommersprossen und
strich ihre Wange

entlang. Er konnte nicht fühlen, wie warm ihre Haut war, er konnte es sich bloß vorstellen. Genauso wie den Duft nach Vanille, der ihn mit einem Mal umgab – und etwas längst Vergessenes hervorzurufen schien.

Hör auf. Unbeirrt nahm sie seine Hand

weg. Einen Augenblick
lang hielt sie seine
Finger fest mit den
ihren umschlossen, dann
ließ sie ihn los. *Ich
habe morgen einen
wichtigen Tag*, nahm er
ihre Gedanken wahr.
*Vielleicht den
wichtigsten überhaupt.
Solche Träume kann ich*

nicht gebrauchen.

Er musterte ihr Gesicht: die kleine, beinahe elfenartige Nase, die schwungvollen Lippen und die grünen Augen, die förmlich leuchteten. Grün wie die Hoffnung. Seine Hoffnung? Von irgendwoher ertönte wieder das Summen, das

seinen Verstand wie mit
einem Schleier
umhüllte. Der Wald wich
zurück; statt mitten im
Dickicht, fand er sich
auf einer Lichtung
wieder. Als der Mond
aus den Wolken tauchte
und seinen Schein über
sie beide ergoss,
wusste er, dass ihm die

Kontrolle über den
Traum entglitten war.
Denn etwas derart
Schönes zu erschaffen,
war er nicht imstande.

*Ich glaube, ich
sollte jetzt aufwachen,*
meinte sie, und ihre
unausgesprochenen Worte
füllten ihn mit Wehmut,
die seine Brust
zuschnürte.

Geh nicht, wollte er rufen, doch die Schatten um ihn herum wurden dunkler und der Mond versteckte sich erneut hinter einem dichten Wolkenschleier.

Er kommt!, entfuhr es ihm.

Wer? Alarmiert blickte sie zum Wald,

der sie beide wieder
umschloss. Wie knorrige
Finger streckten sich
die Äste aus dem Nebel.
Sein Herr nahte.

*Sie ist deine
letzte Hoffnung. Das
spürst du doch auch,
oder? Dumpf pochte es
in seinem Inneren. Es
konnte unmöglich sein*

Herz sein, denn er
hatte keins. Doch ihr
etwas anzutun, das
konnte er nicht mehr.

Er packte ihre
Schultern. *Heute darfst
du nicht mehr
einschlafen. Hast du
mich verstanden? Du
darfst nicht mehr
einschlafen!*

Sie keuchte und

blickte zu ihm auf. *Was geht hier vor?*

Ich habe keine Zeit, es dir zu erklären. Geh! Er stieß sie von sich, sah, wie sie fiel – ins Nirgendwo, außerhalb seiner Reichweite, zurück ins Leben.

Was hast du getan?

Ein brennender Schmerz
fuhr durch sein
Inneres. Eine dunkle
Gestalt richtete sich
aus einem der Schatten
auf, griff nach ihm,
versenkte die
schattenhafte Hand in
seiner Brust.

Er wusste, dass er
dieser Macht nichts
entgegensetzen konnte.

Zumindest nicht
lange.

Aber er konnte es
wenigstens versuchen.

Kapitel 1

»Liza! Liza,
warte!«

Ich zuckte

zusammen, drehte mich
um und sah, wie meine
Mutter durch die
Menschenmenge zu mir
lief. Ihre hohen
Absätze trommelten ein
beeindruckendes
Stakkato auf dem
polierten Steinboden
der Abflughalle. Sie
trug ihren taubengrauen
Business-Rock und eine

Bluse, die seltsam
verrutscht wirkte. Den
Blazer hatte sie
gänzlich vergessen und
die langen Haare
anscheinend nur hastig
zu einem Zopf
zusammengebunden. Was
mich aber endgültig
schockierte: Sie wirkte
übernächtigt, war aber

vollkommen
ungeschminkt. Und das
mitten in der
Öffentlichkeit! Sie,
Barbara Evers, die
Personifizierung von
Perfektion.

»Mama? Was ist
los?« Ich stellte
meinen Rollkoffer
aufrecht und wurde
sogleich gedrückt, bis

mir die Luft wegblieb.

»Geh nicht«,

flüsterte sie mir ins
Ohr. »Bitte geh nicht!«

Behutsam befreite
ich mich aus der
Umklammerung und
lächelte ihr zu. »Das
haben wir doch schon
alles oft genug
besprochen.«

Eher: darüber
gestritten. Sie wollte
nicht, dass ich mein
Auslandsjahr in
Russland verbringe.
Meinte, die USA würden
meiner künftigen
Glanzkarriere als was
auch immer mehr Aufwind
geben und hatte die
Infoblätter dazu

strategisch günstig in
meinem Zimmer
platziert. Dass ich vor
Kurzem neunzehn Jahre
alt geworden war und
über meine *künftige*
Glanzkarriere selbst
entschied, hatte sie
immer noch nicht auf
dem Zettel. Also füllte
ich die Formulare aus,

plünderte meine Sparkonten und stand nun hier, mitten im Gewusel des Hamburger Flughafens, anderthalb Stunden von dem Abflug nach Sankt Petersburg entfernt.

»Alles wird gut«, versicherte ich und strich ihr eine der Krinkelsträhnen aus dem

Gesicht, die sich aus
dem Zopf gelöst hatten.
Die langen
bronzefarbenen
Korkenzieherlocken, die
sich kaum bändigen
ließen, und die vielen
Sommersprossen, die
nicht einmal im Winter
verblassten, hatte ich
eindeutig von ihr, und

so zerzaust wie wir
jetzt
nebeneinanderstanden,
müssten wir beinahe wie
Schwestern aussehen.

»Wie wär's damit.«

Unsicher knetete sie
ihre Clutch in den
Händen. »Wir gehen nach
Hause und ich erzähle
dir alles. Die ganze
Wahrheit. Keine

Geheimnisse mehr.«

Ich runzelte die
Stirn. »Welche
Wahrheit?«

»Du musst nicht
nach Russland, um alles
zu erfahren.«

Langsam wurde mir
flau im Magen. Was
wusste sie? Ahnte sie
vielleicht ... Nein,

unmöglich. Ich hatte es
bisher niemandem
erzählt. Keiner
Menschenseele.

Vermutlich plagten mich
deshalb auch diese
immer wiederkehrenden
Albträume, in denen
mein Unterbewusstsein
verzweifelt versuchte,
das Unaussprechliche zu
verarbeiten. Aber damit

würde mein
Unterbewusstsein schon
fertig werden. Musste
es. Mangels
Alternativen.

»... Lizzie!!!!«

Mein Name. Mit vier
Ausrufezeichen,
mindestens. Erleichtert
atmete ich auf, als ich
Tante Inga sah, die

durch die Menschenmenge
pflügte. Sie hatte den
Schwung einer
losgelassenen
Bowlingkugel, und ihre
vollschlanke Statur und
die ausladenden Hüften
zeigten zu deutlich,
wie gut ihr unsere
nordischen
Franzbrötchen
schmeckten.

»Auch das noch«, seufzte meine Mutter und hielt ihre Clutch wie einen Schild vor sich. »Lass uns gehen, Liza. Irgendwohin, wo wir ungestört miteinander reden können.«

Doch Tante Inga war schon bei uns, um mich

an ihren voluminösen
Busen zu drücken.
Mindestens zehn Mal
kräftiger als Mama
vorhin.

»So, bin ordentlich
durchgeknetet,
jawohl!«, keuchte ich
in die schwere
orientalische
Parfümwolke, die meinen
Kopf bis in den letzten

Winkel ausfüllte.

»Meine Güte, *Inga*!

Lass sie schon los.«

Meine Mama verdrehte die Augen. Sie war der einzige Mensch auf der Welt, der mit zusammengekniffenen Lippen sprechen konnte.

»Ja, was ist denn,

Barbara?« Wobei Tante

Inga kurz davor stand,
ihr den Rang
abzulaufen. Bis heute
war ich nicht ganz
dahintergekommen, was
diesen kalten Krieg
zwischen meiner Mama
und meiner Tante
verursacht hatte. Aber
spielte das eine Rolle?
Jetzt, wo die zwei
hierhergekommen waren,

um mich zu
verabschieden?

Ich hakte mich bei
ihnen beiden unter und
lächelte sie beinahe
gleichzeitig an.

»Super, dass ihr da
seid! Wollen wir uns
kurz da drüben im Café
hinsetzen?«

»Eine

ausgezeichnete Idee,
meine Süße!«, flötete
Tante Inga mir entgegen
und knuffte mich gegen
den Arm. »Ich habe auch
Meta mitgebracht. Wo
steckt sie schon
wieder? Ach. Da ist sie
ja!«

Alles in mir gefror
zu einem eisigen
Klumpen. Ich ließ die

beiden los und drehte mich um. Da stand sie, meine Cousine. Meine beste Freundin. Nein. Sie war meine beste Freundin *gewesen*. Und gleich würde ich heulen.

»Liz.«

»Meta!« Ich merkte selbst, wie

verräterisch meine
Stimme zitterte. »Wie
schön, dich zu sehen ...
dass wir einander noch
Tschüss sagen können ...«

»Tschüss«,

servierte Meta mich ab
und betrachtete
demonstrativ ihre Nike-
Schuhe mit den
verschiedenfarbigen
Schnürsenkeln. Neongrün

und neonorange. Die viel zu große Kapuze verdeckte vollständig ihr Gesicht, die Hände hatte sie tief in den Hosentaschen ihrer Jeans vergraben.

Aber so leicht gab ich nicht auf.

Konnte ich nicht aufgeben.

Wie lange hatten
wir uns nicht gesehen?

Ich wusste es
genau. Viel zu genau.
Seit sie im
Krankenzimmer die Augen
aufgeschlagen, mich
gesehen und
Verschwinde! gezischt
hatte.

»Danke, dass du

gekommen bist«,
flüsterte ich. »Das
bedeutet mir wirklich
viel.«

»Inga hat mich
mitgeschleppt.« Meta
zuckte die Schultern.
Sie hasste ihren Namen,
und als Rache weigerte
sie sich, ihre Mutter
anders als beim
Vornamen zu nennen.

Früher in der Schule
wurde sie von allen
>laufender Meter<
gerufen, und ihre
geringe Körpergröße
steuerte nicht gerade
dagegen an. Es war
bestimmt nicht leicht,
als mittleres
Geschwisterkind von
Minna, Meta, Malte

aufzuwachsen und eine Katze zu haben, die Merkel hieß.

»Wollen wir uns hinsetzen?«, schlug ich vor.

»Eigentlich bin ich nur deshalb hier, um mich zu vergewissern, dass du tatsächlich abhaust. Zweitausend Kilometer ist doch eine

gute Distanz zwischen
uns.«

Tante Inga stöhnte
theatralisch. »Jetzt
sei nicht so! Liza hat
so viel für dich
getan.«

»Frag sie lieber,
was sie *nicht* getan
hat.«

»Papperlapapp!«

Schon bugsierte Tante Inga uns alle zu den Tischen und entschwand zur Theke. Meine Mutter folgte, um die Bezahlung zu übernehmen, und der Streit darüber, wer wem etwas schuldete oder nicht, würde eine Weile andauern.

»Wollen wir uns

hinsetzen?«, fragte ich.

Wortlos ließ sich Meta auf einen Stuhl fallen, die Beine in den schmalen Gang ausgestreckt und die Kapuze des Anoraks noch tiefer ins Gesicht gezogen. Ich setzte mich ihr gegenüber,

kaute an der Lippe und
zupfte unsicher an
meinen Locken.

Irgendetwas musste ich
sagen, das spürte ich.
Doch sie kam mir zuvor:
»Blass siehst du aus.«

Ich senkte den
Blick. »Ja. Hab
schlecht geschlafen.
Ich hatte einen ganz
merkwürdigen Traum, der

sich so verdammt echt
angefühlt hat.« So
echt, dass ich mit
blauen Flecken an den
Schultern aufgewacht
war, als ob mich jemand
tatsächlich gepackt und
festgehalten hätte.

»Ach ja?«

Sollte ich es
versuchen? Früher

hatten wir alles
miteinander geteilt.
Unsere Träume, unsere
Ängste, unsere
Hoffnungen. »Etwas
jagte mich. Zuerst
dachte ich, es wäre ein
Tier. Das träume ich
oft in der letzten
Zeit, weißt du? Ich
wollte nur noch weg.
Und als ich nicht mehr

konnte, ist alles
endgültig absurd
geworden. Ich hörte
meine Mutter *Es geht
ein Bi-Ba-Butzemann*
summen. Und dann ... habe
ich diesen merkwürdigen
Kerl gesehen. Er sagte
...«

»Du hast recht, es
ist völlig absurd und

interessiert mich nicht
die Bohne.« Breitbeinig
lummelte Meta auf ihrem
Stuhl und kaute an
ihrem Kaugummi, den sie
schließlich herausholte
und unter die
Tischplatte klebte.

Anderthalb Stunden
bis zum Abflug. Mit
einem Mal erschien mir
Russland wie der Beginn

eines vollkommen neuen
Lebens. Ich würde
alles, was ich kannte,
hinter mir lassen. Wäre
es nicht wichtig, mich
vorher mit Meta
auszusprechen? Ich
durfte diesen Moment
nicht einfach so
verstreichen lassen.
Tief holte ich Luft. Na

los. Du schaffst es.

»Ich bin wirklich froh,
dass du hier bist. Wir
sollten reden.«

»Ach, auf einmal?«
Mit einem Ruck zog sie
sich die Kapuze vom
Kopf und wandte ihr
entstelltes Gesicht mir
zu. »Darüber?«

Ein Pärchen am
Nachbartisch keuchte

erschrocken auf und
guckte weg; kurz darauf
verließen die zwei das
Café, ohne ihren
Cappuccino
auszutrinken. Meta
verabschiedete die
beiden mit einem
höhnischen Feixen.
»Was, ihr geht? Bleibt
doch, wir wollten

gerade darüber reden!«,
rief sie und wandte
sich schließlich wieder
mir zu. »Weißt du,
Cousinchen, ich habe
genug Zeit gehabt, über
diesen verdammten Abend
nachzudenken«, zischte
sie mir entgegen. Ihre
mit Lipgloss
überzogenen Lippen
standen in einem

entsetzlichen Kontrast zu den Brandnarben an Kinn und Wange, ihre früher so niedliche Stupsnase sah wie ein kupierter Hundeschwanz aus. »Willst du hören, was ich glaube? Du wusstest, was passieren wird! Keine Ahnung woher, aber du wusstest

es! Deshalb bist du
nicht ins Auto
gestiegen! Deshalb hast
du vorgespielt, dir sei
schlecht!« Ihr Atem
rasselte, als sie sich
zurück in den Stuhl
warf und sich die
Kapuze wieder über den
Kopf zog.

»Meta, es ist
kompliziert! Es war

eine Art ...«

Vorahnung. Ja. Das
klang gar nicht übel.
Zumindest nicht so
durchgeknallt wie die
Wahrheit. Doch Meta
ließ mich nicht
ausreden: »Du hättest
was sagen müssen. Oder
mit uns einsteigen.
Jetzt kannst du dir

deine Erklärungen sonst
wohin stecken,
Cousinchen.«

Ich zupfte unruhig
an den Haarspitzen. In
meinen Ohren hallte
Metas hohes, ein
bisschen aufgedrehtes
Lachen von damals
wider. Ich sah, wie sie
sich zu viert in dieses
Auto quetschten – ihre

Schwester Minna, die
sich an diesem Abend
andauernd mit Malte
stritt, Meta und der
blonde Junge, den sie
sich in der Disco
angelacht hatte. Sie
wollten zu einer
anderen Party,
Hochstimmung pur,
irgendjemand brüllte

Bad Romance und die Performance war ziemlich ... gaga. Ich stand da und konnte mich nicht rühren, vor allem aber nicht begreifen, was ich in den flackernden Schatten sah. Dann kam der Schüttelfrost. Ich musste mich übergeben. An alles Weitere

erinnerte ich mich nur
in Bruchstücken.

Irgendwie hatte ich es
bis nach Hause
geschafft, und am
nächsten Morgen kam
Mama in mein Zimmer
gestürzt. Das Auto wäre
von der Straße
abgekommen, sagte sie,
und nur Meta hätte

knapp überlebt.

Tante Inga kam zurück. Meine Mutter brachte die Getränke. Einen Cappuccino, einen Soja-Latte, für Meta und mich gab es eine Cola, obwohl ich einen doppelten Espresso dringender gebraucht hätte. Meta trank ihren Softdrink auf ex und

verkündete, sie würde
bummeln gehen. Schon
bald verlor sich ihre
Gestalt zwischen den
eilenden
Flughafengästen,
während all das Nicht-
Gesagte in meinem Hals
klumpte, sodass ich
kaum einen Schluck von
meiner Cola nehmen

konnte.

»Sie hat sich sehr verändert«, wisperte Tante Inga. Ich hatte ja keine Ahnung, dass sie in der Lage war, so leise zu sprechen. »Vor ein paar Monaten hat sie ihre Ausbildung abgebrochen und ist abgehauen. Ich weiß weder, wo sie wohnt,

noch was sie macht. Ihr könnt euch vorstellen, wie baff ich war, als sie heute vor meiner Tür stand, um mit mir zum Flughafen zu fahren.«

»Vorhin klang es fast so, als hättest du sie gezwungen, hierherzukommen«,

murmelte ich.

»Bei der Fahrt zum Flughafen hat sie mir das Gefühl gegeben, ja. Ich verstehe sie schon lange nicht mehr. Diese Stimmungsschwankungen hat sie nach dem Unfall immer häufiger gehabt.«

»Das Mädchen ist labil«, entgegnete meine Mama kühl und ich

schwieg, schaffte es kaum, den Blick zu heben und Tante Inga in die Augen zu sehen. War es mein Schicksal gewesen, in den Wagen zu steigen? Die Albträume fingen in der nächsten Nacht an. Seitdem lag ich oft in meinem Bett, starrte in

die Dunkelheit und
hatte Angst
einzuschlafen. Oder
fuhr zusammen, wenn ich
glaubte, dass die
Schatten um mich herum
gleich zu flackern
beginnen würden.

Mutters Infoblätter
hin oder her - bei
dieser Reise ging es
nicht um mögliche

Vorteile für meine Zukunft. Es ging darum, mein Leben in den Griff zu bekommen. Mit dieser Reise begab ich mich auf die Suche nach meinen Wurzeln und nach der Ursache für die schrecklichen Visionen, die mir die Schatten zuflüsterten.

Kapitel 2

Durch die Bäume
sehe ich den schwarzen
Himmel. Ich stehe auf
einer Lichtung. Mein
Blick wandert umher und
bleibt an einer
Holzstatue hängen, die

wie ein Mahnmal über
einem Altar aufragt.
Das grob geschnitzte
Gesicht eines Greises
blickt auf mich herab,
aus den bodenlangen
Haaren und dem nicht
minder langen Bart
sprießen merkwürdige
Ranken, die zu
Tiergestalten werden:
einem Bären, einer

Schlange und einem
Stier. Die Hand der
Statue scheint über mir
zu schweben, als
wollten die knorrigen
Holzfinger mich packen.
Nein, nicht mich. Den
gefesselten jungen Mann
auf dem Altar. *Wach
auf!*, scheint er mir
mit seinem

schmerzverzerrten
Gesicht zuzurufen.

Verschwinde von hier!

Sein Schrei hallt
in mir nach.

Ich fühle mich wie
im freien Fall. Was zum
Teufel ...

Ich schreckte hoch
und riss die Augen auf.
Um mich herum tanzten
schwarze Pünktchen, und

ich brauchte einen
Moment, um zu
begreifen, dass ich
immer noch im Flugzeug
saß und nicht auf einer
Waldlichtung mitten in
einem barbarischen
Ritual war. Oder was
auch immer die Statue
des Greises und der
Gefesselte auf dem

Altar zu bedeuten
hatten.

»Alles gut mit
Ihnen?« Der bebrillte
Herr zu meiner Linken
starrte mich besorgt
an, denn mein Atem ging
immer noch viel zu
schnell. Die Dame einen
Sitz weiter warf mir
nervöse Blicke zu und
würde sicherlich die

Flucht ergreifen, wenn
die Anzeige ›Gurte
anschnallen‹ nicht
genau in diesem Moment
aufgeleuchtet wäre.

»Alles okay«,
japste ich.
»Flugangst.« Für
Ausreden brachte mein
Gehirn stets
Topleistungen zustande.

Einige Zeit später
befand sich das
Flugzeug im Sinkflug.
Der Kapitän nuschelte
in verschiedenen
Sprachen etwas davon,
dass wir bald den
Airport *Pulkovo II*
erreichen würden und
Sankt Petersburg uns
mit 12 Grad plus und

starkem Wind begrüßte.
Ich beobachtete, wie
die Maschine in den
Wolken Schleier
eintauchte, wie die
Erde, anfangs bloß eine
grüne Patchworkdecke,
langsam näher kam, bis
ich nach und nach
Gebäude und schon bald
Autos erkennen konnte.
Noch wirkte all das wie

eine liebevoll
gestaltete Kulisse
eines
Miniaturwunderlands,
dann befand ich mich
mittendrin, die
Umgebung raste immer
schneller an mir vorbei
und das Fahrgestell
setzte auf der
Landebahn auf. Ich

blieb noch ein Weilchen
sitzen, ungerührt vom
Trubel, in dem die
Passagiere ihr
Handgepäck aus den
Fächern zerrten und
sich in den Gang nach
draußen quetschten. Als
das Flugzeug sich
langsam geleert hatte,
stemmte ich mich aus
meinem Sitz, warf mir

meinen Rucksack über
eine Schulter und
steuerte den Ausgang
an. Ein Shuttlebus
kutschierte mich zum
Flughafengebäude. An
der Passkontrolle hatte
ich meine erste
Begegnung mit dem
Frohsinn der russischen
Natur. Die Frau in der

Uniform betrachtete
mich mit einem wie aus
Stein gemeißelten
Gesicht. Ich stammelte
>Dobry denj<, etwas,
was hoffentlich
deutlich genug nach
>Guten Tag< klang, doch
meine
Sprachfertigkeiten
beeindruckten sie
wenig. Schweigend schob

sie mir meinen Pass
zurück und ich durfte
gehen. Schließlich
bekam ich meinen Koffer
und steuerte auf die
Empfangshalle zu. Kein
Zurück mehr, ich war in
Russland. 150 Millionen
Menschen, und das
Gefühl, als müsste ich
im Augenblick jedem von

ihnen ausweichen. Wie sollte ich hier bloß meine Gastfamilie finden? Dem verwackelten Foto, das ich bekommen hatte, traute ich wenig. Es zeigte die Köpfe meiner Gastmutter Larissa und meiner Gastschwester Sophia auf einem mit einer karierten Decke

überzogenen Sofa, dafür war das Plakat eines Rocksängers über ihnen perfekt in Szene gesetzt. Den hätte ich in dieser Menge um einiges schneller erkannt.

»Liesah?«, hörte ich, drehte mich um und wurde von einer kleinen

Frau umarmt. Sie trug ausgeleierte Schuhe mit Pfennigabsätzen und ein Damenkostüm, das zwar elegant wirkte, aber bestimmt schon bessere Tage gesehen hatte. Neben ihr strahlte mich ein Mädchen an, das sogleich zu gestikulieren und dabei schnell, verdammt

schnell zu reden
begann. Ich hörte
>Sophia< heraus, aber
dabei blieb es nicht.
Wie Perlen von einer
gerissenen Schnur
prasselte es auf mich
ein: Sonja, Sontschik,
Sofotschka ... auf keinen
Fall Sontschik-
Pontschik ... irgendwas

mit Nonja ... und erst
einen Moment später
begriff ich, dass all
die Namen zu ihr
gehörten. In meiner
Kindheit hatte mein
Vater russisch mit mir
gesprochen, aber er war
gegangen, bevor ich die
Sprache perfektionieren
konnte. Ich versuchte,
eine beschwichtigende

Geste zu machen – und
im nächsten Augenblick
hielt ich einen
Blumenstrauß in den
Händen: ein Ungetüm aus
weißen Lilien in einer
knisternd raschelnden
Folie.

»Cherrzlikh
Willkommen in
Rrrussland!«,

verkündete meine
Gastschwester und
grinste mich über beide
Ohren an. Im Gegensatz
zu ihrer Mutter hatte
sie offensichtlich ein
Faible für teure Marken
oder die, die sich als
solche ausgaben. Ein
Playboy-Shirt, eine
Levis-Jeans, Puma-
Sneaker. Um ihren Hals

baumelte an einem
Lederband ein
auffälliger Anhänger
aus Bronze. Das
Schmuckstück erinnerte
an ein Rad mit sieben
Speichen, die mit
Ranken verziert waren
und am äußeren Kreis
mit einem weißen,
bläulich schimmernden

Steinchen besetzt
waren. Neues aus der
Fossil-Kollektion oder
ein Fan-Artikel aus dem
Game-of-Thrones-
Repertoire?

»Nonja? Steht dir
gut.« Ich deutete auf
ihren Anhänger und
überlegte, wie ich es
auf Russisch ausdrücken
sollte.

Eilig versteckte sie ihn im Ausschnitt ihres Shirts und verzog das Gesicht.

»Nonja, Nonja.«

Strahlend erklärte mir Gastmama Larissa, dass Sophia aka Sonja sich selbst so genannt hatte, als sie im Kindergartenalter noch

nicht so gut sprechen
konnte. Worauf Sophia
ihr eine freche
Grimasse schnitt. Das
war süß. Das alles. Das
stockende Englisch, der
Kosenamen Nonja und die
Herzlichkeit, mit der
diese kleine Frau und
ihre Tochter das
Russland um mich herum
plötzlich in ganz

anderen Farben
erscheinen ließen. Ich
klemmte den
Blumenstrauß unter den
Arm und öffnete meinen
Rucksack, in dem ich
zwei Mitbringsel für
meine Gastfamilie
versteckt hatte.

Konzentriert wie bei
einer archäologischen

Ausgrabung wühlte ich
durch das Chaos. Sophia
und ihre Mutter beugten
sich zu mir, fragten,
ob ich etwas bräuchte.
Stumm schüttelte ich
den Kopf. Vielleicht
hatte ich die
Mitbringsel in den
Koffer gesteckt?
Irgendwie wurde mir
schwindelig. Vielleicht

vom erdrückenden Geruch
der Lilien in meinem
Arm. Oder vom
Schlafmangel. Oder von
den Schatten, die um
mich herum zu flackern
begannen.

»Liesah ... Liesah
...«, hörte ich die
verstörten Rufe, ein
Kauderwelsch aus

Russisch, Deutsch und Englisch, während mein Verstand mir zu entgleiten drohte.

Nein, bleib weg von mir! Wie durch einen Schleier drang seine Stimme zu mir durch, so gequält und schwach. Ich suchte nach ihm in der verschwommenen Menge, in den Schatten,

die immer näher
heranrückten.

*Liza, rief etwas
nach mir. Du willst ihm
doch helfen. Dann komm
hierher, zu mir.*

Übelkeit stieg in
mir hoch. Nicht
hinsehen, bloß nicht
hinsehen!, pochte der
letzte Gedanke in

meinem Kopf, als ich
fiel.

Über mir sah ich
verschwommene Lichter,
ich wollte danach
greifen, die Realität
festhalten - und
ertrank immer mehr in
den flackernden
Schatten um mich herum.

Rette mich. Nicht.

*Du hättest mich
nicht hintergehen
sollen.* Das Flüstern
kroch unter seine Haut,
als bestünde jede Silbe
aus unzähligen
Spinnenbeinen, die
seine Wirbelsäule
emporwanderten. Er

spürte raue Seile, die
an seinen Handgelenken
und Knöcheln
scheuerten, auch wenn
er wusste, dass nichts
davon real war. Es gab
diesen Wald nicht, es
gab nicht den Altar,
auf dem er lag. All das
waren bloß Erinnerungen
an ein Leben, das er
nicht mehr hatte.

*Manchmal können
auch Erinnerungen
wehtun.*

*Ein Gesicht beugte
sich über ihn und die
ruhige Stimme seines
Bruders wiegte ihn in
Sicherheit. Ich weiß
wirklich nicht, was
erfreulicher ist. Dass
der dunkle Gott durch*

dich die Welt verändern
wird. Oder dass ich
dich endlich loswerde,
du kleine Ratte. Die
Silhouette über ihm
richtete sich auf und
streckte die Hände der
Statue entgegen, die
über dem Altar wachte.
Hol ihn dir, Veles!
Dieses Opfer ist zu

deinen Ehren!

Im Bruchteil einer Sekunde bestand alles, was er noch kannte, aus Schmerz. Er schrie, bis die Qualen etwas nachließen, und drehte kraftlos den Kopf. Da! Ein schwaches Schimmern in der Schwärze der Schatten, das nur einer

gehören konnte. *Bleib
weg von mir*, rief er
stumm. *Verschwinde!*
Doch sie blieb.

Liza, raunte die so
vertraute Stimme. *Sie
ist also doch noch
gekommen. Ich wusste,
dass sie dich nicht im
Stich lassen wird.*

Nein. Die Schatten

würden keine Macht über
sie haben. *Bitte ...*

bleib ... weg von mir ...

Ist das nicht süß?

Das Flüstern raubte ihm
den Verstand. *Sie ist
da, um dich zu retten.
Dich! Als gäbe es noch
etwas in dir, was
gerettet werden kann.*

Er sah, wie Liza

unsicher an den Altar
trat. Doch die
unausgesprochenen Worte
ihres Geistes waren
alles andere als
unsicher: *Lass ihn in
Ruhe.* Mit einem Mal
wich die Nacht zurück
und nahm die Schatten
mit sich, über den
Bäumen leuchtete der

Sonnenaufgang auf.

Doch seinen Herrn konnte niemand so schnell bezwingen. Hier war er allmächtig und allgegenwärtig. Seine Stimme schien aus dem Boden zu steigen, durch den Stein, auf dem er lag, zu kriechen und an jeder Faser seines Körpers zu zerren.

Liza, Kleines. Du hast keine Ahnung, was hier wirklich vor sich geht, nicht wahr?

So klein bin ich nicht, erwiderte sie ungerührt. Und all das hier erkläre ich jetzt zu meinem Traum. Du hast keine Macht mehr darüber.

Er hörte wieder das seltsame Summen.

Plötzlich gab es keine Stricke mehr, die ihn fesselten, keinen Altar, keine Schmerzen. Seine zitternden Hände strichen durch das sonnenwarme Gras, auf dem er lag. Er hob den Kopf und musste die

Augen abschirmen, um
aufzusehen, um zu
verstehen, dass es gar
nicht die Sonne war,
die ihn so blendete. Es
war ihr Leuchten. Liza
beugte sich zu ihm und
half ihm hoch, hielt
ihn fest in ihren
Armen.

Dummes Kind! Die
Schatten kehrten

zurück, streckten ihre
gierigen Schwadenfinger
nach ihnen beiden aus.
*Du kannst mir nicht
entfliehen.*

Er schloss die
Augen. Liza ... Wie lange
würde sie der
Dunkelheit standhalten
können? Er wollte sie
von sich stoßen, sie

vor diesem Albtraum
bewahren, doch sie ließ
ihn nicht los.

*Se Theg nie Ib-Ab-
Nnameztub* ... War da noch
jemand? Denn Liza
summte nicht, sie
umarmte ihn noch fester
und es kam ihm vor, als
würde sie ihm etwas
zuflüstern wollen. Geh,

geh weg von hier,
solange du kannst,
versuchte er ihr
zuzurufen.

*Sie wird
nirgendwohin gehen. Als
er aufblickte, sah er
die Gestalt seines
Herrn, die sich über
ihm aufbäumte. In der
Traumwelt habt ihr*

*keine Chance gegen
mich!*

Die Dunkelheit traf
sie beide mit einer
alles auslöschenden
Wucht. Zum letzten Mal
spürte er, wie Liza ihn
an sich drückte. Zum
letzten Mal fühlte er
das Glühen ihrer
Umarmung.

Dann ... gab es ihn

nicht mehr.

Kapitel 3

Mitten im russischen Flughafen umzukippen, konnte natürlich nur ich bringen. Wie es mir ging, was passiert war – so viel hatte ich aus

dem Redeschwall meiner
Gastmama Larissa und
meiner Nonja entziffern
können. Auch wenn mein
Kopf sich beständig
weigerte,
gedankentechnisch
mitzumachen, während
ich gegen die Übelkeit
ankämpfte. Verdammt,
hoffentlich übergab ich

mich zum Gruß nicht auf
den russischen Boden.

Ich atmete tief
ein.

Und langsam wieder
aus.

Besser.

Die Fetzen meines
Albtraums geisterten
durch meinen Kopf,
jetzt nur noch Ahnungen
als wirkliche

Erinnerungen. Da war
sein Schmerz, den ich
wie meinen eigenen
gespürt hatte, mein
Leuchten, das uns
retten wollte, meine
Mutter - aus
irgendeinem Grund hatte
ich dabei immer wieder
an meine Mutter gedacht
-, die Dunkelheit, die

uns hinterhergejagt
war, und ein einziger
Gedanke, der mich ganz
ausfüllte: Lass ihn
nicht los, lass diesen
Jungen bloß nicht los ...
Eine verräterische
Stimme in meinem Kopf
fragte mich, ob ich
wüsste, was ich in
diese Welt gebracht
hatte. Aber ich drängte

sie beiseite. Es war
nur eine kurze
Ohnmacht. Um nicht zu
sagen: ein
Sekundenschlaf. Vergiss
es einfach, mahnte ich
mich. Egal, wie
unglücklich der Start
gewesen sein mochte -
ich beschloss, mein
>Abenteuer Russland<

allen Widrigkeiten zum
Trotz zu meistern.

»Toilette?«,
murmelte ich und machte
eine Geste, um zu
verdeutlichen, dass ich
mich dringend
erfrischen musste. Wie
war noch einmal das
Wort für ›waschen‹, mit
dem mein Vater mich
immer vorm Zubettgehen

ins Bad gescheucht
hatte? *Myt*? Hoffentlich
verwechselte ich es
nicht mit dem Wort für
Zähneputzen.

»Ah!« Nonja holte
etwas Geld hervor und
zog mich durch die
Halle, an einer großen
Menschentraube vorbei,
in der alle

durcheinanderredeten
und wild gestikulierten
- jemand rief sogar
nach der Polizei.

Hoffentlich nicht wegen
des ganzen Theaters um
mich.

»Da - was?«,
brachte ich stockend
hervor und zeigte in
die Richtung der
Menschenansammlung.

Nonja winkte ab.

Die wichtigste Regel,
die ich in Russland zu
beachten hatte,
lautete: Halte dich von
Schwierigkeiten fern,
meinte sie. Sofern ich
sie richtig verstanden
hatte.

An den Toiletten
angekommen, beugte ich

mich über ein
Waschbecken.

Gespenstisch lag Nonjas
Schatten auf dem Boden
neben mir, als würde er
auf mich lauern. Etwas
wölbte sich darin,
streckte seine
Schattenfinger nach mir
aus. Hastig richtete
ich mich auf, drehte
den Hahn auf und warf

mir einen Schwung
Wasser ins Gesicht.
Jetzt nicht
durchdrehen! Das alles
war nicht real. Nicht!
Real!

Ich spürte Nonjas
Hand auf meiner
Schulter.

»Du nicht bereit
für das!«, flüsterte

sie mir ins Ohr. Auf
Deutsch. »Du sagen:
Zurück!«

»Was?« Langsam
wandte ich mich vom
Waschbecken ab, mit
meinem nassen Gesicht,
von dem das Wasser auf
mein Shirt tropfte.

»Alles gut mit dir?
Gut?«, quiekte sie, als
wäre nichts gewesen.

Schon schleppte sie mich aus den Toilettenräumen zu meiner Gastmama zurück – und schließlich verließen wir die Halle. Ich hatte es gerade so geschafft, mir das Gesicht abzutrocknen.

An der frischen

Luft ging es mir gleich
besser. Der
Ankunftstrubel lag
hinter mir, Larissa und
Nonja führten mich am
Flughafengebäude
vorbei, wir bogen um
eine Ecke und hier
draußen hätte man fast
von einer ländlichen
Idylle sprechen können,
denn mit dem Wahnsinn

vor dem Hamburger
Flughafen war der
Parkplatz kaum zu
vergleichen. Die beiden
brachten mich zu einem
alten Lada, bei dem ich
nur hoffen konnte, dass
er in seinem Leben
schon einmal so etwas
wie eine TÜV-Plakette
gesehen hatte. Während

meine Habseligkeiten in den kleinen Kofferraum gequetscht wurden, ließ ich meinen Blick über den Parkplatz schweifen.

Erschrocken schnappte ich nach Luft. Keine Ahnung, ob ich dabei aufgeschrien hatte.

Larissa zupfte an

meinem Ärmel, fragte,
ob es mir gut ginge -
die Frage des heutigen
Tages, ja -, und ich
schaffte es nicht, auch
nur einen Ton
herauszubringen. Denn
es konnte unmöglich
sein, dass ... der Junge
aus meinem Albtraum
direkt vor mir stand.

Nun ja, nicht
direkt vor mir. Er
hatte sich etwas
abseits an einen Baum
gelehnt. Sein dunkles
Haar fiel ihm ins
Gesicht nach bester
Manier einer Modern-
Talking-
Nostalgiefrisur. Seine
Haut wirkte so blass,

dass man glauben
könnte, sie hätte noch
nie die Sonne gesehen.
Er trug ein
aufgeknöpftes Hemd, das
einen Blick - und bei
mir mindestens ein
Duzend davon - auf
seine muskulöse Brust
und den
durchtrainierten Bauch
gewährte, und eine

etwas zu kurze Hose,
die unauffällig seine
schmalen Hüften
betonte. Keine Schuhe.
Und das Merkwürdigste
an alldem war nicht,
dass ich gerade meine
Halluzination angaffte,
sondern weil sich alles
um ihn herum zu
verändern schien. An

dem Baum, unter dem er stand, leuchteten die Blätter wie gerade gesprossen. Zu seinen Füßen keimte frisches Gras, direkt auf dem Trampelpfad, der schon lange kein Grün gesehen haben musste. Sogar die fröhliche Schar kleiner Vögel, die auf den Ästen hockten oder

durch die Lüfte
sausten, tschilpte
lauthals von
Frühlingsgefühlen – und
das ausgerechnet jetzt
im Herbst.

Ich machte einen
Schritt auf ihn zu, als
Nonja mich packte,
meinte, wir müssten
los, wenn wir nicht in

den Stau kommen wollten, und dass ich auf der Rückbank nach hinten rutschen sollte, weil die Tür auf der anderen Seite klemmte. Schon drängte sie mich ins Auto.

Hatte sie ihn auch gesehen, meinen Mr Nachtmahr? Oder bildete ich mir bloß etwas ein?

Der Lada setzte sich in Bewegung und ich zwang mich, nach vorne zu sehen.

Schon bald musste ich feststellen: Meine Gastmama fuhr wie ... nun ja, ich mochte keine Tiervergleiche. Aber wenn eine gesengte Sau in dieselbe Richtung

fahren würde, wäre ich
mit Freuden
umgestiegen. Wenigstens
konnte ich viel von der
Stadt sehen. Die
Zugbrücken, die Spitzen
der Kirchen und
Kathedralen, die
imposanten Stalin-
Bauten irgendeines
Prospekts mit einem
schier

unaussprechlichen
Namen, moderne Gebäude,
die direkt aus den USA
hätten stammen können,
sowie die trostlosen
Plattenbauten, sobald
man sich vom Zentrum
des allgemeinen
Touristeninteresses
entfernte.

Eine von

Schlaglöchern übersäte
Nebenstraße, die der
Lada wie ein
waschechter Land Rover
meisterte, brachte uns
zu einem neunstöckigen
Haus. Wir stiegen aus,
holten unsere Sachen
aus dem Kofferraum und
ich wurde zum Eingang
dirigiert. Das
Treppenhaus war mit

einer Metaltür
gesichert, die Nonja
mit einem runden
Schlüssel, der an einen
Knopf erinnerte,
aufsperrte. Ansonsten
wählte man über die
metallischen Ziffern
des Eingabefeldes die
Nummer der Wohnung,
erklärte Nonja, um dort

über den ›Domofon‹
anzurufen.

Im Treppenhaus
stank es nach Abfällen
und gebratenen
Zwiebeln. An den Wänden
prangten Schmierereien,
hier und da blätterte
die Farbe ab. Die
Aufzugstüren
schepperten beim
Öffnen, und die

bemalten, mit Kaugummis
beklebten Wände weckten
bei mir nicht gerade
Vertrauen. Am liebsten
hätte ich die Treppe
genommen, wenn Nonja
und Gastmama Larissa
mich nicht so energisch
in den Aufzug
manövriert hätten. Die
Kabine fuhr hoch, und

ich hätte wetten
können, dass jemand sie
per Hand hochzog. Hau
ruck, hau ruck.

In der achten Etage
stiegen wir aus. Und
wenn ich glaubte, nach
der heil überstandenen
Fahrt im Aufzug würde
mich nichts mehr
überraschen, war ich
doch ziemlich baff, als

Larissa nicht eine,
sondern gleich zwei
Eingangstüren
aufsperrte. Die erste
war gusseisern mit
einem Schlitz für den
Schlüssel und dem Spion
in der Mitte
ausgestattet, die
zweite dahinter –
gepolstert wie ein

altes Ledersofa.

Im kleinen Flur konnten wir drei uns kaum bewegen.

Vielleicht zog Nonja mich deshalb gleich durch die Wohnung, um mir mein Zimmer zu zeigen. Kaum fünf Quadratmeter groß, war es vollgestopft mit Möbeln, angefangen mit

einer Glasvitrine, in
der Kristallgläser und
ein Porzellan-Set für
zwölf Personen
einstaubten, bis hin zu
einer wackeligen
Spiegelkommode, die den
Charme der Sechziger
versprühte. Neben dem
Fenster führte eine Tür
zum Balkon, auf dem

sich Eimer stapelten
und eine morsche,
zusammengeklappte
Feldliege an das
Geländer angelehnt
stand. Das mit einer
bunten Patchworkdecke
bezogene Bett
quietschte, als ich
mich darauf fallen
ließ. Wie erschöpft ich
war, merkte ich erst

jetzt.

»Du etwas essen?«,
erkundigte sich Nonja.

Ich nickte. »Aber
ich brauche ein paar
Minuten, okay?«

Nonja verstand und
ließ mich allein.

Ich fühlte mich
meiner Heimat unendlich
fern, je länger ich dem

so lebendigen Mutter-
Tochter-Geschnatter
hinter der Wand
lauschte, und fragte
mich, ob ich meiner
Mama und Tante Inga vor
der Abreise noch einmal
hätte sagen sollen, wie
lieb ich sie hatte. Ich
befreite mein Handy aus
dem Flugmodus und
entdeckte unzählige

verpasste Anrufe von
Tante Inga. Ich wählte
ihre Nummer, wartete,
versuchte es noch
einmal – doch sie ging
nicht ran. Merkwürdig.

Im Koffer fand ich
meine Gastgeschenke:
ein Körbchen mit
unterschiedlichen
Teesorten und Kandis

für Larissa und eine hübsche Verwöhn-Box mit Duschgel und Shampoo für Nonja, was zugegebenermaßen eine Notlösung war, weil ich nicht viel über die beiden wusste.

Larissa werkelte in der Küche. Freudig nahm sie meine Präsente entgegen, als hätte sie

ihr Leben lang auf den
Tee und den Kandis
gewartet, drückte Nonja
eine Schüssel in die
Hände und dirigierte
uns zum Wohnzimmer. Auf
der weißen Tischdecke
waren unzählige Schalen
mit Salaten
aufgestellt, dazu
Aufschnittplatten mit

Wurst und Käse,
geräuchertem Fisch -
mir drehte sich der
Kopf. Fiel das
hierzulande unter
»etwas zu essen«? Nonja
fragte mich über
Deutschland aus, nach
meiner Familie und
meinem Entschluss, ein
Auslandssemester in
Russland zu verbringen.

Auf Letzteres
antwortete ich
ausweichend. Wie sonst
hätte ich ihr erklären
sollen, dass ich seit
Metas Unfall immer
wieder aufflackernde
Schatten sah, die
Unheil zu versprechen
schienen. Und dass ich
hier war, weil ich mich

plötzlich zu
eindringlich an die
Worte meines Vaters
erinnerte. Wie er mich
zu sich auf den Schoß
genommen, mir zärtlich
über den Kopf
gestrichen und
zugeflüstert hatte:
»Was siehst du in den
Schatten, Kleines?
Siehst du darin die

Zukunft?« Mein Vater
stammte aus Russland,
genau genommen aus
Sankt Petersburg. Nun
war ich hier.

Zugegeben, ohne einen
konkreten Plan, denn
wie hoch standen die
Chancen, ihm in einer
Millionenstadt einfach
über den Weg zu laufen?

Und viel mehr wusste
ich nicht über ihn,
weil Mama nie von ihm
sprach. Ich konnte
nicht einmal mit
Sicherheit sagen, ob
all das, woran ich mich
zu erinnern glaubte,
nicht einfach nur eine
Einbildung war.

Mit dem Essen
vollgestopft, unternahm

ich einen neuen
Versuch, Tante Inga zu
erreichen, doch sie
nahm nicht ab. Wusste
meine Mama womöglich
etwas über den Grund
dieser Anrufe? Ich
hätte mich sowieso
längst bei ihr melden
und ihr versichern
sollen, dass ich bis

jetzt von keinem frei
laufenden Bären
aufgefressen worden
war. Doch auch bei ihr
wartete ich vergeblich
auf ein Lebenszeichen.
Zwischendurch lugte
Nonja ins Zimmer und
fragte, ob ich Lust
hätte, mit ihr die nahe
Umgebung zu erkunden.
Eine gute Idee. Ich

steckte das Handy ein,
schlüpfte in meine
Jacke und Schuhe und
folgte ihr. Energisch
gestikulierend
versuchte Nonja, mich
zu einer weiteren Fahrt
im Aufzug zu überreden,
doch so abenteuerlustig
war ich bei Weitem
nicht. Also rief ich,

ich wäre bestimmt
schneller unten, sie
zuckte herausfordernd
mit den Augenbrauen,
die Aufzugstüren
rumpelten beim Zugehen
und ich lief die Treppe
herunter. Natürlich
nahm ich den Wettkampf
ernst. Vielleicht zu
ernst. Denn eine Etage
tiefer rutschte mein

Fuß auf einer Stufe
aus. Ich stolperte,
versuchte mich am
Geländer festzuhalten
und fiel - in jemanden
hinein.

Ein kräftiger Arm
schlang sich um mich,
ich taumelte und
stemmte mich mit beiden
Händen gegen eine

muskulöse Männerbrust.
Hastig schob ich mir
das Haar aus dem
Gesicht und schaute in
intensiv graue Augen,
die mich belustigt
musterten. Mal ehrlich.
Wenn der Kerl am
Flughafen meinen
Albträumen entsprungen
zu sein schien, war
dieser Vertreter der

männlichen Zunft genau
das, was ich nach einer
Überdosis *Vampire*
Diaries heimlich
angeschmachtet hätte.
Peinlich, peinlich -
aber das Plakat mit Ian
Sommerhalder hing immer
noch an der Wand meines
Zimmers.

Der Typ

schmunzelte, als hätte
er meine Gedanken
erraten, und beugte
sich zu mir. Noch einen
Augenblick länger, und
man könnte glauben, wir
sprächen für ein Vom-
Winde-verweht-Remake
vor. Energisch
schlüpfte ich aus
seiner Umarmung und
stieg vorsichtshalber

eine Stufe höher, bevor
ich ihn genauer in
Augenschein nahm. Eine
abgewetzte Lederjacke
über den breiten
Schultern, klar
definierte Gesichtszüge
Marke »Bad Boy«, ein
freches Grinsen auf den
Lippen – höchste Zeit
aufzuhören, ihn

anzugaffen Liza!,
mahnte ich mich zur
Ordnung.

»Ähm. Danke«,
stammelte ich und
spürte, dass ich rot
wurde. Und wenn ich rot
wurde, begannen meine
Sommersprossen noch
mehr zu leuchten, was
mir sogleich noch mehr
Hitze ins Gesicht

brachte. Russisch, Liz,
denk russisch! Aber
mein Verstand hatte
offensichtlich
beschlossen, in seiner
Gegenwart alle
Funktionen
einzustellen. Was dem
Kerl natürlich nicht
entging.

Er hob eine

Augenbraue. Mann, warum konnten ausgerechnet solche Kerle es so gut? Und ich zupfte an meinen Locken wie ein kleines Mädchen. Also ließ ich mein Haar los und bemühte mich um mehr Selbstbewusstsein. »Hi!«

Etwas Kaltes und Nasses stupste mich von

unten an. Ich quiekte
auf und sprang noch
eine Stufe höher.

Wollte ich nicht gerade
eben noch mit dem
Kleinemädchengehabe
aufhören? Schwierig,
wenn einen ein riesiger
Schäferhund mit einem
schräg gelegten Kopf
musterte.

»Nikcht Angst

chaben.« Der Typ kniete
sich hin und knuddelte
den Hund durch. »Sie
kcheißt Käpt'n. Sie
seehr lieb.«

»Ähm. Du sprichst
deutsch?«

Schon wieder
fummelte ich an meinen
Haaren.

Statt einer Antwort richtete er sich auf und hob erneut eine Augenbraue. Ja, Mann, hab's schon kapiert. Das kannst du wirklich toll! Ich seufzte. Dieses Grinsen. Die verwuschelten Haare. Eine kleine, blasse Narbe rechts nahe dem

Wangenknochen. Okay,
okay, er hatte
definitiv etwas
Verwegenes an sich. Und
wenn ich nur daran
dachte, wie sein
starker Arm mich an
sich gedrückt und ich
mit jeder Faser meines
Wesens die Wärme seines
Körpers gespürt ...
Stopp! Genügte all das

etwa, um ihn wie sein
Hund anzuhecheln?

Definitiv nicht!

Außerdem hatte sein
dunkelbraunes Haar
einen grauenhaften
Schnitt, beschloss ich,
um mein etwas zu
euphorisch hüpfendes
Herz zur Ordnung zu
rufen.

Ich straffte die
Schultern und räusperte
mich. »Es ist mir ein
Vergnügen, Euch
kennenzulernen,
Käpt'n«, sagte ich zum
Hund mit einer
Verbeugung und
beobachtete vergnügt
das grüblerische
Gesicht des Herrchens.

Bestimmt hatte er nur
ein paar Worte
mitbekommen, ich hatte
mir keine Mühe gemacht,
langsam zu sprechen.
Aber das Grübeln stand
ihm, musste ich
zugeben.

Der Hund wedelte
begeistert mit der
Rute. Nur aus dem
Augenwinkel bemerkte

ich die flackernden
Schatten. Innerlich
erstarrt beobachtete
ich, wie die Umrisse
begannen, sich zu
verflüssigen, als würde
sich eine Lache zu
meinen Füßen bilden und
die Stufen zu mir
hochkriechen. Wie
schwarzes Blut, dachte

ich. Das langsam über
eine Oberfläche mit
merkwürdigen Symbolen
floss und sie nach und
nach ausfüllte. Dann
flackerte der Schatten
erneut auf und ich sah
Flügel. Mächtige
Schwingen eines
riesigen Vogels.

»Liza, nein!«,

hallte es durchdringend

bis zu mir. Ich zuckte zusammen.

Auf dem Absatz unter uns stand Nonja, blass, mit weit aufgerissenen Augen. Konnte sie es auch sehen? Wusste sie, was mit mir los war? Was das alles bedeutete?

Sie beachtete mich

nicht weiter und meinte
bloß zu dem Typen, er
solle mich in Ruhe
lassen und gehen.

Nein, wollte ich
protestieren, aber er
zuckte nur mit den
Schultern. »Okej, Okej.
Wir uns sehen, doitsche
Mädkchen«, flüsterte er
mir zu, winkte seinen
Hund herbei und ging

weiter.

Mein Herz trommelte
SOS. Wie ferngesteuert
stolperte ich auf Nonja
zu. »Hast du seinen
Schatten gesehen? Du
hast ihn gesehen, nicht
wahr?«

Verständnislos
runzelte sie die Stirn.

Nein, das hatte ich

mir definitiv nicht
eingebildet. Sie wusste
etwas! Oder spielte
mein Verstand endgültig
verrückt?

»Komm«, meinte sie
nur. »Ich mich gefragt
habe: wo du?« Schon
lief sie die Treppe
hinunter, ich ihr
hinterher.

»Was weißt du über

diesen Jungen?«

»Edik?« Sie gab
einen merkwürdig
grunzenden Laut von
sich und riet mir, mich
von Kerlen wie ihm
fernzuhalten.

Überhaupt, meinte sie,
sollte ich bei Fremden
nicht sofort raushängen
lassen, dass ich

Deutsche war. Hätte ich
den Vortrag darüber,
wie gefährlich es hier
für mich als
Ausländerin werden
könnte, vor meiner
Abreise gehört, hätte
ich meinen Flug
storniert und die Judo-
Probestunden aus meiner
Kindheit wieder
aufgenommen. Und bei

all dem Redeschwall
fiel kein einziges Wort
über zuckende Schatten.

»Jetzt mal
langsam«, unterbrach
ich sie, als wir
draußen waren. »Was
genau ist da passiert?«

Nonja rümpfte die
Nase. Sie kenne Edja –
wohl ein weiterer Name

für ›Edik‹, kombinierte
ich – seit Kindertagen.
Damals war er ›voll
okay‹ gewesen. Der
beste Sandkastenfreund,
den man sich vorstellen
konnte. Zwischen
Streitereien um
Förmchen und verfügbare
Schaufeln habe sich
Nonja in ihn sogar
verliebt. Doch er hatte

sich zum Schlechten
entwickelt, wie ihre
Mutter es wohl häufiger
auszudrücken pflegte.
Seit einigen Jahren
arbeitete er in einem
>Casino< – die
Gänsefüßchen malte
Nonja besonders
hingebungsvoll in die
Luft. Er spielte mit

Besuchern Billard, um ihnen für seinen Mafiaboss das Geld aus der Tasche zu ziehen. Von dem, was er in der Nacht gewann, bekam er Prozente. Die ihm sein Alkoholiker-Vater wieder abnahm, um Schnaps zu finanzieren. Ganz sicher trinke auch Edik, bekräftigte

Nonja, und wenn man keinen Ärger haben wollte, so hielt man sich von den Schauros fern. Schauro musste wohl sein Nachname sein – meine

Kombinationsgabe machte gerade Überstunden.

»Komme jetzt«, sagte sie schließlich, bevor

ich sie weiter über die
Schatten ausfragen
konnte, und machte
deutlich, dass das
Gespräch über Edik
beendet war: »Viieeeel
sehen wir wollen.«

Ich seufzte.

Womöglich
interpretierte ich da
einfach zu viel rein,
und sie wollte mich

bloß vor ihrem
Gangster-Nachbarn
warnen.

Doch etwas in
meiner Brust flatterte,
fast wie die Schatten
vorhin. Vielleicht eine
böse Vorahnung. Oder
einfach nur mein
verrücktes Herz.

Viel gab es in der

Gegend nicht zu sehen -
nur Häuser, die
einander zum
Verwechseln ähnlich
sahen, und Wege, die
sich erfolglos gegen
die Schlaglöcher
behaupteten. Kaum
Passanten, bis auf ein,
zwei Menschen, die, in
ihrem Trott versunken,

durch die Straßen
eilten. Eine Zeit lang
schienen uns zwei
Männer zu folgen, was
mich nach einer Weile
etwas nervös gemacht
hatte. Beide mit
strohigem Haar, das
ihnen buchstäblich aus
dem Gesicht und der
Kopfhaut wucherte. Dazu
eine elegante Kleidung:

eine perfekt sitzende
Jeans, bei dem einen
vollendete ein
Rollkragenpulli und
eine schicke Lederjacke
das ›Outfit of the
Day‹. Bei dem anderen
war es ein langer,
dunkler Wollmantel. Im
Gegensatz zu mir wirkte
Nonja ganz entspannt,

also beruhigte ich mich auch - und irgendwann verschwand zuerst der eine, dann der andere Mann hinter einem der Häuser. Der Vortrag über die inländische Sicherheit hatte mich wohl etwas zu paranoid gemacht.

Nonja zeigte mir den nahen Supermarkt,

die Schule, in die sie früher gegangen war und die mich mit ihrem U-förmigen grauen Bau an einen Bunker erinnerte, und die nächste Bushaltestelle, falls ich mal zur Metro und dann in die Innenstadt fahren wollte. Besonders stolz war sie

auf den nagelneuen,
beleuchteten Spielplatz
in der Nähe, der mit
knallbunten Farben und
Gestalten aus
russischen Märchen und
Sagen lockte: eine
Rutsche in Form eines
Feuervogels, eine
Hangelleiter auf dem
Rücken des Grauwolfes,
eine Schaukel zu Ehren

des Teigkloppses
Kolobok.

Bald traten wir den Weg zurück an und nach einem kleinen Marsch durch das Labyrinth aus Plattenbauten erkannte ich unser Haus. Von den Bänken in der Nähe tönte das Grölen und Pöbeln einiger

Halbstarker oder
Gerade-mal-so-
Erwachsenen; Flaschen
klirrten, die bestimmt
keinen Apfelsaft
beinhalteten,
Zigarettenstummel
wurden direkt am Holz
der Sitze ausgedrückt.
Nonja rümpfte die Nase.
Ediks Kumpels, erklärte
sie und mahnte mich

erneut, ich solle mich von ihm fernhalten.

Da entdeckte ich in der Nähe unseres Treppeneingangs einen der Wuschelmänner wieder. Er schien auf etwas zu warten. Oder auf jemanden. Mir entging nicht, wie er den einen oder anderen

wachsamen Blick zu uns
herüberwarf, um gleich
darauf rasch
beiseitezuschauen.

Okay, vielleicht wohnte
er hier, beruhigte ich
mich und stellte beim
Näherkommen fest, dass
es keiner unserer zwei
Vielleicht-Verfolger,
sondern ein dritter
Kerl war. Das Bart- und

Kopfhaar genauso wild
wuchernd, trug dieser
einen Anzug unter
seinem aufgeknöpften
schwarzen Trenchcoat.
Anscheinend gab es
irgendwo ein Treffen
anonymer
Friseurphobiker. Ganz
einfach. Doch meine
Alarmglöckchen

schrillten weiter.
Zusammen mit ihnen
meldete sich auch mein
Handy mit einem
anonymen Anruf. Zögernd
nahm ich ab.

»Hallo,
Cousinchen.«

Mein Magen zog sich
zu einem festen Knoten
zusammen. Natürlich
erkannte ich die Stimme

sofort. Und dennoch
musste ich mich einen
Moment sammeln. »Meta?«

»Ich hoffe, ich
störe nicht.«

Ich schluckte. Man
brauchte keine
zuckenden Schatten, um
zu ahnen, dass etwas
nicht stimmte. »Ist
alles okay bei dir?«

»Bei mir? Alles
prima.«

Wir schwiegen
beide, während der
Wuschelmann mich mit
einem merkwürdigen
Blick taxierte, der mir
durch Mark und Bein
ging. Ich drehte mich
weg. Was sollte ich
sagen? Sollte ich

überhaupt etwas sagen?
Oder brauchte Meta
gerade jemanden, der
ihr zuhörte?

»Deine Mutter liegt
im Koma«, drang ihre
leise Stimme zu mir
durch.

Mein Herz schlug so
heftig, dass ich
glaubte, kein einziges
Wort mehr herausbringen

zu können.

»Tut mir leid«,
sagte sie schließlich.
Sie holte tief Luft,
doch statt etwas zu
sagen, brach die
Verbindung ab.

Verstört starrte
ich auf mein Handy. Was
sollte das? Ein dummer
Scherz? Eine

merkwürdige

Racheaktion? So war sie
doch gar nicht!

Andererseits – was wusste
ich schon darüber, wie
Meta inzwischen war.

Nonja tippte mich
an der Schulter an und
hob fragend die
Augenbrauen.

»Alles gut«,
murmelte ich und rief

meine Mama an. Keine Antwort.

Mein Herz raste. Ich versuchte, Tante Inga zu erreichen, immer wieder, während ich die Stufen des Treppenhauses hochjagte. Würde ich erneut mit Edik zusammenprallen, würde

ich ihn samt Käpt'n
einfach umnieten.

Larissa öffnete auf
mein Sturmklingeln,
fragte nichts, als ich
mit dem Telefon am Ohr
an ihr vorbei in mein
Zimmer hastete. Ich
machte die Tür hinter
mir zu, ließ mich aufs
Bett fallen und starrte
den an die Wand

genagelten Teppich an.
Nimm ab, nimm ab,
flehte ich stumm.

»Liza? Süße? Bist
du es?«

»Endlich!« Ich
richtete mich auf, als
hätte mich etwas in
meinen Allerwertesten
gestochen. »Was ist bei
euch los? Ich kann Mama

nicht erreichen!«

Tante Inga zögerte, und dieser Bruchteil einer Sekunde reichte aus, dass ich begriff – irgendetwas stimmte da tatsächlich nicht.

»Bist du gut angekommen?«, fragte sie. Ihre Stimme bebte, und ich glaubte, dass sie um Fassung rang.

»Wie ist deine
Gastfamilie? Genauso
nett, wie wir dachten?«

»Tante Inga!«,
schrie ich sie an. Tief
durchatmen. Sie konnte
doch nichts dafür. Also
senkte ich die Stimme,
flüsterte beinahe: »Was
ist mit Mama?«

Die Stille am

anderen Ende war wie
ein schwarzes Loch, das
mich einzusaugen
drohte. Bis ich ihr
Seufzen hörte. »Sie ist
im Krankenhaus. Wir
wissen nicht, was
passiert ist. Sie
wollte anscheinend ein
Mittagsschläfchen
machen und ist nicht
mehr aufgewacht.«

»Was sagen die
Ärzte?« Ich war selbst
überrascht, wie gefasst
ich klang.

»Dass wir die
Untersuchungsergebnisse
abwarten müssen.«

»Ich nehme den
nächsten Flug zurück.«

»Schätzchen, hör
zu. Wir können

überhaupt nichts tun.
Ich bleibe bei ihr und
melde mich, wenn sich
etwas ändert. Sie ist
stabil, die Ärzte sind
optimistisch. Du kennst
deine Mutter, sie ist
eine echte Kämpferin.«

»Ich komme mit dem
nächsten Flug. Keine
Diskussion.« Ich legte
auf, um sogleich nach

den Flugverbindungen zu suchen, und hätte mein Handy am liebsten gegen eine Wand geschleudert. Die nächste Maschine ging erst in drei Tagen. In drei Tagen! Da wäre ich zu Fuß schneller ...

Nein, wäre ich nicht, versicherte mir

der Routenplaner bei
Google Maps.

Drecksentfernung.

›Halte mich auf dem
Laufenden!!!‹, schrieb
ich an Tante Inga,
dachte kurz nach und
setzte noch ein paar
Ausrufezeichen dazu.

›Aber klar‹, kam
prompt zurück.

Danach -

Funkstille.

Bis spät in die Nacht linste ich immer wieder zum Handy, in der Hoffnung, Neues zu hören. Meine Augen brannten, die Lider fühlten sich schwer an, aber ich jagte den Schlaf davon. Es war, als hätte etwas all

meine Träume
ausgelöscht. Sogar die,
die mich seit Metas
Unfall verfolgten. Und
je länger ich in diesem
winzigen Zimmer
verharrte und an die
Decke starrte, desto
mehr überkam mich das
Gefühl zu ersticken.
Ich schlüpfte aus dem
Bett und tastete mich

zum Fenster. Nach einem
heftigen Rütteln am
Griff gab die Balkontür
nach und ich trat an
die frische Luft.

Wie schwarze Blöcke
lagen die
Nachbarshäuser vor mir,
ein paar Bäume
streckten dem Himmel
ihre knorrigen Äste

entgegen, weiter vorne
- eine einsame
Straßenlaterne. War da
etwa jemand? Ich hätte
schwören können, einen
der Wuschelmänner
gesehen zu haben - aber
nein. Niemand da. Tief
atmete ich die
nächtliche Luft ein. Es
war so leise, dass ich
kaum glauben konnte, in

einer Millionenstadt zu sein. Sankt Petersburg hatte wahrhaftig sehr viele Gesichter, so gerne hätte ich sie alle kennengelernt - aber ich musste zu meiner Mama, sie brauchte mich.

Ich lehnte mich an die Brüstung, die Arme

eng um die Schultern
geschlungen. Mich auf
einen der Eimer zu
setzen, traute ich mich
nicht. Gut so, denn in
einem entdeckte ich
Sauerkraut.

Kalt.

Gab es hierzulande
schon Bodenfrost? Mir
hatte längst vor dem
russischen Winter

gegraust, zumal mein
mit Kunstpelz
gefütterter Parka nicht
in den Koffer gepasst
hatte.

Es raschelte.

Allein war ich nicht
mehr. Dann hörte ich
ganz in der Nähe ein
zufriedenes Hecheln.
»Käpt'n?«, hauchte ich

und spähte in die
Dunkelheit.

Schräg links unten
mir entdeckte ich das
rote Glimmen einer
Zigarette. »Kannst
nicht schlafen,
doitsche Mädken?«

Seine raue Stimme
war vermutlich den
nächtlichen
Rauchausflügen auf den

Balkon geschuldet. In der Dunkelheit und der Stille um uns herum klang sie durchaus angenehm. Ruhig, bodenständig und so, als würde er wieder sein freches Grinsen aufsetzen, das ich bereits im Treppenhaus kennengelernt hatte.

»Ähm ...« Ich biss mir auf die Lippe. Bei so vielen Ähms, die mir in seiner Gegenwart herausrutschten, müsste er inzwischen denken, dass ihm im Deutschunterricht ein Hilfsverb entgangen war. Oder dass mein IQ unter einer

unangezündeten
Zigarette lag. So oder
so, auf eine nächtliche
Unterhaltung mit Edik -
überhaupt mit
irgendjemandem - konnte
ich verzichten.

Ich wandte mich ab
und stolperte zurück
zur Balkontür, als der
Hund unruhig
aufwinselte. Nein,

nicht unruhig, eher
freudig erregt.

»*Ticho, Käpt'n!*

Mesto!« Für einen
Moment wurde es still,
dann ertönte erneut das
fröhliche Winseln und
kurz darauf – Gerangel.
Offensichtlich lag auch
auf Ediks Balkon so
einiges Zeug herum, das

der Hund fröhlich
umschmiss, als er
spontan beschlossen
hatte, wild
herumzutoben.

Beunruhigt spähte ich
über die Brüstung,
konnte jedoch nur das
im Dunkeln tanzende
rote Glimmen sehen, bis
die Zigarette erlosch.
Entweder hatte Edik sie

ausgedrückt oder sie
war ihm
heruntergefallen. Etwas
schepperte, der Hund
winselte in seiner
unbändigen Freude und
ich hörte Edik fluchen
– die Art von Fluch,
die wohl nicht für mein
damenhaftes Ohr
bestimmt war. Aber

nichts half, um das Tier davon abzuhalten, über den Balkon stoben zu wollen. Es bellte, lauter und lauter, als hätte es irgendwo einen Kumpel gewittert, den es mit einem begeisterten Kläffen begrüßte. In den benachbarten Fenstern gingen Lichter an, es

dauerte nicht lange,
bis ich eine Frau
brüllen hörte, man
solle mit dem Lärm
aufhören. Auch in Ediks
Wohnung ging das Licht
an, sodass ich endlich
sehen konnte, was auf
dem Balkon los war.
Edik hielt den Hund am
Halsband, den pelzigen

Leib zwischen die Beine
gepresst, und redete
auf das Tier ein. Es
schien zu zittern, die
Schnauze zum Himmel
gestreckt, als
versuchte es etwas zu
wittern. Die Balkontür
wurde aufgerissen und
aus der Wohnung ertönte
das Lallen eines
Betrunkenen. Wohl sein

Vater. Der Mann
hämmerte wild gegen den
Türrahmen, der Hund
kläffte wie wild,
während Edik versuchte,
gleichzeitig das Tier,
die schimpfende Frau
und seinen Vater zu
beruhigen. Endlich
bekam er den Hund in
die Wohnung, die

Balkontür schlug wieder zu und ich hörte nur noch, wie Käpt'n immer wieder gegen das Glas sprang.

Plötzlich flutete das Licht mein Zimmer. In ihre Morgenmäntel gehüllt, stürzten Nonja und Larissa herein, um mich vom Balkon zu zerren. Wie es bei Edik

weiterging, konnte ich nicht mehr sehen.

Dafür sah ich etwas anderes.

Eine groteske, riesige Silhouette schoss von einem der gegenüberliegenden Gebäude zum Dach unseres Hauses. Eine Mischung aus einem

Bären und einem Wolf
vielleicht, mit einem
Hauch ...

... von einem
Menschen.

**Auf der Suche nach
dir**

Zu grell. Zu laut.
Zu ... viel. Seine Lunge

schien sich mit Blei zu füllen, während die ganze Welt auf seinen Kopf einhämmerte. Er krümmte sich auf dem Boden und wusste nicht mehr wohin mit all dem Chaos, bis er sich zu einem Atemzug zwang. Obwohl die Versuchung groß war, dagegen anzukämpfen, weil jedes

Schlückchen dieser
stinkenden Luft seine
Kehle mit einer
beißenden Schicht
belegte.

Nur langsam lösten
sich die verkrampften
Glieder. Unter seiner
Wange spürte er einen
kalten Steinboden.
Geräusche, Gerüche von

unzähligen Menschen,
Maschinen, Dingen ...
zerzten an seinen
Sinnen. »Ey, Junge!
Geht es dir nicht gut?«

»Wir sollten einen
Arzt rufen.«

»Besser gleich die
Polizei.«

»Er ist ja
vollkommen nackt.«

»Hallo? Hörst du

mich?«

»Vielleicht ist er
auf Drogen.«

»Polizei!«

Jeder Laut ließ ihn
zusammenzucken. Am
liebsten würde er die
Gaffer niederreißen,
sie zerfetzen und
fliehen. Weg von diesem
Lärm, weg von diesem

Gestank.

Jemand beugte sich über ihn, rüttelte an seiner Schulter. »Hey! Hörst du mich?«

Instinktiv bleckte er die Zähne und knurrte.

»Der ist ja vollkommen irre! Wo bleibt die Polizei?«

Er sammelte seine

Kräfte und schnellte hoch. Die Menschen schrien, stoben auseinander. Niemand wagte es, sich ihm in den Weg zu stellen. Sein Grollen hielt jeden von ihnen auf Abstand.

Schließlich wandte er sich ab und rannte

durch die Halle. Die
Schatten, wo waren die
Schatten? Sie würden
ihn vor den Blicken
schützen, ihm
Geborgenheit schenken.
Die Dunkelheit war
schon immer seine
Verbündete gewesen.

Nur Menschen,
überall. Sie riefen
etwas, zeigten mit dem

Finger auf ihn. Er
schob sich hinter eine
Säule, lehnte sich mit
dem nackten Rücken
gegen den kalten,
seelenlosen Stein.
Gleich würden sie
kommen und ihn holen.

Doch der Tumult in
der Halle legte sich.

Kaum eine Armlänge

von ihm entfernt saß
ein älterer Mann und
blätterte in der
Zeitung; ab und zu
glitt sein Blick umher
und schien nichts
Interessantes zu
bemerken. Die Menschen
beachteten ihn nicht
mehr! Der Schatten der
Säule verbarg ihn vor
ihnen, machte ihn

vollkommen unbedeutend
für die oberflächlichen
Sinne dieser
einfältigen Geschöpfe.

Doch er konnte
nicht ewig hinter der
Säule ausharren. Neben
sich entdeckte er einen
Koffer, die beiden
Schieber des
Reißverschlusses waren

mit einem kleinen
Schloss gesichert.
Vorsichtig streckte er
einen Arm aus, befühlte
den kalten Metallbügel,
der so zerbrechlich in
seinen Fingern wirkte.
Es kostete ihn kaum
eine Anstrengung, das
Schloss
auseinanderzuberechnen.

Gut so. Er zog aus

dem Koffer ein Hemd und eine Leinenhose, die nach dem Muff eines fremden Körpers stanken. Wie widerlich der Geruch auch war - angezogen könnte er auch ohne die Schatten unnötige Aufmerksamkeit vermeiden. Also schlüpfte er in die

Sachen und machte ein paar vorsichtige Schritte mitten ins Chaos. Unvorstellbare Menschenmengen strömten durch die Halle aus allen Richtungen und in alle Richtungen zugleich. Eine Frau mit einem überdimensionierten Koffer stieß ihn an.

»Pass doch auf, Junge!«
Sie war längst wieder
verschwunden, während
er noch immer Speck in
ihrem Gepäck witterte.

Was war geschehen?
Wo war er?

Diese Welt konnte
unmöglich ein
Traumgespinnst sein.

Unter der Deckung

der Schatten suchte er
den Weg nach draußen,
weg von Asphalt und
Beton. Die Bäume hinter
einer Ecke versprachen
Trost, lockten ihn mit
ihrem vertrauten
Stillschweigen. Also
ließ er seinen
Instinkten freien Lauf
und schnellte über den
Platz, auf dem sich

unzählige
Metallkarossen
aneinanderreiheten.

Erleichtert drückte
er seine Stirn gegen
den Baumstamm. Der
Geruch der Rinde
tröstete ihn und
spendete ihm Kraft. Die
trockene,
festgestampfte Erde

kühlte seine nackten Füße. Er saugte den Duft des Baums tief in sich hinein, lauschte dem Rascheln der Blätter, um das Tosen der anderen Geräusche zu verdrängen, als ein Aufschrei ihn aus der Geborgenheit riss.

Für einen Moment glaubte er, doch noch

in der Traumwelt
verloren zu sein. Liza.
Dumpf schlug sein Herz
in seiner Brust, das
Herz, das so lange tot
gewesen war.

Er sah in ihre
Augen. In ihre so
schönen Augen. Grün wie
die Hoffnung, die sie
ihm gab.

Unwillkürlich
streckte er eine Hand
nach ihr aus, als eine
fremde junge Frau -
Vorsicht! Gefahr!,
schrien seine Sinne -
sie in eine dieser
Metallkarossen zog.
Schon setzte sich das
Ungetüm in Bewegung.

Nein, er durfte sie

nicht verlieren! Das
Einzigste, was in dieser
fremden Welt so
vertraut für ihn war.

Also rannte er. Die
Schnellstraße entlang,
ohne auf das wütende
Hupen zu achten, immer
weiter durch den
Wirrwarr der Straßen,
die gesichtslosen
Menschenmassen und die

stickige Abgasluft.
Schon bald schmerzten
seine Fußsohlen, wurden
von Glasscherben
aufgeschlitzt und von
Steinchen
aufgescheuert, die sich
unbarmherzig tief in
seine Haut bohrten.
Erst als die Kraft ihn
zu verlassen begann,

zügelte er sich.

Der Tag neigte sich dem Ende zu. Er spürte, wie das Licht langsam müde wurde, wie sich die Dämmerung über die Stadt legte und eine seltsame Trägheit nach und nach seinen Körper füllte.

Die Zeit ... drängte.
Mit jeder Minute

wurden seine Bewegungen schwerfälliger, als zögen ihn mehrere Gewichte gen Boden. Der Atem ging keuchend, er hustete, und eine Weile konnte er nicht mehr damit aufhören, während seine Lunge schwächer und schwächer wurde. Er musste die Lider

zukneifen, um etwas zu erkennen, schlurfte weiter, bis er nicht mehr konnte.

»Die müden Knochen wollen nicht mehr so wie früher, was?«, krächzte es neben ihm.

Auf einer Bank saß eine alte Frau, den Gehstock zwischen die Knie geklemmt. Ihr

grauer Mantel roch so
sehr nach Naphthalin,
dass auch er das
Bedürfnis hatte,
mottenähnlich das Weite
zu suchen.

»Ach, was waren wir
in den jungen Jahren
noch wild. Jeden
Freitagabend lief ich
mit meinem Jefrem zum

Tanzen, da haben uns auch die langen Schichten in der Fabrik nichts ausgemacht. Und heutzutage sind schon ein paar Schritte zu viel, nicht wahr?«

Oh ja. Dünn und knochig waren seine Finger, schwer biegsam die Gelenke. Wenn er sich über das Gesicht

fuhr, fühlte er die
spröde Haut.

Er alterte.

Wie der Tag, der
langsam über der Stadt
erstarb.

Die Frau redete und
redete, doch er hörte
nicht weiter zu, drehte
sich um und schleppte
sich davon, vom Drang

übermannt, sich
irgendwo zu
verkriechen. Ein Keller
dürfte reichen. Er trat
eines der Fenster ein,
die Scherben rissen
seine Fußsohlen noch
mehr auf, aber was
machte das schon noch?
Drinne roch es
moderig, auf dem Boden
lag Schutt, doch die

Stille und die
Dunkelheit versprachen
die ersehnte Ruhe. Er
zog seine Sachen aus
und rollte sich in
einer Ecke zusammen.

Dann kamen die
Schmerzen.

Seine Muskeln
krampften. Seine
Knochen brachen und

etwas zerrte an seinen Gelenken, verdrehte seinen ganzen Körper, bis kaum noch etwas Menschliches an ihm übrig blieb. Seine Pranken schlugen gegen die Wände, die wachsenden Krallen gruben sich in den Boden und zogen tiefe Furchen in den Schutt,

rissen einen Balken
über ihm auf, als wäre
dieser bloß aus Pappe.
Ein letztes Mal bäumte
er sich auf, als seine
Wirbelsäule sich
verschob und ihn zwang,
ein Heulen
hinauszustoßen, dann
ließ er sich zurück in
seine Ecke fallen.

Die Nacht war
angebrochen.

Sein ganzer Körper
zitterte vor Kälte.
Also blieb er liegen
und lauschte dem
verstohlenen Fiepen aus
der Dunkelheit. Ratten.
Er witterte jeden
einzelnen Leib,
beobachtete, wie die

Tiere sich aufrichteten und neugierig zu ihm aufblickten. Ein paar von ihnen trauten sich näher heran. Die Nager krochen seine Arme und Beine empor, wuselten auf ihm, kuschelten sich an ihn. Endlich strömte Wärme in seine Glieder. Das Knuspern und Knirschen der

Ratten, ihre pelzigen,
zutraulichen Leiber
beruhigten ihn und
spendeten ihm Kraft.
Die Nacht, ein
einziger, riesiger
Schatten, der diese
Welt umhüllte,
flüsterte ihm ihre
Geheimnisse zu.
Plötzlich kannte er den

Weg, wusste, wo er nach
Liza suchen musste.

Alles in ihm sehnte
sich danach, in ihrer
Nähe zu sein.

Langsam kam er auf
alle viere, reckte und
streckte sich,
schüttelte die Ratten
ab. Das Fenster, sein
Weg in die Freiheit,
schien zu klein für ihn

zu sein, doch er
wusste, dass sein Leib
imstande war, sich auch
durch die winzigste
Öffnung zu drängen. Er
zwängte sich hindurch
und schnellte mit einem
Satz auf das Dach eines
Mehrfamilienhauses. Die
Lichter der nie
ruhenden Stadt

erhellten den Himmel,
doch in der Dunkelheit
würde er verborgen
bleiben. Die Nacht war
seine Komplizin, er
vertraute ihr. Mit
weiten Sprüngen von
einem Dach zum anderen
begann er seinen Weg.
Pure Kraft strömte
durch seine Blutbahnen,
pumpte Energie in seine

Muskeln und machte ihn beschwingt von der eigenen Macht.

Bald war er da. Er hörte aufgeregte Stimmen, das Bellen eines Hundes, der ihn freudig begrüßte, irgendein Weib verlangte nach Ruhe. Die Aufregung brodelte

wie in einem Kessel.
Mit einem geschmeidigen
Satz gelangte er vom
fünfstöckigen Bau auf
das Dach ihres Hauses.
Bald kehrte Ruhe ein,
nur ab und zu hörte er
die Straßenhunde
heulen, und einige von
ihnen zog es
unaufhaltsam zum Haus,
auf dem er wachte.

Seine Nase zuckte,
vergeblich darum
bemüht, Lizas
Vanilleduft
auszumachen,
stattdessen witterte er
etwas anderes. An einer
Hauswand neben einer
Straßenlaterne lauerte
eine Gestalt. Er wusste
selbst nicht, was ihn

an ihr so alarmierte.
Instinktiv zuckten
seine Ohren Richtung
Geräuschquelle, mühelos
machte er eine
flüsternde Männerstimme
aus: »Sie hatten recht,
er ist zu ihr gekommen.
Ich und die anderen
Wolchwy sind auf den
Posten. Wie lauten die
Anweisungen?«

Flieh!, schrie sein Verstand. Flieh, solange du kannst!

Doch er blieb, weil er über seine Hoffnung wachen musste, sie auf keinen Fall allein lassen durfte.

»Verstanden«, ertönte es nach einer Pause. »Wir erledigen

das.«

Kapitel 4

*Se Theg nie Ib-Ab-
Nnameztub*

*Ni meresnu Sierk
mureh*

Die Stimme meiner
Mutter wiegt mich in

den Schlaf, wie in den
Kindertagen, als sie
Lieder rückwärts sang,
sobald die Schatten
länger wurden. Sie ist
da, um auf mich
aufzupassen. Ich summe
mit ihr mit und tanze
den *Schwanensee* auf
einer
sonnendurchfluteten
Wiese. Ich habe nichts

zu befürchten, solange
Mama bei mir ist und
über meine Träume
wacht.

*Das werde ich nicht
länger tun können,
Liebes,* erklingt ihre
Stimme in meinen
Gedanken. Ich strecke
mich, drehe eine
Pirouette und sehe ihre

schwach schimmernde
Gestalt am Wiesenrand.
Ein figurbetontes
Kostüm, glänzende Pumps
mit hohen Absätzen,
eine aufwendige
Hochsteckfrisur. *Ich
habe so sehr gehofft,
der Kelch wäre an dir
vorbeigegangen. Aber
nun hast du die Gabe –
und du musst dich ihr*

stellen. Geh nicht nach
Deutschland zurück.
Dort wirst du mir nicht
helfen können.

Ihre Worte sind so
eindringlich, dass ich
mitten in meiner
Ballettfigur verharre,
unfähig,
weiterzutanzten. Was
meinst du?, will ich

wissen. Forſche nach
einer Antwort in ihrem
blassen, müden Geſicht.

*Ich bin nachläſſig
geworden. Verzeih mir.
Ich hätte dir viel
früher alles erzählen
ſollen.*

Dann tu es jetzt!

Ich laufe zu ihr, um
nach ihr zu greifen und
ihre Umarmung zu

spüren. Doch egal, wie
schnell ich renne – ich
kann sie nicht
erreichen. Erschöpft
sinke ich nieder. *Mama!*

*Ich kann nicht. Ich
bin hier gefangen.*

*Seine Macht ist zu groß
und ich habe fast all
meine Kraft für dich
gegeben. Aber du kannst*

*mir helfen, hörst du?
Wenn du es schaffst,
deine Fähigkeiten zu
entfalten.*

Der Klang ihrer
Worte schwindet wie die
Brise, die mit meinen
Haaren spielt, wie die
Wärme der Sonne auf
meiner Haut. Meine
Glieder werden schwer.
Ich kann kaum noch den

Kopf heben, um sie
anzuschauen. Aus dem
Augenwinkel bemerke ich
eine Silhouette neben
mir. Es ist einer der
Wuschelmänner. Langer,
gepflegter Bart, dunkle
Locken, die ihm weit
bis über die
Schulterblätter
reichen. Mit so einem

Haar könnte er Werbung
für Pflegeprodukte
machen. Aber
anscheinend ist er
nicht gewillt, mir ein
neues Shampoo zu
empfehlen.

*Wir haben auf dich
gewartet.*

Wir?, frage ich.

Er streckt sein
Gesicht der Sonne

entgegen, und ein
gewaltiger Schatten
verhüllt alles um uns
herum. *Du kannst dich
nicht länger
verstecken. Die
Schatten spüren dich.*
Er spricht nicht
wirklich, aber ich kann
seine Worte wahrnehmen,
als verklängen sie

direkt in mir. Meine
Mutter ist fort.

Der Mann legt eine
Hand an meine Wange und
dreht mein Gesicht zu
sich.

Denk an etwas
Schönes, befehle ich
mir. Du bist die Herrin
über deine Träume!

Glaubst du? Seine
Züge sind unklar

definiert, schemenhaft,
verwaschen. Er macht
mir Angst. Vielleicht
nicht unbedingt er,
sondern das, was um uns
herum lauert.

Aber ich bin immer
noch die Herrin über
meine Träume! Wenn ich
an nichts Schönes
denken kann, soll es

wenigstens etwas
Lustiges sein! Und es
ist, als würde meine
Mama in mir zustimmend
lächeln. Ich kann sie
noch spüren - irgendwo,
verloren in dieser
merkwürdigen Traumwelt.

Der Mann hält mein
Kinn in seinem eisernen
Griff fest. *Vor uns
brauchst du keine Angst*

zu haben. Wir sind
hier, um dir zu helfen.

Es reicht!

Ich sammle meine
Kräfte und probiere es
mit Yoga – meine Mama
hat schon immer
behauptet, das
entspanne ungemein.

Mach dich locker,
schlage ich dem

Wuschelmann vor. Er wird unruhig, reckt und streckt seinen gut trainierten Körper.

Was hast du vor?,
schnaubt er und ahmt die Bewegungen nach, die ich mir für ihn ausdenke. *Hör auf damit!*

Sein Anzug stört

nur unwesentlich.

Ich kichere,
während ich seine
Bemühungen beobachte,
sich mir zu entziehen.
Sein Gesicht ist schon
ganz rot geworden.

*Du glaubst, du hast
die Macht?,* keucht er.
*Aber hast du auch die
Kontrolle über sie?*

In der Stellung

›Aufrecht sitzende
Schildkröte‹, mit den
im Nacken gekreuzten
Beinen, klingen seine
Worte nur halb so
beunruhigend wie
vorhin.

*Du musst lernen,
die Schatten zu
beherrschen. Oder sie
beherrschen dich. Jetzt*

lass diesen
Kindergarten, hast du
verstanden? Seine
Stimme zittert. Vor
Anstrengung und Wut,
nichts gegen mich
unternehmen zu können.

Ich verpasse ihm
stylische *Lapti* zu
seinem Anzug, jene
russischen

Flechtschuhe, die in
meiner Ausführung wie
Erdbeerkörbchen
aussehen. Mit einem
Nike-Logo an der Seite.

*Wirklich süß, deine
kleine Vorstellung,
Liza. Ich habe mich
nicht in dir getäuscht.*

Und da begreife
ich, dass die Worte,
die ich in mir spüre,

schon lange nicht mehr
dem schnaufenden
Wuschelmann gehören. Da
ist eine unheimliche
Präsenz, die alles um
mich herum in die
Dunkelheit hüllt. Sie
befreit den Wuschelmann
aus der ›Sitzenden
Schildkröte‹, der meine
Schultern packt und

mich zu Boden drückt.

*Hast du auch nur
die leiseste Ahnung,
was du in deine Welt
gebracht hast, Kleines?
Es wird sie zerstören.
Bis es nichts mehr gibt
als die Dunkelheit, der
dieses Ding dient. Es
wird jeden, der dir
nahesteht, in Stücke
reißen. Bis du ganz*

allein bleibst und nur
ihm gehörst. Willst du
das? Nur ich habe die
Macht, die Vernichtung
deiner Welt
aufzuhalten.

Sein Atem keucht in
meinen Ohren. Ich
rieche den schweren
Lilienduft wie vom
Blumenstrauß, mit dem

meine Gastfamilie mich
am Flughafen begrüßt
hat.

›*Es*‹ hat einen
Namen!, stoße ich ihm
entgegen. Mir fehlt die
Luft. Ich ersticke
unter seinem Gewicht.

*Es hat schon lange
keinen Namen mehr,*
zischt die Stimme in

mir. *Es ist der
fleischgewordene
Untergang deiner Welt.*

Ich kämpfe um jeden
Atemzug. Ich verliere!
Die Panik steigt in mir
hoch, ich drehe den
Kopf und sehe, wie in
der Ferne die
Silhouette meiner Mama
erglüht. Ihr Schein ist
schwach, beinahe

erloschen. *Wach auf!*,
hallt ihr
eindringlicher Ruf zu
mir rüber.

Die fremde Präsenz
vibriert in mir, presst
die letzte Luft aus
meiner Lunge. Die
verdunkelte Sonne über
mir wird zu einem Rad
mit sieben Speichen,

die jeweils in einem
funkelnden Stern enden.
Ein Rankenmuster
schlängelt sich um den
Kreis, wie von einer
Geisterhand werden in
die Speichen Grashalme
eingeritzt. Das Rad
steht über dem Kopf des
Wuschelmannes wie ein
Heiligenschein. Es ist
Nonjas Anhänger, der

sich zu drehen beginnt.

Wach auf!, ruft
meine Mama, bevor sie
von der Dunkelheit
ausgelöscht wird.

Wach auf! Es ist
nicht mehr ihre Stimme,
die ich höre.

»Liesah, wach auf!«
Ich wurde
durchgeschüttelt. Um

Atem ringend, schlug
ich die Augen auf.

Dunkel. Der
Liliengeruch. Über mir
– Nonja.

»Liesah, bist du
da? Bitte, sag mir,
dass du wieder da
bist!« Erneut wurde ich
durchgerüttelt. In
meinem Kopf drehte sich
alles wie in der

Trommel einer
Waschmaschine.

»Kein ...

Schleudergang ... mehr«,
stammelte ich,
blinzelte, darum
bemüht, meine Gedanken
zu sortieren.

»Gott sei Dank!«

Nonja ließ mich los und
ich fiel zurück in die

Kissen mit der Eleganz
eines Kartoffelsackes.
Jetzt fragte sie mich
natürlich, ob alles gut
sei.

»Ja. Danke. War nur
ein bescheuerter
Albtraum«, nuschelte
ich in einem Deutsch-
Russisch-Mischmasch und
rieb mir über das
Gesicht. Ganz so sicher

war ich mir nicht, dass
es nur ein Albtraum
war. So wie die
zuckenden Schatten
unmöglich bloß eine
Halluzination sein
konnten. Und der junge
Mann am Flughafen,
dieses fleischgewordene
es, das ich in meine
Welt gebracht hatte -

wenn ich länger darüber
nachdachte, fügte sich
alles irgendwie
zusammen. Auf eine ganz
verrückte und verquere
Art und Weise.

»Soll ich ein
Weilchen bei dir
bleiben?«

Ich war versucht,
>Ja!< zu rufen. Aber
der Blick aus dem

Fenster beteuerte mir,
dass die Nacht fast
überstanden war.

»Schon okay«,
murmelte ich. Der
Liliengeruch machte
meinen Kopf ganz schwer
und die Gedanken -
träge.

Sie drückte meine
Hand. »Ruf mich, wenn

etwas ist. Wir sind im Zimmer nebenan.«

»Können Träume real werden?«, fragte ich plötzlich.

»Ja«, antwortete sie und ging, während ich grübelte, ob sie meine Frage überhaupt verstanden hatte. Der Lilienduft – unerträglich. Ich stand

auf, nahm den
Blumenstrauß und
schmiss ihn vom Balkon.
Unwillkürlich schaute
ich hoch, als erwartete
ich, dieses *Ding* wieder
auf das Hausdach
springen zu sehen.
Irgendetwas war mir aus
meinem Albtraum in
diese Welt gefolgt. Wie

Mamas Worte, die noch
immer in mir
nachhallten: *Nun hast
du die Gabe – und du
musst dich ihr stellen,*
übertönt von den
Drohungen des
Wuschelmannes und der
seltsamen Präsenz, die
ihn übernommen hatte:
Hast du auch nur die

leiseste Ahnung, was du
in deine Welt gebracht
hast, Kleines? Ich
kehrte in mein Zimmer
zurück und blieb vor
der Spiegelkommode
stehen.

»Okay«, sagte ich
zu meiner geisterhaften
Erscheinung darin. »Ich
höre auf die Worte

meiner Mutter und gehe
meiner *Gabe* auf den
Grund, um sie aus der
Traumwelt zu befreien.
Schon gut, schon gut.
Sollte das zu nichts
führen, suche ich mir
nach meinem Russland-
Ausflug einen
Psychiater. Einen sehr
guten Psychiater.«

Am nächsten Tag
erklärten Nonja und
Larissa das geplante
Sonntagsprogramm -
Bummeln durch das
Stadtzentrum und den
Besuch von mindestens
fünf Museen, falls ich
mich nicht verzählt
hatte - für gestrichen
und meinten unisono,

ich bräuchte Ruhe. Den
Vorschlag nahm ich
dankbar entgegen. Ich
musste nachdenken. Was
ein schweres
Unterfangen war, da
Larissa mir pausenlos
Entspannungstee kochte,
den ich langsam in
allen Variationen
kannte: mit Honig,
Zitrone, selbst

gemachter

Himbeermarmelade ...

Tante Inga schrieb, es
gäbe nichts Neues.

Eigentlich ginge es
meiner Mama gut, und
man könnte denken, sie
würde bloß schlafen.

Aber sie schlief
nicht. Sie war
gefangen. Und es lag

also an mir, sie zu
befreien.

Ich stornierte den
bereits gebuchten
Rückflug und
durchstöberte das
Internet auf der Suche
nach Informationen über
Träume, Traumwelten,
Nachtmahre,
Wuschelmänner - bis mir
der Kopf rauchte.

Insgeheim freute ich mich schon auf den Montag, an dem für mich der Unterricht am College beginnen sollte. Ein bisschen Normalität konnte gerade nicht schaden.

Abends ging ich früh ins Bett mit dem festen Entschluss,

meine Mama in der
Traumwelt zu suchen und
sie auszufragen. Obwohl
ich mich fürchtete, die
Augen zuzumachen und
Yoga praktizierende
Wuschelmänner zu sehen.
Aber wer kennt nicht
diese schlaflosen
Nächte, in denen man
todmüde ins Bett fällt
und das Gehirn so

>Heeey! Karnevaaaaal!<
ruft? Da half auch kein
Entspannungstee. Also
machte ich einen
Ausflug auf den Balkon,
lehnte mich an die
Brüstung und spähte
nach links, eine Etage
tiefer. Das rote
Glimmen war da. Na,
kannst du auch nicht

schlafen, russischer
Junge?

Eine ganze Weile
starrte ich in die
Nacht, und irgendwie
hatte ich das Gefühl,
er spürte, dass ich auf
dem Balkon stand.
Vielleicht, weil seine
Zigarette längst
ausgegangen war und er
dennoch nicht wegging.

Als wollte er mir noch
ein bisschen
Gesellschaft leisten.
Ich hörte etwas
rascheln, als ob er auf
dem Balkon etwas
beiseiteschieben würde,
oder wie das alte
Geländer knackte, wenn
er sich daran lehnte.
Sollte ich etwas sagen?

Nein, lieber nicht.
Womöglich fantasierte
ich mir da einfach nur
etwas zusammen und er
war längst in der
Wohnung verschwunden,
ohne dass ich es
bemerkt hätte? Immerhin
war es schon so spät.
Völlig durchgefroren
stakste ich Richtung
Balkontür.

»Gute Nacht«,
erklang seine leise,
raue Stimme.

Kurz hielt ich
inne. »Spokojnoj
notschi«, wünschte ich
ihm.

In dieser Nacht
träumte ich von Edik.
Und es war einer der
schönsten Träume, die

ich je hatte.

Kapitel 5

Als der Wecker klingelte, prüfte ich als Erstes mein Handy. Keine Nachrichten von Tante Inga. ›Gibt's was Neues?‹, tippte ich. ›Wie geht es Mama?‹ Ich

wartete eine Weile,
doch nichts kam zurück.

Zum Frühstück gab
es mit Quark gefüllte
Pfannkuchen, auch wenn
ich mit Inbrunst
beteuerte, dass Brot
völlig ausreiche.
Sowohl vor als auch
nach dem Frühstück
okkupierte meine
Gastschwester das Bad,

was für mich bedeutete:
die Haare
zusammenbinden, ein
paar Haarspangen rein,
die Sommersprossen
blindlings mit einem
Concealer übermalen -
und los, wir waren spät
dran. Nonja hatte
beschlossen, nicht auf
den Bus zu warten,

sondern zu laufen, und
das wöchentliche Joggen
mit Mama war Dreck
dagegen. Langsam
dämmerte es mir, wie
bei Nonja die
Pfannkuchenkalorien
verschwanden. Sie
spornte mich an wie der
beste Personal Trainer,
doch ich hielt nicht
nur wegen der

Seitenstiche ab und zu
an, um vornübergebeugt
durchzuschnaufen. Ich
fühlte mich beobachtet.
Als würde hinter jedem
Busch oder an jedem
Hauseingang einer der
Wuschelmänner auf mich
warten. Aber da war
niemand. Oder besser
gesagt niemand, der mir

Angst machen würde.
Denn natürlich waren wir nicht die Einzigen, die sich frühmorgens beeilen mussten. Von allen Seiten pilgerten rucksackbepackte Kids und Jugendliche zu einer nahe gelegenen Schule. Dazwischen eilten Erwachsene, die zur Arbeit wollten und

sich an den
Bushaltestellen zu
riesigen Pulks
versammelten. Nonja
meinte, wir lägen gut
in der Zeit, und
erlaubte mir, das Tempo
zu drosseln. Im
leichten Trab
überquerten wir ein
paar Straßen und

visierten das imposante
Gebäude des Colleges
an. Der Bau stammte aus
den Dreißigern und
präsentierte voller
Stolz den sowjetischen
Geist der damaligen
Zeit. Er ragte an einem
riesigen, viel
frequentierten Platz
auf, umgeben von
ähnlich wuchtigen

Gebäuden: große Fenster mit Schmuckbögen, die Mauern mit Granitplatten verkleidet. In der Eingangshalle erwartete uns die Garderobe, über zwei breite Treppen verteilten sich die Studenten auf die Stockwerke, was zu

dieser Uhrzeit einer
Völkerwanderung glich.
Wir hätten als Erstes
Literatur, erklärte mir
Nonja, genau genommen:
›Einführung in die
Literaturwissenschaft‹,
und zog mich in das
zweite Stockwerk. Etwas
weiter den Korridor
entlang fanden wir die
richtige Tür, vor der

auf dem Boden eine beachtliche Ansammlung an Taschen lag, in denen die hiesigen Studenten ihre Habseligkeiten transportierten. Hier und da lümmelten meine künftigen Kommilitonen und warfen uns neugierige Blicke zu,

versuchten allerdings gleichzeitig, uns nicht zu sehr anzustarren.

Nonja lehnte sich abseits an eine Wand und erklärte, wir sollten warten – Marjana Nikolajewna öffnete niemals vor dem Unterrichtsbeginn.

»So wie du den Namen der Dozentin

betonst, scheint das
mehr Warnung zu sein
als eine Ansprache.«
Ich lachte.

»Lehrerin«,
korrigierte mich Nonja.
»Es ist ja keine Uni.
Aber du hast recht.
Nimm dich besser vor
ihr in Acht.«

Eine kurze Zeit

später kam Aufruhr in
die Studentenreihen und
ich entdeckte die gute
Frau, die den Flur
entlangstolziert kam,
den Raum aufsperrte und
alle hereinließ. Nonja
wechselte ein paar
Worte mit ihr, bevor
sie Platz nahm und ich
vorne stehen bleiben
musste. Okay. Die

obligatorische
Vorstellung einer
Neuen, genauso toll wie
die Windpocken, die ich
mir einst bei Meta
eingefangen hatte. Mit
dem Unterschied, dass
man Pocken nur ein Mal
im Leben bekam. Ich
spürte schon das
lästige Jucken, das

auftauchen würde,
sobald unzählige
Augenpaare mich
anstarrten, und fühlte
mich sofort in meine
Schulzeit versetzt. Wir
waren oft umgezogen,
bis Mama sich vor ein
paar Jahren bei unserer
Familie niederließ.

Die Lehrerin baute
sich vor ihrem Tisch

auf und legte die Hände
zusammen, als wollte
sie zu meinen Ehren ein
Ständchen
hervorbringen. Mit
ihrem langen Zopf und
einem blassen Teint
wäre die Frau glatt als
eine Mischung aus der
russischen
Märchenprinzessin

Warwara der Schönen und
der Eiskönigin
durchgegangen. Ihre
Lippen hatte sie
knallrot geschminkt,
vielleicht als
Ablenkung von ihren
Silberblick-Augen, die
leicht hervorstanden
wie bei einem
Chamäleon. Womöglich
inklusive der

Fähigkeit, die Augäpfel
unabhängig voneinander
zu bewegen. Ansonsten
strahlte ihre
Erscheinung eine kühle,
überlegene Schönheit
aus, zu der wir
Normalsterbliche nur
neidvoll aufblicken
konnten.

»Für die nächste

Zeit haben wir in
unserem Kurs eine neue
Studentin«, eröffnete
sie ihre Rede und
visierte mich mit einem
ihrer Augen an. »Das
ist Lisa Evers aus
Hamburg, und sie
besucht unser College
im Rahmen eines
Austauschprogramms.«

Das nervöse Jucken

war kaum noch
auszuhalten. Wenn sie
mich jetzt bat, etwas
über mich zu erzählen,
würde ich vermutlich
noch weniger
herausbringen können
als bei meinen
Begegnungen mit Edik.

»Erzählen Sie uns,
Lisa, warum haben Sie

sich für unser College
und diesen Studiengang
entschieden?«

Ganz ehrlich? Keine
Ahnung. Ich wollte nach
Russland, nach Sankt
Petersburg, um genau zu
sein, und das hier war
die einzige Möglichkeit
...

Bevor ich meine
Gedanken sammeln

konnte, öffnete sich
die Tür und mir blieb
der Mund offen stehen.
Nein, unmöglich, dieser
Zufall! Meine Beine
nahmen sogleich die
Konsistenz von süßem
Quark an, mit dem die
Pfannkuchen heute
morgen gefüllt gewesen
waren, das lästige

Jucken ging in ein verräterisches Kribbeln über: Im Türrahmen erschien Edik.

Ich konnte nur hoffen, dass ich meine Gesichtszüge bei seinem Erscheinen einigermaßen unter Kontrolle bekommen und nicht diesen völlig entrückten Kuhblick

aufgesetzt hatte wie
das Mädchen am ersten
Tisch, das mit seinem
rundlichen Gesicht und
roten Wangen glatt als
die große Schwester von
Rotbäckchen durchgehen
könnte. Zum Glück
beachtete Edik keinen,
am wenigsten mich oder
das Rotbäckchen, sein

ganzer Charme galt
allein der Literatur-
Königin, die ihn eisig
musterte.

»Entschuldigen Sie
die Verspätung«, gab er
mit einem einstudierten
Grinsen von sich, das
dennoch zwei niedliche
Grübchen auf seinen
Wangen erschienen ließ
– was das Rotbäckchen

schier an den
Schmelzpunkt brachte.
»Darf ich rein, Marjana
Nikolajewna?«

Marjana Nikolajewna
drehte majestätisch den
Kopf und richtete
gleich beide Augen auf
ihn. »Sie sind sieben
Minuten zu spät,
Eduard«, konstatierte

sie.

»Musste mir noch das Haar legen«, meinte er und zwinkerte dem Rotbäckchen zu.

Wohl eher durch einen Tornado laufen, dachte ich und gab mir die größte Mühe, dabei völlig gelassen auszusehen. Wenigstens kaschierte das

Durcheinander auf
seinem Kopf den
grauenhaften Schnitt.
Aber irgendwie sah er
damit süß aus, was
neben mir und dem
Rotbäckchen
offensichtlich die
Hälfte der weiblichen
Vertretung dieses
Kurses fand.

»Wir werden uns
über Ihre Verspätungen
unterhalten müssen«,
beschloss die Lehrerin.

Er deutete eine
Verbeugung an. »Unsere
Konversationen sind mir
stets ein Vergnügen,
Marjana Nikolajewna.«
Seine Erwiderung wurde
von einem verhaltenen

Glucksen quittiert, was in der Gegenwart von Marjana Nikolajewna einer Mutprobe zu gleichen schien. Ich konnte schwören, dass sie es spätestens jetzt geschafft hatte, ein Auge auf Edik und eins auf die anderen im Raum zu richten und das Glucksen damit im Keim

zu ersticken.

»Nehmen Sie endlich Platz, wir haben genug Zeit vertrödelte.« Sie winkte ihn von sich.

Er schob den Riemen seiner Schultasche höher und ging mit festem Schritt an mir vorbei, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

Wobei: falsch. Einen
Blick hatte er mir
durchaus zugeworfen,
und nun rätselte ich,
was er bedeuten könnte,
dieser kurze Anflug von
Wärme, die darin
verborgen lag. Egal.
Das Rotbäckchen & Co
beachtete er gerade
noch weniger, tröstete
ich mich, und

eigentlich war es mir
wurst, wen er beachtete
und wen nicht. Denn
eins war klar: Wenn ich
jedes Mal einen Stich
ins Herz bekäme, sobald
er zu mir schaute,
würde ich schon bald an
Herzversagen sterben.
Und das war definitiv
kein Kerl dieser Welt

wert. Auch nicht mit so
leuchtend grauen Augen,
in denen ich mehr zu
lesen glaubte, als es
vermutlich darin zu
lesen gab.

Nachdem er sich
endlich hingesetzt
hatte, bekam ich wieder
die volle
Aufmerksamkeit meiner
Kommilitonen und die

von Marjana
Nikolajewna. Dem Jucken
nach zu urteilen,
konnte ich mich nicht
entscheiden, was
schlimmer war.

Erneut legte sie
die Hände zusammen,
aber nun wusste ich,
dass kein Ständchen
folgen würde. »Wie ich

bereits sagte: Lisa
wird ab jetzt diesen
Kurs besuchen. Herzlich
willkommen. Lisa ist
ein russischer Name und
kommt von Jelisaweta.
In der Literatur ist er
weit verbreitet, zum
Beispiel in *Arme Lisa*,
eine Novelle von
Karamzin, die wir
gerade durchnehmen,

wissen Sie.«

Das war anscheinend eine Frage. An mich gerichtet, wenn ich den Blick ihres linken Auges richtig deutete. Das rechte erwartete eine Antwort von Shakespeare, der als Portrait an der Wand hing.

»Ähm.« Verflucht!

Grinsend schaute Edik zu mir auf und dieses Grinsen schien wie ein Lauffeuer um sich zu greifen. Am eindrucksvollsten eiferten ihm das Rotbäckchen & Co nach, und ihre stumme Botschaft war

unmissverständlich:
Guckt mal, die Neue
macht sich zum Deppen.
Ich räusperte mich und
klaubte all meine
Russischkenntnisse
zusammen.

»Liza. Keine
Ahnung, ob mein Vater
ein Fan von Karamzin
war, aber meine Mutter
liebt Liza Minelli.«

Immerhin war meine
Ansage nicht im
heillosen Gestottere
geendet, auch wenn ich
nicht aufhören konnte,
mir eine Haarsträhne um
den Finger auf- und
abzuwickeln.

»Nun.« Bei dem
Blick, den mir Marjana
Nikolajewna zuwarf,

hätte die Eiskönigin
wieder in die
Ausbildung gehen
können. »Suchen Sie
sich einen Platz, wir
wollen mit dem
Unterricht beginnen.«

Erleichtert stellte
ich fest, dass der
neben Nonja noch frei
war. Fluchtartig stob
ich den Gang entlang,

und erst als ich meinen
Rucksack neben ihr auf
den Tisch hievte, fiel
mir auf, dass Edik
zumindest in
>Einführung in die
Literaturwissenschaft<
direkt hinter mir
sitzen würde. Aber um
länger darüber
nachzudenken, blieb mir

keine Zeit. Voller Leidenschaft legte Marjana Nikolajewna los. Noch ein bisschen, und sie würde von ihren eigenen Ausführungen gleich einen Höhepunkt erreichen, wie Erast und die arme Lisa, die es während eines Maigewitters miteinander trieben.

Ich warf

verstohlene Blicke
durch den Raum, und
meine Kommilitonen
warfen verstohlene
Blicke auf mich,
während sie versuchten,
jedes Wort der Lehrerin
in ihren Heften
festzuhalten.
Eigentlich hätten wir

viel besser in einen
Biologieunterricht
gepasst, damit an uns
das Rudelverhalten
studiert werden konnte.
Das machte mich
allerdings nur halb so
nervös wie die
Tatsache, dass ich Edik
hinter mir spürte. Und
nein, er pikte mich
nicht mit Bleistiften

wie Marcel in der
fünften. Er war einfach
nur da und machte es
mir unmöglich, mich auf
die Gefühlsirrungen der
armen Lisa zu
konzentrieren - ich war
zu sehr mit meinen
eigenen beschäftigt.
Dabei kannte ich ihn
erst seit zwei Tagen!

»Makche ikch dikch
nerrvös, doitsche
Mädkchen?«, flüsterte
er mir in den Nacken,
so nah, dass er dabei
unmöglich noch lässig
zurückgelehnt dasitzen
konnte.

Ich biss mir auf
die Lippe, damit ich
nicht schon wieder

etwas Dämliches wie ein
weiteres »Ähm« losließ.
Keep cool, Liz. Mit
diesem Typen wirst du
schon fertig.

»»Doitsche
Mädken«? Hast du
meinen Namen nicht
mitbekommen?«,
antwortete ich in
meiner Muttersprache.

»Leisa. Wie

Minelli. Rikhtik?«

»Du kannst mich Liz nennen, wenn es für dich leichter zu merken ist.«

Ich spürte buchstäblich, wie er schmunzelte, als würde jede Zelle meines Körpers sein Lächeln erwidern.

»Lieberr niktcht«,
meinte er leise. »Wirr
chaben schon Lisa, die
will nennen Lis sich.«

Ich lehnte mich
zurück, drehte etwas
den Kopf und stellte
fest, dass seine Lippen
gleich meine Wange
berühren würden.

Himmel! Machte er das

absichtlich?

»Wie schade«,
hauchte ich. »Dann
musst du dir doch noch
den vollen Namen
merken.« Und während
das Kribbeln in meinem
Nacken langsam in die
Magengegend rutschte,
merkte ich, dass die
Stimmung im Raum unter
den Gefrierpunkt

gesunken war. Was nicht allein am verkniffenen Gesichtsausdruck von Rotbäckchen & Co lag. Marjana Nikolajewna war vorgetreten und sah mit verschränkten Armen zu mir herüber.

»Eduard! Lisa! Ich fürchte, Ihre Konversation werden wir

zu dritt fortsetzen
müssen. Ich bin schon
sehr gespannt, was es
während meines
Unterrichts so zu
tuscheln gibt. Wir
sehen uns um fünfzehn
Uhr wieder hier. Ich
bitte um
Pünktlichkeit.«

Oha. Wie es aussah,
hatte ich gerade einen

Fan gewonnen. Das
Rotbäckchen feixte mich
mit theatralischem
Mitleid an. *Arme Lisa*,
formten ihre Lippen,
bevor sie sich
zufrieden abwandte, um
ihrer Tischnachbarin
etwas zuzuflüstern.

Ich seufzte und
beschloss, mich ab nun

allein auf Marjana
Nikolajewna und
Karamzin zu
konzentrieren.

Als Nächstes stand
›Wirtschaft‹ auf dem
Plan, danach
›Einführung in die
Kommunikationstheorie‹,
und während der
›Grundlagen des
Unternehmertums‹ hatte

ich endlich erfahren,
dass ich in der
geisteswissenschaftliche
Ausrichtung des
Colleges steckte, wobei
mir nach wie vor unklar
war, welchen Beruf
Nonja und die anderen
nach dem Abschluss denn
haben würden. Das Ganze
hier unterschied sich

nur unwesentlich von
einem Schulalltag, nur
die Fächer hatten
klangvollere Namen.

Noch während der
Stunde brummte mein
Handy: Tante Inga. Ein
Glück, dass es nicht
während der Literatur
passiert war, sonst
hätte Marjana
Nikolajewna mich

sicherlich geköpft,
gevierteilt und
erdolcht für diese
Blasphemie an der
heiligen Literatur. Ich
drückte das Gespräch
weg, bat den Lehrer,
hinausgehen zu dürfen,
und rief zurück.

»Lizzie!!!«,

schallte es zu mir

herüber, sobald
abgenommen wurde. »Ach,
Liebes, wie schön, dass
wir endlich in Ruhe
sprechen können! Deiner
Mutter geht es gut. Sie
ist noch nicht
aufgewacht, aber sie
ist stabil und die
Ärzte sind
zuversichtlich. Die MRT
war ohne Befund, es ist

wohl kein Schlaganfall.
Auch andere
Untersuchungen zeigen
nichts Auffälliges. Das
sind doch tolle
Neuigkeiten, oder?«

»Das bedeutet nur,
dass die Ärzte
weiterhin ratlos sind.«

»So würde ich das
nicht sehen, Süße.«

Wie sonst? Am liebsten wäre ich sogleich ins Flugzeug gestiegen, um bei Mama zu sein. Meine Idee, mich an ihre Worte aus dem Traum zu halten, kam mir mit einem Mal absolut töricht vor. Während ein anderer Teil in mir wusste: Es

war nicht bloß ein
Traum. Ich musste mehr
über meine Gabe
erfahren, um Mama zu
helfen, wieder
aufzuwachen. Aber wie?
Ich dachte an meine
Kindertage. Da waren
Dinge ... kleine
Bemerkungen ... Blicke ...
winzige Ereignisse, die
damals nichts zu

bedeuten schienen ...
Immer wieder tauchte
dabei das Gesicht
meines Vaters vor
meinem inneren Auge
auf, der mich im
Gegensatz zu meiner
Mutter warnen oder
vielleicht auf etwas
vorbereiten wollte, so
schien es mir. Ich

wusste nichts über ihn.
Außer dass er aus Sankt
Petersburg stammte. Und
Tante Inga war gerade
die Einzige, die ich
über ihn ausfragen
konnte, diese
Gelegenheit wollte ich
nicht ungenutzt
verstreichen lassen.

»Du warst damals
dagegen, dass Mum mit

meinem Vater zusammen war, oder?«, fing ich unsicher an. Immerhin hatte sie ihn oft genug Arschloch genannt.

»Das ist doch nichts, was man am Telefon bespricht, Süße«, kam es deutlich unterkühlt zurück.

»Du kannst dir kaum

vorstellen, wie gern
ich jetzt bei euch
wäre!«

Eine Weile
schwiegen wir beide.
»Er war nichts für sie,
Liza. Dieser russische
Möchtegernhippie.
Schrecklich! Eine
Katastrophe mit
Ansage.«

»Als er uns

verlassen hat ...«

Tante Inga
schnaubte. »Sie hat ihn
verlassen! Zum Glück.
Ist doch noch zur
Vernunft gekommen und
zusammen mit dir nach
Deutschland
zurückgekehrt.«

»Zurück nach
Deutschland? Wo hat sie

denn vorher gelebt?«

»Barbara ist ihm
nach Russland gefolgt.
Das sagt doch wohl
alles!«

Die Gedanken in
meinem Kopf wirbelten
umher. »Wir haben in
Russland gelebt?« Davon
hatte ich nichts
gewusst. Oder doch?
Etwas Diffuses stieg in

meinen Erinnerungen
auf, um sogleich wieder
zu verschwinden. »Hat
sie dir je von ihrem
Leben dort erzählt?«

»Süße, ich glaube,
das ist jetzt wirklich
kein guter Zeitpunkt,
um olle Kamellen
auszugraben.«

»Bitte!«

Ich konnte spüren,
wie sie zögerte.

»Tante Inga, bitte!
Ich muss es wissen.«

Endlich gab sie
nach. »Barbara war
siebzehn, als sie ihn
kennengelernt hat.

Niemand wusste, woher
er kam und was sie an
ihm fand, er war so

viel älter als sie! Ich habe ihr gleich gesagt: Er will dich nur ausnutzen. Unsere Mutter, deine Oma, war gerade gestorben, und Barbara ... Sie ist eine starke Frau. Aber im Inneren so unglaublich zerbrechlich!« Ihre Stimme klang immer leiser. Noch ein

bisschen und sie würde
gänzlich verschwinden,
dachte ich, und
umklammerte mein Handy
umso fester, als könnte
ich sie damit bei mir
festhalten. »Damals
standen wir einander
sehr nahe. Ich war
diejenige, der sie sich
anvertraut hatte, als

sie mit dir schwanger geworden ist. Und ich habe es unserem Vater erzählt. Was gab es da für einen Aufruhr!

Unser Vater hat getobt, so hatte ich ihn noch nie gesehen, er drängte sie zur Abtreibung.«

Ich schluckte.

Meinen Opa hatte ich nie kennengelernt. Er

war kurz nach meiner
Geburt verstorben, hieß
es. Für ihn war ich
wohl bloß ein Balg von
einem Hippie-Russen.

»Liza, glaub mir,
keiner von uns würde
dich heute missen
wollen. Du bist so ein
einzigartiges, so ...«

»Schon gut«,

unterbrach ich sie. Es ging nicht darum, was für ein großartiges Mädchen ich war.

»Erzähl weiter.«

»Klar, dass Barbara den Druck nicht länger aushalten konnte. Eines Tages war sie weg. Wie vom Erdboden verschluckt. Mit diesem Verrückten

durchgebrannt, wie dein
Opa es damals nannte.«
Tante Inga seufzte.
»Später haben wir
versucht, Kontakt zu
ihr aufzunehmen. Dein
Opa ... es hat ihn hart
getroffen, glaub mir.
Er hat alles gegeben,
um deine Mutter zu
finden und sich mit ihr

zu versöhnen, aber dein
Vater hat gewusst, wie
er jeden
Annäherungsversuch
unterbinden konnte.
Keine Ahnung, warum sie
letztendlich
zurückgekehrt war.
Barbara hat es nie
ausgesprochen, aber ich
glaube, dass sie ihre
Zeit in Russland in

einer Sekte verbracht hatte. Irgendwie ging es dabei um dich, und sie hätte alles getan, um dich zu beschützen. Jahrelang musste sie ihren Wohnsitz wechseln, damit sie nicht gefunden wird. Bis sie endlich bei uns sesshaft geworden ist.«

Tante Inga schnaubte.
»Und dann setzt du dir
in den Kopf, dein
Auslandsjahr
ausgerechnet in
Russland verbringen zu
wollen.«

Verständlich, warum
sie alle so
dagegenhielten.
Offensichtlich wusste
ich über meine

Vergangenheit noch weniger, als ich vermutet hatte. »Was war das für eine Sekte?«

»Keine Ahnung, Süße. Die kleinste Erwähnung in diese Richtung hat Barbara abgeblockt. Aber ein Mal ...« Tante Inga

stockte. Plötzlich
lachte sie auf, und ich
zuckte zusammen. Es war
so merkwürdig, jetzt
ihr unbeschwertes,
mädchenhaftes Kichern
zu hören. Aber es
steckte an, sodass auch
ich schmunzeln musste.

»Was denn?«

»Ich glaube, Zeugen
Jehovas machen seit

jeher einen großen
Bogen um unser Haus.
Oh, Süße, sie konnte
Sachen, da schlackerst
du mit den Ohren! Ich
hab's nur zufällig
gesehen. Sie hat den
beiden ihre Schatten
abgetrennt und diese an
der Wand tanzen lassen.
Das werde ich nie

vergessen. Die beiden
armen Zeugen vermutlich
auch nicht.«

»Sie konnte die
Schatten ...« Alles in
mir stockte. Ich suchte
nach einem passenden
Wort, und mir kam nur
eines in den Sinn,
eines, das der
Wuschelmann in meinem
Traum verwendet hatte:

»Sie konnte die
Schatten *beherrschen*?«

»Liebes, das war
nur ein Trick, eine
Sinnestäuschung. So wie
bei diesen Magiern aus
dem Fernsehen.« Mit
einem Schlag wurde sie
wieder ernst. »Mehr
weiß ich wirklich
nicht, tut mir leid.

Sie hat sich mir nie wieder anvertraut.«

Und nun? Ich hätte schon längst im nächsten Unterricht sitzen müssen, stattdessen hockte ich auf den Stufen der riesigen Treppe, die aus dem Foyer führte, und starrte vor mich hin. Ich wusste gar

nicht, wie still so ein riesiges College während der Unterrichtsstunden sein konnte. Nur ein paar Kommilitonen kamen an mir vorbei und die Garderobenfrau schaute immer wieder zu mir hoch.

»Ich muss jetzt

los, Lizzie. Melde dich, wenn du etwas brauchst. Wir sind für dich da.«

»Ja, Tante Inga.

Ich weiß.«

»Hab dich lieb.«

Sie schickte mir ein Küsschen durch die Leitung und legte auf.

Langsam kam ich auf die Beine und bemerkte

erst da Nonja. Sie reichte mir meinen Rucksack, den ich vergessen haben musste, als ich losgerannt war, um Tante Inga zurückzurufen. »Ich dachte, ich nehme den lieber mit. Alles gut bei dir?«

»Ja.« Es war nicht

einmal eine Lüge.

Meiner Mutter ging es gut. Dennoch schob ich schnell hinterher:

»Glaube schon.«

Sie lächelte mir zu. »Dann komm, wir haben Deutsch. Dort wirst du bestimmt glänzen wollen, nicht?«

Beschwingt lief sie davon, und mir blieb

nichts anderes übrig,
als hinter ihr
herzutrotten.

Kapitel 6

Um fünfzehn Uhr
stand ich vor dem
Literaturraum, in dem
ich die Standpauke von

Marjana Nikolajewna
bekommen sollte, den
ich sogar im Alleingang
und ohne Google Maps
gefunden hatte.

Natürlich war er
verschlossen, also
wartete ich brav davor
– nicht ohne auffällig
unauffällig Ausschau
nach Edik zu halten,
was mir selbst

unsäglich peinlich war.
Irgendwann kam die
Lehrerin, sperrte die
Tür auf und bedeutete
mir einzutreten. Betont
aufrecht machte sie ein
paar Schritte vor der
Tafel, und bei ihrer
Haltung wäre jedes
dahergelaufenes Next-
Top-Model grün vor Neid

angelaufen.

»Ich weiß nicht,
wie es in Deutschland
mit dem Stören im
Unterricht aussieht«,
eröffnete sie ihre Rede
und machte eine
bedeutungsschwangere
Pause. »In diesem
College wird Getuschel
während der Lehrstunde
nicht geduldet. Habe

ich mich deutlich genug
ausgedrückt?«

»Definitiv.« Kein
auch noch so findiger
KGB-Spitzel würde in
der Literatur aus mir
auch nur einen Ton
herausbekommen, wollte
ich beteuern, doch sie
unterbrach mich mit
einer ungeduldigen

Geste.

»Fürs Erste bleibt es bei einer Verwarnung. Beim nächsten Mal kommen Sie damit nicht so leicht durch, schreiben Sie sich das besser hinter die Ohren, meine Liebe.« Königlich winkte sie mich davon und wandte sich ab.

»Sie können gehen.«

Jesses Maria ... äh ...
Marjana. Ich sah zu,
dass ich so schnell wie
möglich verschwand.

Eigentlich dachte
ich, Nonja würde im
Foyer oder vor dem
Haupteingang auf mich
warten, um mit mir nach
Hause zu gehen, aber

ich hatte mich wohl
geirrt. Sie war nicht
da. Eine Weile
schlenderte ich hin und
her, während unzählige
Autos an mir
vorbeirasten.
Offensichtlich hatten
alle dieselbe
Fahrschule wie meine
Gastmama besucht oder
den Führerschein auf

einer Kirmes gewonnen.
Anders konnte ich mir
den waghalsigen
Fahrstil kaum erklären.
Je länger ich wartete,
desto unangenehmer
wurde das Gefühl,
zurückgelassen worden
zu sein. Zum Teufel!
Ich steuerte den
Hinterhof des Colleges

an. Vielleicht wartete
Nonja dort auf mich -
immerhin waren wir
heute Morgen aus der
Richtung
hierhergehastet.

Ein paar Krähen
stritten sich um
Plastikverpackungen,
sonst war niemand zu
sehen. Frustriert
kickte ich ein

Steinchen von mir weg,
eine Krähe hüpfte ein
Stück zurück, breitete
die Flügel aus und
krächzte mich empört
an. In dieser Stadt
sind sogar die Vögel
grau, war mein letzter
Gedanke, als eine Hand
von hinten meinen Mund
verschloss. Jemand

drückte mich an sich.

Ich quiekte

protestierend auf,

kämpfte gegen den Griff

an und spürte, wie mein

Angreifer vorsichtig an

meinem Hals ...

schnupperte. Meine

Panik schlug in

Verwirrung um. Ich

sammelte mich, um ein

paar Kampftechniken

auszuführen, die mir
von der Judo-
Probestunde noch im
Kopf geblieben waren.
Yoko-Sutemi-Waza! Nimm
das! Und jetzt: Tai-
Otooshi! Na, wie gefällt
es dir? Mit anderen
Worten:

Ich strampelte.

Völlig ergebnislos,

dafür aber umso
kämpferischer.

Mit einem Mal löste
sich der Griff. Ich
fuhr herum, stolperte
und plumpste auf meinen
Hintern, während mein
Herz wie verrückt gegen
meinen Brustkorb
trommelte und pures
Adrenalin durch meine
Adern pumpte.

Da stand er.

Mein Mr Nachtmahr.

»Bist du denn

völlig bescheuert?«,

brüllte ich ihn an,

während er mich ansah,

als wüsste er nicht,

was mit mir noch

anzufangen wäre. Die

Krähen hüpfen näher

heran und beobachteten

uns mit ihren
neugierigen Knopfaugen.
Einige von ihnen
reservierten sich die
Logenplätze auf den
nahen Bäumen.

Reiß dich zusammen,
befahl ich mir. Du hast
die Kontrolle. Über
deine Träume. Über
deine Realität. Einfach
über alles. Zeig es

ihm!

»Okay.« Ich stand auf und klopfte den Dreck von meiner Jeans ab. »Jetzt mal im Ernst: Was sollte das?«

Ich sprach deutsch mit ihm, fiel mir auf, und das eindeutig zu selbstverständlich. Zur Hölle, er war die

Ausgeburt meiner
Fantasie, klar, dass er
Deutsch verstand.

Irgendwie so hatte ich
es mir jedenfalls
erklärt und mahnte mich
erneut: Kontrolle,
Liza, Kontrolle!

*Ich musste wissen,
ob du nach Vanille
riechst.*

Ein kalter Schauer

kroch meinen Rücken
hinauf. Was hätte ich
darauf gegeben, wenn es
bloß eine Floskel
gewesen wäre. Der
Gedanke, der meinen
Verstand gestreift
hatte, kam definitiv
aus meinem Kopf und war
dennoch ... nicht meiner.

»Bist du das?«,

stammelte ich.

Ja.

»Dann lass es.«

Vermutlich sollte ich mich wieder hinsetzen.

Irgendwie war mir schlecht. Abgesehen davon ... wollte er gerade echt wissen, ob ich nach Vanille roch?

Tust du nicht.

Ich schluckte.

Langsam wurde mir nicht nur schlecht, sondern richtig übel.

Hoffentlich kotzte ich ihm nicht vor die nackten Füße. Das Erlebnis, jemanden in meinem Verstand zu haben, der sich anfühlte, als wäre er ich und gleichzeitig

ein Fremdkörper, war
eindeutig zu viel.
Sogar für mich. Die
sonst in den Schatten
anderer Leute seltsame
Dinge zu sehen glaubte.

Die Schatten, ja ...
Ich starrte immer noch
auf seine nackten Füße.
Die Septembersonne
ergoss sich über uns
mit all ihrer

herbststerbenden Kraft,
und doch besaß mein
Nachtjunge keinen
Schatten.

Was ging hier
bloß vor?

Die Krähen hüpfen
um uns herum und
reckten neugierig die
Hälse. Inzwischen waren
es über zwei Dutzend

Vögel, mindestens.

Zählte eine Krähe nicht
als Vorbote des

Totenreichs? Plötzlich
musste ich an den

Wuschelmann aus meinem

Traum denken: Du hast

keine Ahnung, was du in
deine Welt gebracht

hast, Kleines.

Nein, wusste ich
tatsächlich nicht.

Sie beobachten
dich. Der kaum
wahrnehmbare Duft
seines Körpers stieg in
meine Nase. Es war
Moos. Nein, nicht *Irish*
Moos, sondern eben
Wald-Moos, frisch,
herb, mit einer sanften
holzigen Note.

»Was willst du von

mir?« Vorsichtshalber
machte ich ein paar
Schritte zurück.

*Ich erinnere mich
an ein Mädchen, das
nach Vanille roch und
mir vielleicht sagen
kann, wer ich bin.*

Mit der
Dringlichkeit seiner
Gedanken stieg die
Übelkeit in mir an. Ich

schluckte hart und
machte ein paar tiefe
Atemzüge.

»Dieses Mädchen bin
offensichtlich nicht
ich. Ich kann dir nicht
helfen.« Aber du
womöglich mir, dachte
ich. Wer sonst könnte
mir alles über die
Traumwelt erzählen als

nicht das *Ding*, das ihr
entsprungen ist.

Ich bin kein Ding.

Alles klar. Er
konnte tatsächlich
meine Gedanken lesen.
Sei bloß vorsichtig,
Liza. Sehr vorsichtig.

»Tut mir leid.

Versuchen wir es von
vorne: Wer bist du?«

Das weiß ich nicht.

*Deshalb muss ich dieses
Vanillemädchen so
dringend finden,
verstehst du? Es kann
mir sagen, wer ich bin.*

Großartig. Und nun?

*Warum beobachten
sie dich?*

Was? Wer?

Die Wolchwy.

WTF? Ne, das war

was anderes.

Die Männer vor
deinem Haus. Lange
Haare und Bart. Ich
habe ihre Energie
gespürt. Solche wie sie
hielten mich in den
Traumgespinsten
gefangen. Und sie haben
etwas mit dir vor.

»Okay. Langsam.«

Nachzudenken war nicht

gerade meine
Königsdisciplin,
während ich meine ganze
Beherrschung dafür
aufbringen musste, mich
nicht zu übergeben.
»Die Wuschelmänner sind
die W-l-kch-v.«

*Wolchw ist nur
einer von ihnen.
Mehrere sind Wolchwy.*

Schon wieder. Es
wäre nett, wenn er
nicht ständig in meinen
Verstand niesen würde.
Auf einen zweiten
Versuch, den Begriff
auszusprechen, ließ ich
es lieber nicht
ankommen. »Verstehe.
Die dunkle Präsenz
gehörte einem ... der

Wuschelmänner? Welchem von ihnen?«

Ich weiß nicht, wer derjenige ist, dessen Macht groß genug ist, um mir zu befehlen.

Ah ja. Das müsste also der kleine Bruder von Voldemort sein. Der, dessen Name nicht genannt bla, bla, bla und so weiter.

*Er weiß seine
Gestalt zu verbergen.*

»Offensichtlich.«

Langsam verstand ich
überhaupt nichts mehr.
Es war zum Kotzen. Im
wahrsten Sinne des
Wortes, denn so
schlecht war mir
höchstens vor der
letzten, sehr heftigen

Magen-Darm-Erkrankung
gewesen.

*Ich weiß nicht
weiter, Liza. Hilf mir!
Wer bin ich? Was mache
ich hier?*

Verzweifelt
breitete er seine Arme
aus. Eine Krähe
flatterte herbei und
ließ sich auf seiner
Hand nieder. Der Vogel

fächerte die
Schwanzfedern auf,
offensichtlich balzte
das Tier um seine
Aufmerksamkeit. Eine
weitere Krähe flog
heran, doch die erste
hackte nach dem
Eindringling und jagte
diesen davon,
allerdings nicht weit -

das Tier ließ sich auf
seiner Schulter nieder.

Es war völlig
grotesk. Wie er da mit
ausgebreiteten Armen
stand, auf denen mehr
und mehr Vögel Platz
fanden. Wenn er gleich
ein fröhliches Liedchen
anstimmen würde ...

»Also gut.

Schneewittchen.« Ich

räusperte mich. »Wie
soll ich dir denn bitte
schön helfen? Ich
brauche selbst Hilfe.«

*Du hast mich
hierhergebracht.*

»Aha?«

Du bist die ...

Ein fröhliches
Klaffen ließ mich
zusammenzucken. Käpt'n

schoss um die Ecke und
scheuchte die Krähen
davon, die mit
klagenden Rufen in den
Himmel stoben. ›Grab!
Grab!‹ hörte ich in
ihrem Gekrächze,
während mein Blick den
unzähligen schwarzen
Körpern folgte, die
nach und nach in der
Ferne verschwanden.

Kein gutes Gefühl. Ach,
komm schon, versuchte
ich es mit meinem
üblichen Galgenhumor.
Du hast dich verhöhrt.
Und die Krähen haben eh
genuschelt. Es hieß
bestimmt: Ich halt dich
auf Trab. Oder gar: Ich
lad dich auf 'nen Kebab
ein. Was sogar ein Date

in Aussicht stellen
würde, nicht wahr? Ich
sah zurück zu meinem Mr
Nachtmahr, doch er war
fort. Als hätte er sich
im Krähen-Tumult
aufgelöst und wäre
zusammen mit ihnen
davongeflogen.

Völlig verstört
stand ich da.

Bis eine kalte Nase

fröhlich schnaufend
meine Hand anstupste.
Um die Ecke kam Edik
gelaufen und rief mir
zu, ich solle den Hund
festhalten. Ich griff
nach dem Halsband und
wartete, bis die Leine
befestigt wurde, auch
wenn das freudige
Herumhüpfen des Tieres

meinen rebellierenden
Magen umzudrehen
drohte.

»Danke. Ich nicht
weiß, warum sie nicht
chört.« Er sah mich an
und runzelte die Stirn.
»Du aussiehst nicht
gut, deutsche
Mädchen.«

Ich nickte schwach,
während ich versuchte,

die Übelkeit
niederzuringen. Du
wirst dich nicht
übergeben ... du wirst
dich nicht übergeben ...

Dann erbrach ich
mich.

Edik warf die Leine
beiseite und stützte
mich, hielt mir
fürsorglich die Haare

aus dem Gesicht,
während ich keuchte und
würgte. Bis es in mir
nichts mehr gab. Bis
ich mich wie
ausgewrungen fühlte. Na
klasse. Am liebsten
wäre ich im Boden
versunken, aber den
Gefallen tat mir die
Erde unter meinen Füßen
nicht.

Edik wartete

geduldig, bis mein Atem
sich beruhigt hatte.

Ganz und gar Gentleman,
als würde er ständig
kotzende Damen in
seinen Armen halten.

Wobei – wer wusste
schon, welche

Fertigkeiten er in
seinem Mafia-Casino

erwerben konnte.

»Besserr?« Sein Akzent klang rau, ungeschliffen in meinen Ohren. Und gab mir seltsamerweise Halt. Ich hielt mich kaum noch aufrecht, spürte, wie er mich behutsam zur Treppe des Hintereinganges führte und auf die Stufen

setzte.

»Chier. Nimm.« Er
reichte mir eine kleine
Flasche mit Limonade.
Das Zeug schmeckte kaum
noch zitronig,
eigentlich Zucker pur,
warm und ohne
Kohlensäure. Ich war
dennoch dankbar, den
Mund ausspülen zu

können.

»Sophia?«, fragte er, noch immer über mich gebeugt. »Nikcht chier? Wo sie ist?«

»Keine Ahnung. Sie wollte was für Geschichte erledigen oder so.« Ich versuchte mich aufzurichten und schwankte. Er fing mich auf.

»Ich dich nach
Chause bringe, gut?
Wirr gehen langsam«,
versprach er. Ich
nickte und lehnte mich
dankbar an ihn, hörte
seinen beruhigenden
Herzschlag, der mir
dumpf entgegenpochte.

Wir gingen
tatsächlich sehr

langsam. Er hielt mich fest und bei ihm fühlte ich mich sicher. Egal, wie eindringlich mich andere vor ihm warnen mochten.

Käpt'n hatte sich beruhigt und trabte brav neben uns her, die Leine schleifte herrenlos auf dem Boden.

»Hast du deinen Hund etwa zum College mitgebracht?«, fragte ich in seiner Muttersprache, sobald ich mich auf meine Stimme wieder verlassen konnte.

»Quatsch, wir gehen hier oft Gassi.« Sein Russisch klang wie die

Weite der Steppen, oder ebendas, was ich mir darunter vorstellte. Tragend, unbezähmbar berauschend, und ich glaubte mich darin zu verlieren. »Es gibt genug Platz zum Toben und auf dem Sportplatz kann sie sogar so etwas wie Hunde-Agility laufen. Manchmal hole

ich sie in den Pausen
oder wenn ein Fach
ausfällt.« Deshalb
hatte ich ihn kaum
zwischen den
Unterrichtsstunden
gesehen! Und ich
dachte, er knutschte
irgendwo mit dem
Rotbäckchen. Energisch
schüttelte ich den

Kopf, um das Bild aus
meinem Verstand zu
verbannen.

»Warum heißt dein
Hund Käpt'n, wenn es
ein Weibchen ist?«,
fragte ich etwas
möglichst
Unverfängliches.

»Ich habe sie von
der Arbeit
mitgebracht.« Edik

drückte mich etwas
fester an sich und
umschiffte elegant ein
Schlagloch mit
Schlammwasser, in dem
ich hätte versinken
können.

»Arbeitest du
wirklich in einem
Casino?« Den Zusatz
»Mafia« schluckte ich

vorsichtshalber
herunter.

Er verzog das
Gesicht und ließ mich
los. Das Thema schien
ihm unangenehm zu sein.
Oder er hatte bemerkt,
dass ich mich
inzwischen ganz gut
auch allein auf den
Beinen hielt. Das
Gefühl, beobachtet zu

werden, packte mich;
ich schaute herum,
konnte aber keine
unheimlichen Verfolger
entdecken. Alles gut,
versuchte ich mich zu
beruhigen. Vergebens.

»Sie wollten
eigentlich einen Rüden
haben«, sagte er, ohne
meine Frage zu

beantworten. »Der Irrtum fiel keinem auf. Ihr Charakter dafür umso mehr, bei dem ziemlich schnell jedem klar wurde, dass er nicht gerade zum Motto des Unternehmens passte.«

»Verstehe.

Aufpassen!« Dieses Mal war ich es, die ihn

spielerisch zur Seite
schubste, damit wir ein
weiteres Schlagloch
umgehen konnten. Er
stolperte, lachte, und
mein Inneres antwortete
mit auffallender Wärme.
Es tat gut, ihn zum
Lachen zu bringen, vor
allem, weil es wirklich
gelöst und ehrlich

klang. »Du sprichst gut russisch. Wie kommt's?«

»Mein Vater stammt von hier. Sogar direkt aus Sankt Petersburg. Ich war vollkommen aus dem Häuschen, als ich erfahren habe, dass ich ausgerechnet in diese Stadt darf, und habe meine

Russischkenntnisse aus

der Kindheit noch
einmal aufgefrischt.
Auch wenn mir klar ist,
dass mein Vater mir
nach all den Jahren
vermutlich nicht
einfach so über den Weg
laufen würde. Irgendwie
hoffe ich trotzdem,
mehr über ihn, über
mich und über meine

Familie zu erfahren.«

»Was ist passiert?«, frage er leise. »Hat dein Vater euch verlassen?«

»Verschwunden, entführt worden – meine Version der Geschichte.« Zumindest bis vor meinem Gespräch mit Tante Inga. Jetzt wusste ich nicht mehr,

was ich denken oder glauben sollte.

»Willkommen im Club.« Er lächelte mir zu, aber es gab nichts Fröhliches mehr in diesem Lächeln. Je länger ich ihn beobachtete, desto mehr kam mir in den Sinn, dass er all seine

Gefühle in Lächeln,
Grinsen und Feixen
ausdrückte. Fifty
Shades of Ediks Smile.
Ob das schon mal jemand
bemerkt hatte?

»Bei mir war es
meine Mutter. Wobei ich
eine Entführung
ausschließen kann.«

Ich blieb stehen.
»Was ist passiert?«

»Meine Eltern haben sich getrennt, als ich noch klein war.« Das Lächeln wurde fest und unerschütterlich, als wäre es auf seinen Lippen einbetoniert worden. »Vater sagt, dass sie einen Tick hatte, was Haare angeht, meine Haare,

wohlgemerkt. Eines
Tages hat er einen über
den Durst getrunken,
mich am Schopf gepackt
und alles
abgeschnitten. Als
meine Mutter nach Hause
gekommen war und die
Katastrophe gesehen
hat, drehte sie sich
auf der Stelle um und
ging, hat nicht einmal

ihre Sachen gepackt.«

»Sie hat euch wegen
der abgeschnittenen
Haare verlassen?«

»Keine Ahnung.
Seitdem schneidet mir
mein Vater alle
Vierteljahr die Haare,
meistens während ich
schlafe. Er ist
manchmal etwas

komisch.«

Ich schluckte den Kloß in meinem Hals herunter. »Das erklärt zumindest deinen interessanten Schnitt.«

Er zuckte die Schultern. »Ich finde, mit den Jahren ist er um einiges besser geworden.«

»Wieso ziehst du

nicht aus?«

Er lachte, als hätte ich ihm vorgeschlagen, jetzt gleich den Mount Everest zu besteigen. »Wohin denn? In einen Karton unter die Brücke? Solange ich nicht bereit bin, jemandem die Knochen zu

brechen, verdiene ich nicht viel in diesem ... *Casino.*« Er wandte sich ab. »Außerdem: Er ist mein Vater. Jemand muss auf ihn aufpassen. So, wie er früher auf mich aufgepasst hat.«

Wir gingen weiter, nebeneinander und doch jeder für sich. Nur wenige Worte, aber es

schien, als würden uns ganze Welten trennen.

»Das toppt meine Geschichte um einiges.«

»Nicht wahr?« Da war er wieder, der unbeugsame Edik, den nichts brechen konnte, und ich hatte gar nicht bemerkt, dass wir fast angekommen waren. Von

den Bänken her tönten
laute Stimmen und
Flaschenklirren. Edik
zog mich näher heran
und legte mir lässig
einen Arm um die
Schultern, während wir
auf das Grüppchen
zuschlendernten. »Na,
doitsche Mädken?«,
sagte er, als hätte er
die Coolness wie eine

Maske aufgesetzt.

»Chabe ich gemakcht
gut, dikch nakch Chause
bringen?«

»Ja, das war ganz
passabel.« Ich feixte
ihn an, das konnte ich
schließlich auch, mein
lieber Möchtegernmacho,
und wand mich unter
seinem Arm hervor. »Du

warst nicht bei Marjana
Nikolajewna.«

Kurz sah er mich
verdutzt an. Dann
grinste er mit mir um
die Wette. Aber er
konnte dabei seine
Augenbraue hochheben,
da war er mir in
Coolness natürlich
haushoch überlegen.
»Ikch weiß.«

»Du wirst Ärger
bekommen.«

»Ikch weiß«,
wiederholte er, ein
bisschen so, als würde
er den Akzent
absichtlich verstärken.
Dann fuhr er auf
Russisch fort: »Ärger
ist mein zweiter
Vorname.«

»Ej, Editsch!«,

grölte es von den
Bänken, und ich fragte
mich langsam, auf wie
viele Arten man seinen
Namen noch verunstalten
konnte. »Was geht ab?«

Edik hob eine Hand
zum Gruß, und erst dann
bemerkte ich den
Mittelfinger, den er

dem Redner
entgegenstreckte.

»Arschloch«, tönte
es wieder, allerdings
seltsam freundlich.
Wenn nicht zu sagen
respektvoll.

Edik beugte sich zu
mir. »Und meistens«,
wisperte er mir zu,
»hält der Ärger andere
von mir fern. Nimm dich

also in Acht ... *doitsche*
Mädkchen.«

»Ich glaube nicht,
dass dein zweiter
Vorname mich so sehr
beeindruckt«, erwiderte
ich mit einem
vorsichtigen Schielen
zu seinen Kumpanen. Ja,
genau. Und im früheren
Leben war ich mit

Sicherheit eine Motte,
die auf jedes Licht
zugeflogen und
irgendwann im offenen
Feuer verbrannt war.

Ich blickte noch
einmal in Richtung
Bänke und entdeckte
erst dann Nonja, die
sich hinter den Büschen
mit einem Wuschelmann
neben einem schicken

Volvo mit getönten
Scheiben unterhielt.
Deshalb hatte sie mich
versetzt? Die beiden
diskutierten über
etwas, wild
gestikulierend. Ich
ließ Edik stehen und
schlich näher heran.

»Sie ist noch nicht
bereit dafür!«, rief

Nonja mit
eindringlicher Stimme.

»Er wird immer
stärker. Wir haben
nicht mehr viel Zeit«,
hielt der Wuschelmann
dagegen – und bemerkte
mich. Er legte eine
Hand auf Nonjas
Schulter, warf mir
einen
bedeutungsschweren

Blick zu, als wäre ich
an allen Weltnöten
schuld, stieg in sein
Auto und brauste mit
aufheulendem Motor
davon.

»Wer war das?«,
fiel ich über Nonja
her, als der Wagen in
der nächsten Straße
verschwunden war.

»Was? Ach, der da?
Niemand Wichtiges. Er
hat sich nur verfahren
und nach dem Weg
gefragt.«

»Willst du mich für
dumm verkaufen? Ich
habe genau gehört,
worüber ihr geredet
habt!« Was natürlich
geschwindelt war, da

ich so gut wie nichts
gehört hatte.

Ihre Miene
verfinsterte sich.

»Keine Ahnung, was du
da mitbekommen zu haben
glaubst. Anscheinend
ist dein Russisch
eingerosteter, als du
denkst. Er hat nur nach
dem Weg gefragt, klar?«

Schon lief sie zum

Hauseingang und ich
blieb allein zurück mit
grölenden Betrunkenen,
einem ratlos
dreinblickenden Edik
und Käpt'n, die mich
mit ihrer sabbernden
Begeisterung
aufzumuntern versuchte.

In deiner Nähe

Sie war also nicht das Mädchen, das er finden wollte, finden musste. Sie war bloß ... Eigentlich wusste er gar nicht, wer sie war. Eine Hoffnung? Eine Bedrohung? Sollte er sich von ihr fernhalten oder ihre Nähe suchen?

Ihr Haus lockte ihn mit einer angenehmen Vertrautheit. Doch das Gefühl zerbarst, als er unweit einen der Wolchwy witterte. Der Mann redete mit dem Mädchen, bei dem Liza wohnte. Irgendetwas ging da vor. Sein Gehör war besser als das der

meisten Menschen, und dennoch konnte er in seiner Taggestalt nur Gesprächsfetzen wahrnehmen:

... der Dämon ... sie für sich zu bekommen ... du weißt, was das bedeutet ...

In der Nähe grölten Jugendliche, die in ihm eine kaum zu bändigende

Lust auslösten, sie für
immer verstummen zu
lassen. Von der nicht
weit gelegenen
Hauptstraße tönte der
Autolärm und trieb ihn
in den Wahnsinn,
besonders jetzt, wo er
seine Sinne bis zum
Äußersten beanspruchen
musste.

... sie ist bestimmt
für ... die Welt ist im
Wanken ... es ist Zeit ...

Mit einem Mal
spürte er andere
Wolchwy nahen. Sein
Instinkt drängte ihn
zur Flucht, und auf
seine Instinkte war
Verlass. Also beeilte
er sich, auf das Dach

zu verschwinden, und
schlich an die
Brüstung. Der
Herbstwind fuhr ihm
durch das Haar und
wirbelte seine Strähnen
durcheinander, brachte
den Gestank der
Millionenstadt mit
sich. Von hier aus
konnte er nichts mehr
hören. Der eine Wolchw

war bereits
verschwunden, aber die
anderen spürte er umso
intensiver. Sie hatten
etwas vor, und die
Anspannung zerrte an
seinen Sinnen.

Als der Tag sich
dem Ende zu neigen
begann, zog er seine
Sachen aus und streckte

sich. Unbemerkt war die Dämmerung an ihn herangeschlichen, um ihn zu schwächen. Er verfluchte das Ziehen in den Gelenken, die Trägheit der Muskeln. Noch stand er auf der Brüstung, das Gesicht trotzig dem ausglühenden Tageslicht entgegengestreckt, und

wartete auf das
Unvermeidliche. Bei all
seiner Stärke und
Überlegenheit war es
das Einzige, was er
nicht im Griff hatte.
In der Traumwelt musste
er demjenigen dienen,
der die Macht über ihn
besaß, doch wenigstens
war ihm vergönnt, die

Kontrolle über seinen eigenen Körper zu behalten. Er konnte sich wandeln, wann es ihm beliebte. Und nicht, sobald die Dämmerung ihn dazu zwang.

»Hier finden wir dich also. Kläglich siehst du aus, alter Mann.« Ein raues Lachen

erklang hinter ihm.

»Hast du wirklich geglaubt, du könntest entkommen?«

Er fuhr herum und strauchelte. Vielleicht war es ein Windstoß gewesen, vielleicht sein müder Körper oder die schwächelnden Sinne. Wie konnte die

Gefahr sich unbemerkt
an ihn herangeschlichen
haben? Ein Grollen
erbebte in seiner
Brust, doch seine
Gegner blieben
unbeeindruckt: ein Mann
in einer Lederjacke,
der sein langes Haar
glatt gekämmt und zu
einem Pferdeschwanz
gebunden hatte; den

anderen, in einem
eleganten Wollmantel
und mit einer wirren
Kräuselmähne, hatte er
vorhin mit dem Mädchen
reden sehen. Zwei
weitere waren ihm
unbekannt. Und hinter
ihnen stand eine Frau.
Die Wolchwy schienen
sie mit ihren Körpern

abzuschirmen, als wäre
sie das Kostbarste,
worüber sie verfügten.

*Glaubt ihr
wirklich, ihr könnt
mich aufhalten?* Es war
leicht, seinen Geist so
zu erweitern, dass er
alle fünf erreichen und
sie gleichzeitig
abtasten konnte. Die
Frau. Es war definitiv

die Frau, vor deren
Fähigkeiten er sich in
Acht nehmen sollte!

Der Kerl in der
Jacke trat ein paar
Schritte vor. »Du bist
eine dämonische
Kreatur. Du gehörst
nicht in diese Welt.«

Warte ein wenig.
Dann zeige ich dir,

welche Kreatur
tatsächlich in mir
steckt. Ruckartig
richtete er sich auf
und musste beinahe
stöhnen, als sein in
der Dämmerung
gealterter Körper sich
über die Anstrengung
beschwerte.

Der Wolchw

lächelte, was seine Züge seltsam schief wirken ließ. »Darauf zu warten, liegt nicht in unserem Sinne.« Er machte ein Zeichen, und die anderen verteilten sich um ihn herum, nahmen ihn in die Zange. »Rimma? Jetzt!«

Die Frau rührte sich nicht. Mit blassem

Gesicht starrte sie vor sich hin, die Lippen leicht geöffnet, die Augen – geweitet.

»Rimma, worauf wartest du? Du weißt genau, was der Höchste gesagt hat. Er ist nicht der, den wir zu sehen glauben!«

Sie nickte

unsicher. »Ich weiß nicht, ob das klappt. Ich bin nicht diejenige, die ihn hierhergebracht hat«, stammelte sie und ihre Stimme brachte einen Anflug einer Erinnerung mit sich.

Wer war sie?

Warum kam sie ihm so vertraut vor?

»Rimma, verdammt!«

Einer der Wolchwy
packte die Frau am
Oberarm. »Wir haben
keine Zeit!«

Ein Grollen stieg
seine Kehle hoch, als
sie taumelte, zu mehr
war sein Körper nicht
mehr fähig.

»Ja, natürlich. Ich

tu es. Lass mich los.«

»Gut.« Der Mann
trat beiseite. »Fang
an.«

Mit einem monotonen
Singsang kniete sie
sich zu Boden und
tauchte die Hände in
die Schatten ihrer
Begleiter. Anfangs
zaghaft, dann immer
intensiver begannen die

schwarzen Silhouetten
zu wabern und sich um
ihre Arme zu winden.

Während er spürte,
wie das Dunkle in ihm
mit einem leisen Pochen
antwortete ...

Sie musste
aufhören! Sofort. Sein
Körper bereitete sich
auf den Sprung vor, um

diese Frau aufzuhalten,
sie niederzureißen,
doch einer der Wolchwy
schmetterte ihn mit
einem Schlag nieder.

Die Männer waren zu
schnell.

Zu stark für seine
schwindenden Kräfte.

Die Frau hielt ihr
Gesicht gesenkt. Ihre
Finger schienen in den

Schatten zu tanzen. Als hätte sie eine unsichtbare Spindel, zog sie dunkle Fäden daraus und wob neue Muster. Die Dunkelheit schien ihn zu umfließen, wickelte sich immer enger um seinen schwächelnden Leib. Zum letzten Mal

bäumte er sich auf,
bevor die Kraft
endgültig aus seinen
Gliedern wich. Warum
dauerte es so lange,
bis die Sonne
unterging? Noch nie
erschieden ihm die
Minuten so zähflüssig
und das Tageslicht so
hartnäckig. Er musste
es schaffen, er musste

unbedingt durchhalten!

Dann würde er
töten, sie alle.

Die Frau schrie
auf. Die Schattenfäden
entglitten ihren
Fingern. Verstört sah
sie auf ihre Hände,
dann auf den Wolchw
neben ihr. In der
anschleichenden

Dunkelheit wirkte ihr Gesicht teigig, beinahe unförmig. »Serjosha ... Serjoshenka! Bei allen Geistern, zerbrich nicht daran! Zerbrich nicht daran!«, rief sie.

Atmen! Solange die Frau abgelenkt zu sein schien. Scharf saugte er die kalte Abendluft

ein, trotz des
Stadtgestanks, der ihn
würgen ließ. Er
brauchte Kraft, pumpte
sie mit jedem Atemzug
zurück in seinen
Körper. Gut so, gut,
gleich würde die
Wandlung beginnen!

Serjosha packte die
Frau an der Schulter.

»Reiß dich zusammen,
verdammst noch mal! Der
Höchste setzt sein
Vertrauen in dich.«

»Ja. Natürlich.«

Schwer atmend kauerte
sie da, sumgte, sumgte
mit all ihrer Hingabe.

Ein Zucken ging
durch seinen Körper.
Die Schatten griffen
erneut nach ihm, sie

saugten ihn auf,
benebelten seinen
Verstand.

*Du musst nicht vor
mir fliehen, rauschte
es vertraut durch sein
Inneres. Ich habe dich
erweckt. Dich aus dem
Gefängnis der
Vergessenheit befreit.
Zählt das etwa nicht?*

Nein! Niemand mehr würde Macht über ihn haben. Er durfte nicht nachgeben. Noch war es nicht zu spät: Langsam legte sich die Nacht über die Stadt und verschluckte alles, was einst dem Tag gehört hatte.

Seine Tierkrallen

schossen hervor und gruben sich in den Teer des Daches. Das Fell spross aus seiner Haut wie tausend Nadeln. Endlich.

Still lag er da. Halb benebelt, halb wach.

»Hat es geklappt?«, hörte er die Stimme des Mannes in der

Lederjacke über ihm.

»Hast du ihn gebannt?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte die Frau schwach. »Ich glaube schon.«

Nach und nach klärten sich seine Sinne.

Er fühlte sich mächtig.

Übermächtig.

Mit einem Ruck erhob er sich zur vollen Größe und riss die Pranken in die Luft. Die Frau schrie. Serjosha zückte eine Pistole. Doch er packte seinen Gegner, bevor dieser auch nur einen Schuss abfeuern konnte,

und hörte die
Wirbelsäule des Mannes
knirschen. Wie hatte
die Frau es
ausgedrückt?

Serjoshenka war doch
noch daran zerbrochen.

Ein Sprung, schon
war er bei der Frau.

Die drei anderen
Wolchwy stellten sich
ihm in den Weg, in

einem lächerlichen Versuch, sie zu beschützen. Ein Prankenhieb schmetterte sie beiseite.

Die Frau kreischte.

Ihr Geruch betörte ihn. Etwas Bekanntes, Köstliches schwebte darin. Ein schwacher Vanilleduft. Nein,

unmöglich. Er neigte
den Kopf und blähte die
Nüstern, starrte in
ihre Augen, die ihn
voller Todesangst
anblickten.

Vanille.

War sie das
Mädchen, das er suchte?
Das ... *Mädchen*?

Die Männer griffen
ihn wieder an. Mit

einem Prankenhieb
schmetterte er sie
beiseite. Die Frau! Sie
hatte den Angriff
genutzt, um sich in
Sicherheit zu bringen.
Er sah noch, wie sie
durch die Tür
verschwand, die vom
Dach wegführte -
während ihr Duft bei

ihm geblieben war.

Genau der Geruch, den er gesucht hatte.

Sollte er ihr folgen?

Ihre Fährte aufnehmen?

Was, wenn sie ihn mit dem Vanilleduft in eine Falle locken wollte? Er sah sich um.

Der eine Wolchw lag halb an die Brüstung gelehnt, seine Kiefer

mahlten, um keinen
Schmerzenslaut
durchzulassen. Der
andere musste über den
Rand hinweggeschleudert
worden sein.

Er pirschte sich an
den Mann heran.

Erzähl mir alles
über diese Frau,
Wolchw.

Doch es gelang ihm nicht, den Geist zu erweitern und den fremden Verstand zu erreichen. Das Wesen einer Bestie war nicht dafür geschaffen, mit Menschen zu kommunizieren. Statt Fragen, die ihn umhertrieben, rollte

bloß ein tiefes Knurren
seine Kehle empor.

Der Verletzte
keuchte. »Warte! Ich
weiß, was du willst!«

So? Gedankenlesen
war nicht gerade eine
Menschenstärke.

»Ich weiß, wer du
bist.« Mit bebenden
Fingern holte der
Wolchw ein Foto hervor.

»Es wurde uns gegeben,
um dich in deiner
Menschengestalt zu
finden. Hier, siehst
du? Das warst du.«

Ein Junge im
karierten Hemd lächelte
dem Fotografen
entgegen. Sein
schwarzes, leicht
gewelltes Haar lag über

den Schultern
ausgebreitet.

Wie ist mein Name?,
pochte es in seinen
Schläfen, drang aus
seiner Brust, doch das
Einzigste, was er
zustande bringen
konnte, war ein
wehleidiges Winseln.

»Wladislaw«,
flüsterte der Mann, als

hätte er die Frage in diesem Winseln doch noch auf eine seltsame Weise wahrgenommen. »So heißt du. Bitte! Mehr weiß ich nicht.«

Mehr weißt du nicht?, pochte es in ihm. Was ist mit mir geschehen?

Auch wenn er dem

Jungen auf dem Bild wie
aus dem Gesicht
geschnitten zu sein
schien, war er nicht
dieser Junge.

Irgendetwas hatte er
verloren, irgendetwas
wurde ihm genommen -
damals, auf dem Altar.

»Lass mich gehen,
und ich beschaffe dir
mehr Informationen.

Dieses Mädchen, Liza,
ist etwas Besonderes.
Du wirst sie brauchen!
Der Höchste ist sehr an
ihr interessiert.«

Liza.

Er drehte ein paar
unruhige Kreise auf dem
Dach. Sie war
diejenige, die ihn
hierhergebracht hatte.

Sollte sie sich gegen ihn wenden, bedeutete das Gefahr.

Andererseits ... Es bedeutete Macht, sollte sie ihm gehören. Sie war so stark. So unwiderstehlich.

Seine Gedanken schienen sich zu verknoten. Der Wind brachte den Geruch des

Blutes mit sich. Seine
Ohren zuckten, als er
vernahm, wie der Wolchw
unter Schmerzen
fortzukriechen
versuchte. Beute,
wisperte sein Verstand,
mach Liza ein Geschenk.
Eins, dem sie nicht
widerstehen kann.

Ja, er musste sie

für sich gewinnen,
seine Beute mit ihr
teilen.

Kapitel 7

Ich träume vom
Tanzen.

Im bauschigen Rock
aus flatternden
Schmetterlingen springe

ich über eine Wiese,
dehne meine Beine zu
einem Spagat und lasse
hingebungsvoll meine
Arme kreisen. Das
Zwitschern der
Singvögel formt sanfte
Klänge aus *Schwanensee*.
Das Tremolo der
Buchfinken und das
Vibrato der Rotkehlchen
erreicht eine

unglaubliche
Intensität, spornt mich
zu höheren und weiteren
Sprüngen an, doch ich
komme aus dem Takt. Je
heftiger ich Pirouetten
drehe, umso schlimmer
wird es mit der
Koordination meiner
Beine und Arme. Ich bin
wie eine Puppe, die an

Strippen gezogen wird.
Nonja sitzt im
Schneidersitz auf einem
umgekippten Baum,
vornübergebeugt und das
Kinn mit einer Hand
stützend. Sie sieht
meinen Bemühungen zu
und schüttelt unentwegt
den Kopf: *Hab ich doch
gesagt. Du bist noch
nicht bereit.*

Nein, nein, ich bin
bereit! Ich muss ihr
beweisen, dass sie sich
irrt!

Meine Bewegungen
werden immer
hektischer. Tränen
verschleiern mir die
Sicht, während das
Fortissimo der Vögel
mich wie mit Spießen

durchdringt. In einer
weiteren Drehung
bemerke ich meine Mama.
Sie ist ein Schatten
ihrer selbst. Sie ist
da, und gleichzeitig
unerreichbar für mich.
*Mama! Ich kann das! Ich
werde das hinkriegen!*

Ihr Flüstern ist
das Rauschen des Windes
im Wald, wie eine Brise

streicht es mein
Gesicht, fährt mir
sanft durch das Haar:
*Wir haben keine Zeit
für dieses Gehüpf.*
*Bald wird er mich
holen.*

*Wer? Was muss ich
tun, um dir zu helfen?*

Sie beachtet meine
Fragen nicht. Wie

immer, wenn sie der Meinung ist, dass ich mich anstrengen, mich besser konzentrieren muss.

Du bist eine Seherin. Du hast die Gabe, in den Schatten die Zukunft zu sehen, zwischen der Realität und der Traumwelt zu wandern und Magie zu

wirken. Du hast viel
Macht, aber du bist
noch nicht fähig, deine
Gabe zu kontrollieren.
Wenn du nicht aufpasst,
werden die Schatten
dich verschlingen ...

Mama!

... und dich um den
Verstand bringen. Du
bist stark. Er weiß es.

*Er ist überall. Traue
keinem!*

Hinter mir lacht
Nonja. *Sie ist noch
nicht bereit.* Das muss
ich mir nicht anhören.

Wie soll ich meine
Gabe kontrollieren? Was
muss ich tun?, will ich
rufen, versuche eine
Arabesque, strachele

und falle hin. Die
Landschaft um mich
herum verdunkelt sich.
Über mir leuchtet nicht
mehr die Sonne, sondern
das Rad-Zeichen von
Nonjas Anhänger.

*Wenn du zu tief in
die Schatten blickst,
wirst du dich darin
verlieren, schmettert
Nonja mir hinterher,*

während ich alles tue,
um zu meiner Mama zu
kriechen. Die Worte
kommen mir vor wie eine
Drohung. Ist es Nonja,
die da spricht, oder
hat die fremde Präsenz
sie übernommen, wie
einst den Wuschelmann?
Lass das lieber sein.
Das alles ist eine

*Nummer zu groß für
dich.*

Meine Mama
schüttelt den Kopf. *Du
musst verstehen, wie du
in die Schatten
gleitest, und es
kontrollieren.* Ihre
Silhouette ist fast
verschwunden. Sie will
mir noch etwas sagen,

doch das Fiepen der
Vögel und Nonjas Lachen
übertönen ihre Worte.
Plötzlich ist alles
weg. Die Wiese, die
Schmetterlinge, Nonja,
meine Mutter ... nur das
Fiepen bleibt und
hämmernt gegen meinen
Kopf.

Es ist mein Wecker.
Ich hatte ihn eine

Stunde früher gestellt,
um mir das morgendliche
Joggen zu ersparen. War
ja klar, dass er
ausgerechnet dann zu
klingeln begann, als
ich dabei war, etwas
Wichtiges zu erfahren.
Mit einem Kissen schlug
ich nach dem Wecker,
der sich dazu

erdreistete, immer
eindringlicher zu
piepen. Endlich Stille.
Ich rieb mir über das
Gesicht. Und nun? Was
bedeutete das, ich
müsse erfahren, wie ich
in die Schatten gleite?
Kein Plan.

Um aus dem Bett zu
kriechen, brauchte ich
eine halbe Stunde und

all meine Motivation.
Nonja sah genauso
übernächtigt wie ich
aus, schaffte es
dennoch, vor mir ins
Bad zu schlüpfen. Kein
Wunder also, dass es
auch heute äußerst
hektisch wurde, als wir
endlich bereit waren,
die Wohnung zu

verlassen.

»Iiihhh!«, stieß
Nonja hervor, die ein
paar Nanosekunden
schneller im
Treppenhaus war als
ich. Fast wäre ich in
sie hineingelaufen – um
sogleich über die
Schwelle zurück in die
Wohnung zu stolpern.
Auf dem Fußabtreter lag

ein großer Knochen
undefinierbarer
Herkunft, an dem
Fleischreste klebten.

Nonjas Gesicht sah
ungefähr so aus, wie
ich mich gerade fühlte.
Ratlos und angewidert.
Dann schlug ihre Mimik
um und ich las Panik in
ihren Zügen, die sie

vergeblich zu
unterdrücken versuchte.

»Tante Dascha aus
der zweiten hat einen
Kater, der mit großer
Vorliebe herumstreunt
und kleine Präsente
nach Hause schleppt«,
erklärte sie
schließlich mit einer
brüchigen Stimme.
»Nichts Wildes.«

»Und sich dieses Mal in der Haustür geirrt hat, oder was?«

»Vielleicht mag er dich«, nuschelte Nonja, sodass ich sie kaum verstehen konnte, und zuckte die Schultern.

»Ediks Käpt'n hat auch einen Narren an dir gefressen. Und ist es

nicht auch bei Wölfen
so, dass sie ihrer
Angebeteten einen Teil
ihrer Beute bringen?«
Sie schluckte. »Auch
Fischadler werben um
ein Weibchen mit einer
Futtergabe. Habe ich in
Biologie gehört.«

»Den Kater kenne
ich nicht einmal. Und
bei Wölfen ist es doch

eher so, dass sie nach strenger Rangordnung fressen«, konterte ich. Biologie mochte ich damals auch. Außerdem: Wölfe im Treppenhaus? Zusammen mit Fischadlern? Gab es einen Zooausbruch im Haus, oder wie?

»Oh, da hat jemand

aber nicht aufgepasst
in der Biologiestunde!«
Nonja hob einen
Zeigefinger. »Wenn das
meine Lehrerin aus der
Schule gehört hätte.
Sie würde dir einen
langen Vortrag darüber
halten, dass es die
klassische Rangordnung
nur in der
Gefangenschaft gibt.«

Ich verzog das Gesicht. Genug von der Biologie. »Wie auch immer. Das Ding muss weg.«

Ich holte einen Plastikbeutel aus der Wohnung und trug den Knochen zum Müllschlucker. Das Teil polterte an den

Schachtwänden bis zum Erdgeschoss und verstummte.

Erledigt. Weiter in der Tagesordnung.

Nonja, immer noch sichtlich verstört, als wisse sie mehr als ich, stieg in den Aufzug. Ich nahm lieber die Treppe und eilte die Stufen hinunter. Wir

mussten uns wirklich
sputen, auch heute
hatten wir Marjana
Nikolajewna in der
ersten Doppelstunde. Zu
spät zu kommen war
keine Option.

Ein Stockwerk
tiefer verlangsamte ich
dennoch meine Schritte.
Ediks Tür war nur

angelehnt. Kurz spielte ich mit dem Gedanken, anzuklopfen und zu fragen, ob er mitkäme, als ich eine heisere, nuschelnde Litanei wahrnahm: »Du gehst da nicht hin! Es ist viel zu gefährlich für dich. Ich habe sie gesehen, sie drücken sich schon wieder hier rum, weißt

du?« Die Stimme leierte wie das alte Radio von Tante Inga, das keinen Sender rauschfrei empfangen konnte.

»Jetzt lass mich schon los, Papa.« Ediks besonnener Ton machte alles in mir so seltsam weich. Jede Wette, ich hatte schon wieder

diesen völlig
entrückten Kuhblick à
la Rotbäckchen & Co,
zum Glück war niemand
im Treppenhaus, um das
Ergebnis mit ›arme
Lisa‹ zu kommentieren.

»Nein, nein, du
gehst nirgendwohin!
Hast du nicht
mitbekommen, was heute

Nacht vor sich ging?«

»Du warst

durcheinander. Weißt du was? Schlaf noch ein bisschen. Es ist noch viel zu früh.«

»Du bleibst hier, habe ich gesagt!« Die Stimme wurde aggressiver. »Käpt'n? Käpt'n, fass! Er muss hierbleiben!«

Käpt'n jaulte
irritiert.

»Du blöder Köter!«

Ein Gerangel
ertönte, die Hündin
winzelte auf und
plötzlich polterte Edik
aus der Wohnung, lief
in mich hinein und wir
wären sicherlich auf
dem Boden gelandet,

wenn er es nicht doch
irgendwie geschafft
hätte, das
Gleichgewicht zu
behalten - und mich mit
einem Arm fest an sich
zu drücken, damit ich
nicht stürzte.

Weiche Knie -
Superalarm! Na toll.
Wie laut mein Herz
pochte, musste er

einfach merken, so
dicht, wie wir
voreinander standen.

»Du?«, hauchte er
bestürzt in mein
Gesicht. Um uns herum
tänzelte Käpt'n, sprang
an uns hoch und leckte
mir und Edik über die
Wangen. Beziehungsweise
über Ediks Wange, bei

mir erwischte die
Hündin hauptsächlich
das Ohr.

Auf die Schwelle
taumelte eine Gestalt.
Ein Feinrippunterhemd,
eine speckige
Jogginghose mit Adidas-
Streifen, ausgetretene
Latschen an den nackten
Füßen, grauer
Dreitagebart im

aufgedunsteten Gesicht.
Als der Mann mich mit
seinen
blutunterlaufenen Augen
anvisierte, fiel mir
nichts Besseres ein,
als vornehm »Guten Tag,
Herr Schauro« zu
murmeln, leider auf
Deutsch, was natürlich
keinen Sinn machte.

»Hat sie mich gerade *Cher* genannt?«, brüllte der Mann und Edik drückte mich noch fester an sich.

»Wir gehen jetzt, Papa.« Er schob mich zur Treppe.

»Edja!«, rief der Mann uns hinterher.

»Komm zurück! Ich hab

dich lieb, Edja, bleib
bitte hier, hörst du?«

Ich stolperte
beinahe über meine
eigenen Füße, doch Edik
schleifte mich einfach
weiter. Oben polterte
sein Vater, und
irgendjemand brüllte,
dass er endlich sein
versoffenes Maul halten
sollte. Erst draußen

gab Edik mich frei,
wandte sich ab und
stocherte in seinen
Jeanstaschen nach einer
Zigarette. Seine Finger
zitterten merklich, als
er den Stängel
anzündete.

»Hey«, murmelte
ich. »Alles okay bei
dir?«

Ich biss mir auf
die Lippe. Hatte es
gerade nach ›Okay‹
ausgesehen?

Unschlüssig trat
ich von einem Fuß auf
den anderen, zupfte an
meinen Locken, die sich
bestimmt in ein wildes
Durcheinander
verwandelt hatten, als

wir die Treppe
hinuntergerannt waren.
»Was bedeutet Cher auf
Russisch? Ich glaube,
bei deinem Vater bin
ich unten durch.«

»Lass mich«,
raunzte er mich über
die Schulter an, hob
sein Gesicht dem Himmel
entgegen und stieß
langsam den Rauch

zwischen den Lippen
hervor.

Sein Schatten
erzitterte. Ich
blinzelte, um
Gewissheit zu bekommen.
Ja, die Umrisse
schienen sich zu
verflüssigen und das
Gebilde, das zu meinen
Füßen langsam, sehr

langsam kroch, ließ
mich erneut an eine
Blutlache denken. Sieh
nicht hin!, bebte alles
in mir, während in
meinem Kopf das
schwache Flüstern
meiner Mama aus dem
Traum erklang: *Du musst
verstehen, wie du in
die Schatten gleitest,
und es kontrollieren.*

Mein Rucksack

rutschte mir von der
Schulter. Ich ließ das
Ding mitten in Ediks
Schatten fallen, beugte
mich herunter, als
wollte ich es aufheben,
und berührte die
seltsame Lache mit
meinen Fingern. Kälte.
Feuchte, modrige Kälte.

Ich schloss die Augen.
Es fühlte sich an wie
ein Sumpf, in den ich
da griff, ich spürte
den Tod - Ediks Tod,
wie ihm die Sinne
schwanden und er
endlich seinen letzten
Atemzug tun konnte, der
ihn von Schmerz und
Angst befreite. Die
modrige Kälte kroch

immer höher, schnürte
mir die Brust zusammen,
verengte meine Kehle ...

Mit einem Ruck
wurde ich hochgerissen.

»Lass das sein. Das
ist eine Nummer zu groß
für dich, verstehst du
das denn nicht?«

Verwirrt blinzelte
ich in Nonjas Gesicht,

in ihre zu Schlitzzen
zusammengekniffenen
Augen und den Blick,
der mich aufzuspießen
schien. Woher tauchte
sie mit einem Mal auf?
Auch Edik fuhr herum
und schaute uns beide
irritiert an.

»Habe ich nicht
gesagt, du sollst dich
von ihm und seiner

Sippe fernhalten?« Ihr
Zischen ließ mich
beinahe zusammenzucken.

»Was hast du bloß?«

Ich stieß sie von mir.

Edik schüttelte den
Kopf, warf seine
Zigarette zu Boden und
ging davon. Seiner
Richtung nach zu
urteilen, würde er

heute im College
fehlen. Oder zumindest
in der ersten Stunde.

»Na super. Gut
gemacht, *Sophia*«,
giftete ich meine
Gastschwester an und
blickte ihm hinterher,
bis er um die Ecke des
Hauses verschwunden
war.

»Können wir endlich

gehen oder willst du ihm nachlaufen?«

»Lass mich in Ruhe.« Ich schnappte mir meinen Rucksack und stampfte davon.

»Liza!«

»Hau ab.« Ich wusste gar nicht, was mich am meisten wütend

machte. Dass sie mich
aus dem Schatten
gerissen hat. Oder dass
sie Edik auf so eine
einfühlsame Weise
vergrault hatte. Ich
wollte nur weg,
beschleunigte meine
Schritte, um nicht mehr
zu hören, wie sie nach
mir rief. Das kalte,
modrige Gefühl aus dem

Schatten hatte sich
tief in mir
eingenistet. Ich war
mir sicher, dass ich
Ediks Tod gesehen
hatte. Die Angst, die
ihn begleitet hatte,
bis ihm die Sinne
schwanden, galt nicht
seinem auslöschenden
Leben. Es war die Angst

um mich.

Mit einem Schlag wurde mir klar: Was auch immer ihm zustoßen würde – es würde meinetwegen passieren.

Kapitel 8

»Liza, Liza warte doch!«, rief Nonja mir

hinterher.

Ruckartig fuhr ich zu ihr herum. »Was willst du? Endlich mit mir reden oder bloß dubiose Warnungen à la *Das ist eine Nummer zu groß für dich* aussprechen?«, äffte ich sie nach. Waren es nicht genau die Worte gewesen, die sie mir in

meinem Traum ebenfalls
an den Kopf geworfen
hatte? Ich griff nach
dem Lederband an ihrem
Hals und zog ihren
Anhänger hervor. »Was
ist das?«

»Ein slawisches
Symbol der Veränderung,
der Bewegung und des
Kreislaufs der Natur.

Können wir jetzt weiter?« Sie zupfte das Amulett aus meinen Fingern und versteckte es wieder unter ihrer Jacke. »Ich will dich doch nur beschützen.«

»Vor wem? Vor den netten Typen namens Wlchw ... Wylychywy ... Wollnys ...« Um Gottes willen! Wie hieß noch

dieses komische Wort,
das Mr Nachtmahr mir in
den Verstand geniess
hatte? »Wolychw ...«

Langsam klang es, als
hätte ich Tuberkulose
im Endstadium.

»Wolchwy«, sagte
sie leise. »Aber das
sind nur Männer. Die
Frauen sind

Seherinnen.« Sie seufzte. »Vielleicht bist du tatsächlich bereit dafür.«

Na endlich. Warum nicht gleich so? Ich stemmte die Hände in die Hüften. Irgendwie musste ich ja zeigen, wie bereit ich war. »Dann lass mal hören. Bist du eine von

denen?«

Sie sah sich um.

»Gehen wir weiter, ja?«

Über ihre Miene huschte

Bedauern, sie führte

dieses Gespräch nicht

gerne, das sah ich ihr

an. »Ich gehöre einem

uralten Kult an, der

sich um solche wie uns

kümmert, also um

magieverbundene
Menschen, um
Seherinnen, die in den
Schatten anderer die
Zukunft lesen können
und damit Gefahr
laufen, daran zu
zerbrechen.«

So etwas Ähnliches
hatte auch meine Mutter
im Traum gesagt. »Du
kannst es also auch?

Diese Dinger in den
Schatten sehen?«

»Ja.«

»Okay.« Auf einmal
wusste ich nicht, was
ich sagen sollte. Wir
beide wirkten ungelenk
und verzagt, wie zwei
Teenager, die dabei
waren, zum ersten Mal
einen Joint zu

probieren. »Und wie
lange bist du schon bei
diesem ... Kult?« Zu
eindringlich flüsterte
mir mein Verstand
>Sekte!< zu, das
Gespräch mit Tante Inga
kam mir in den Sinn.
War es dieser Kult, vor
dem meine Mama geflohen
war?

»Wolchwy sind an

mich herangetreten,
kurz nachdem mein Vater
... überfallen wurde.
Ohne sie hätte ich
meinen Verstand
verloren.«

»Was ist passiert?«
Ich schluckte. Über den
Verbleib ihres Vaters
hatte ich mir keine
Gedanken gemacht. Zu

schnell hatte ich
angenommen, sie wäre
ein Trennungskind -
schließlich hatte ich
meine eigenen Probleme.
Wie dumm, wie
unglaublich unsensibel
und egoistisch von mir!
Niemand wusste besser
als ich, dass hinter
jeder Trennung eine
Geschichte steckte.

»Magst du es mir
erzählen?«

Als ich zu ihr
aufschaute, musste ich
meinen Blick kurz
abwenden. Ihr Gesicht
wirkte versteinert und
grau. Wie die
Plattenbauten um uns
herum. »Er wurde übel
zusammengeschlagen, nur

ein paar Blocks von hier entfernt.«

»Ist er ...?« Das Ende des Satzes stockte in meiner Kehle.

»Er hat es ins Krankenhaus geschafft und die OP gut überstanden.« Sie lächelte ein seltsames, zittriges Lächeln. »Wir konnten sogar Geld für

ein Sanatorium
aufbringen.«

»Und dann?«

Sie schüttelte den
Kopf und wischte sich
die Tränen weg. Ich
wollte sie umarmen,
doch sie wandte sich ab
und ging ein paar
Schritte weiter, als
brauche sie Abstand

zwischen uns, zwischen
sich und der ganzen
Welt. »Seine Mutter
pflegt ihn. Wir dürfen
ihn nicht einmal
besuchen, ich glaube,
er will einfach nicht,
dass wir sehen, wie
abhängig er von anderen
ist.«

»Das tut mir leid.«

Ich biss mir auf die

Lippe. Leid? Was verstand ich schon von Leid! Ich hatte keine Ahnung, wo mein Vater steckte, aber es zu wissen und nicht zu ihm zu können, war eine Nummer härter.

Sie holte tief Luft. »Der Punkt ist: Ich wusste, nein, ich

ahnte, was passieren würde.«

So wie ich bei Meta. Oder eben bei Edik. Zuerst fühlte es sich wie eine böse Vorahnung, dann wie eine unerklärliche Gewissheit an. »Du hast die Zukunft in seinem Schatten gelesen, nicht wahr?«

Sie nickte.

Eine ganze Weile
gingen wir stumm
nebeneinander.

»Die Wolchwy haben
mich gefunden, als ich
glaubte, langsam völlig
irre zu werden«, fuhr
sie irgendwann doch
noch fort. »Ich hatte
das Gefühl, dass die

Schatten mich verfolgen würden, dass sie mir auflauerten, um mir schlimme Dinge zu zeigen. Damit ich bloß nicht vergesse, dass ich nichts, absolut nichts davon verhindern kann. Dir geht es im Moment genauso, oder?« Sie schaute zu mir auf. Ihr Blick wirkte

dunkel, fast düster.

»Was war es, was du das erste Mal gesehen hast?«

»Der Autounfall meiner Cousine. Drei Menschen sind dabei gestorben, fast hätte auch sie es nicht geschafft. Jetzt ist sie zweiundzwanzig und

hat einen
Behindertenausweis. Und
jetzt Edik«, flüsterte
ich. »Hast du es
gesehen? Wird er ...« Ich
konnte es nicht
aussprechen. Ich konnte
es einfach nicht.

»Sterben?« Nonja
zuckte die Schultern.
»Denke schon.«

Mit einem Mal

fröstelte ich, als würde die Herbstkälte mich völlig vereinnahmen. Ihre Worte klangen so endgültig. Hatte sie sich damit abgefunden? Dass man die Zukunft nicht ändern kann? Ich – nicht. Niemals.

»Wir können das

doch nicht einfach
geschehen lassen! Wir
müssen es verhindern!«

»Es ist unklar, ob
du, ich oder
irgendjemand die
Zukunft verhindern
kann. Bis jetzt ist es
niemandem gelungen.
Aber die Wolchwy können
dir zeigen, wie du
damit klarkommst, ohne

verrückt zu werden. Sie werden dir den Weg weisen, dich unterstützen, dir helfen, deine Gabe zu kontrollieren.«

»Verstehe.« Was unseren Weg angeht, so neigte sich dieser seinem Ende zu. Ich blieb stehen. Unfähig,

ins Collegegebäude zu
gehen und so zu tun,
als wäre ich eine ganz
normale Studentin,
deren größten Sorgen
sich darauf
beschränkten, bei dem
angekündigten Mathetest
nicht durchzufallen.

»Es tut mir
furchtbar leid, dass es
so unvorbereitet auf

dich zukommt. Ich habe den Höheren immer wieder gesagt, dass sie dir mehr Zeit lassen sollen. Aber Zeit ist etwas, das wir leider nicht haben.«

»Super. Und wer sind diese Höheren? Wofür habt ihr keine Zeit? Worum geht es

euch überhaupt?«

Offensichtlich
nicht darum, Edik zu
retten.

Sie verzog das
Gesicht, als würde sie
mein Misstrauen
körperlich spüren. »Im
Kult beugt sich alles
einer strengen
Hierarchie und Ordnung.
Die Höheren sind die

Mitglieder des Inneren Kreises, zu dem man aufsteigt, wenn man würdig ist. Sie treffen die Entscheidungen zum Wohl des Kultes und zum Wohl jedes einzelnen Mitglieds.«

Aha. Und bei tollen Ausflügen machen sie bestimmt auch mit.

Klang das nicht noch
mehr nach einer Sekte?
Ich warf meinen
Rucksack neben die
Treppe des
Haupteingangs und ließ
mich auf die Stufen
fallen.

Nonja setzte sich
zu mir. Unsere
Schultern berührten
sich. Zaghaft

tätschelte sie mein Knie. »Ich weiß, wie viel Angst du gerade hast. Die hatte ich damals auch. Aber du musst uns vertrauen.«

Musste ich das?

Gedankenverloren wickelte ich mir eine meiner Strähnen um den Zeigefinger.

»Hör zu«, redete sie auf mich wie auf ein trotziges Kind ein. »Die Sache ist größer als du oder ich. Sie ist größer als Edik und sein Tod. Du hast etwas getan, was unsere gesamte Realität in Gefahr bringt. Du hast einen Dämon aus der

Traumwelt

hierhergebracht.«

»Einen Dämon.

Natürlich.«

»So nennen wir die Wesen hinter der Schattengrenze. Früher waren sie Menschen, deren Seele dem dunklen Gott geopfert wurde, sagt man, und die ihm seitdem dienen müssen.

Wenn du einschläfst und
über die Schattengrenze
in die Traumwelt
wanderst, können sie
dich dort aufspüren und
töten. Dein schlafender
Körper stirbt. Deine
Magie geht auf ihren
Herrn über, wodurch
seine Macht wächst. Und
deine gefangene Seele

verwandelt sich nach
und nach in einen von
ihnen.«

Ich zuckte, als
hätten ihre Worte mir
einen Schlag in die
Magengrube versetzt.

»Mama!«, keuchte
ich. Würde sie sich
auch in einen Dämon
verwandeln? Wie viel
Zeit blieb ihr noch,

wie lange würde sie
dagegen ankämpfen
können? Ich rieb mir
über das Gesicht.

»Okay. Wie lange dauert
es, bis eine gefangene
Seele sich in einen
Dämon verwandelt hat?«

»Das kann dir
keiner so genau sagen.
Der Punkt ist: Einige

von uns sind in der
Lage, die Grenze
zwischen der Traumwelt
und der unseren
aufzuheben. So wie du.
Du hast einen Dämon in
unsere Welt gebracht,
und er wird alles tun,
damit andere und vor
allem sein Gebieter ihm
folgen können. Dann
werden sie uns

überrennen, die Magie
aus uns aussaugen, um
seine Macht zu nähren,
und die Menschen
unterjochen. Stell es
dir nur vor, wie sie
aussehen wird, diese
unsere Welt, mit einem
allmächtigen Herrscher
und seiner
Dämonenschar.« Sie

schnappte nach Luft.

Anscheinend selbst
völlig überwältigt von
der Vorstellung.

»Dieser Dämon muss
aufgehalten und dorthin
geschickt werden, wo er
hergekommen ist.

Solange das noch
möglich ist.

Anscheinend bist du die
Einzigste, die das kann.«

»Nein«, flüsterte ich. Leise, aber bestimmt.

»Nein?«, japste Nonja.

»Ich habe gesehen, wie er gefoltert wurde. Der Dämon. Weil er mir geholfen hat. Er will frei sein und ganz bestimmt nicht seinem

Gebieten dienen.«

»Das denkst du, ja?« Nonja schnaubte verächtlich. »Oder wollte er dich das nur glauben lassen, um dein Vertrauen zu gewinnen?«

Zugegeben, das konnte ich nicht mit Sicherheit wissen. Was ist, wenn er mich nur dazu benutzt hatte, um

in unsere Welt zu
kommen?

»Liza, verdammt!«

Sie stand auf, packte
meine Schultern und
schüttelte mich. »Weißt
du, wo ich war, während
du deinen Edik
angeschmachtet hast?«

»Er ist nicht mein

...«

»Das Oberhaupt
höchstpersönlich hat
mich angerufen! Heute
Nacht haben wir drei
Wolchwy verloren. Einer
konnte schwer verletzt
entkommen. Die Seherin,
die bei ihnen war und
den Dämon zurück in die
Traumwelt bannen
sollte, ist

verschwunden.

Vermutlich ist sie ebenfalls nicht mehr am Leben. Findest du immer noch, dass dieser Dämon harmlos ist?« Ihre Stimme bebte. In den Augen standen Tränen. Noch ein bisschen, und sie würde die Fassung endgültig verlieren, sich vielleicht direkt

hier auf den Stufen des
Colleges zusammenrollen
und heulen. Ungeachtet
dessen, dass an uns
unzählige Studenten
vorbeieilten. Ich
dachte an den Knochen
von heute Morgen.

Konnte es ein
Menschenknochen gewesen
sein? Bitte nicht! Ich

starrte auf meine Hände, die ihn zum Müllschlucker getragen hatten, und mir wurde übel. Alles wirkte so surreal. Wie ein einziger Albtraum, der mich nun auch tagsüber verfolgte.

»Warum passiert das alles ausgerechnet mir?«

»Weil du eine mächtige Seherin bist. Als deine Kräfte sich gezeigt haben, muss er das gespürt und seine Dämonen auf dich gehetzt haben, um dich aufzuspüren.«

Er. Der Gebieter der Dämonen. Der kleine Bruder von Voldemort.

»Und wer ist dieser
er?«

»Das wissen wir
nicht genau. Einige
meinen, er wäre der
dunkle Gott
höchstpersönlich. Aber
das ist etwas, was dir
lieber die Höheren
erzählen sollten. Du
musst sie treffen und
mit ihnen darüber

sprechen.«

Schon wieder: du
musst, du musst, du
musst ...

»Im Augenblick muss
ich nur eins: Das Ganze
irgendwie verdauen.«

»Dafür haben wir
keine Zeit, kapierst du
das denn nicht?« Sie
schnaubte. Dann atmete

sie tief durch und trat
ein paar Schritte
zurück. »Ich verstehe
dich ja. Ich dachte
auch, dass es besser
wäre, dich nach und
nach einzuweihen. Aber
der Dämon tötet
Menschen und
anscheinend bist du die
Einzigste, die ihn über
die Schattengrenze

zurückschicken kann.

Hab keine Angst.

Wolchwy werden dich
beschützen, dich auf
deinem Weg
unterstützen. Aber du
musst dich deiner Gabe
stellen!«

Ein helles Kichern
ließ sie verstummen.

Ich schaute an

Nonja vorbei und
entdeckte das
Rotbäckchen, das sich
hinter ihr aufgebaut
hatte. Das Mädel
wischte sich mit einer
ausholenden Bewegung
eine Strähne aus dem
Gesicht, unserer
ungeteilten
Aufmerksamkeit endlich
gewiss, und lächelte

mich an. »Liza,
richtig? Wie Minelli
und so.«

»Und du bist ...?«

Fragend hob ich die
Augenbrauen.

»Ja, stimmt. Wir
haben uns noch gar
nicht richtig
kennengelernt. Ich bin
Anna. Oder Anja, wenn

du magst.« Sie machte eine beiläufige Geste nach hinten zu einem weiteren Mädchen, in dem ich ihre stete Sitznachbarin erkannte. »Und das ist meine beste Freundin Jelisaweta, also Lisa. Fast deine Namensvetterin, was?«

Aha. Oder wie Edik

es ausgedrückt hatte:
Wirr chaben schon Lisa,
die will nennen Lis
sich. Hatte er *sie*
damit gemeint? Ich
konnte nicht anders,
als diese ›Lis‹ genauer
in Augenschein zu
nehmen. Gertenschlank,
langes, glattes Haar,
zierliches

Porzellangesicht und
melancholisch
dreinblickende blaue
Augen mit einem
verführerischen
Wimpernaufschlag.

Anders ausgedrückt:

Megan Fox samt
Schönheits-OPs und ihr
makelloser Teint machte
mich grauenhaft
neidisch auf sie.

Sicherlich musste sie
sich noch nie mit
Sommersprossen
herumplagen.

Das Rotbäckchen
alias Anja räusperte
sich. »Also, Liza. Ich
weiß nicht, wie ich es
dir schonend beibringen
soll, aber irgendjemand
muss dich warnen: Pass

ein bisschen auf, mit wem du dich abgibst.«

Ich verschränkte die Arme. »Was willst du damit sagen?«

Das Rotbäckchen rollte die Augen.

Keine Ahnung, was sie damit ausdrücken wollte, außer dass sie in der Lage war, wie in *Exorzist* zu gucken. »Es

geht mir einfach nicht
in den Kopf, dass man
die Gastfamilien
anscheinend gar nicht
überprüft. Da landet
man doch noch bei einem
Vergewaltiger. Oder
einem Serienkiller.«

»Oder bei solchen
Freaks«, wandte
Jelisaweta ein und ich

beschloss, auch die letzten Sympathiepunkte für sie zu streichen.

»Nonja ist kein Freak«, stieß ich kampflustig hervor, sah mich nach ihr um – doch sie war verschwunden. Na super. Würde sie mich genau so schnell im Kampf gegen den Dämon und du-weißt-

schon-wer-dessen-Name-
nicht-genannt-und-so-
weiter allein lassen?

»Wie auch immer,
ich wollte dich nur
warnen, weißt du?«,
plapperte das
Rotbäckchen weiter.
»Sophia ist
hinterhältig und
manipulativ. Fall nicht

auf ihre Spielchen
rein. Sie hat schon mal
versucht, Lisa in
irgendeine komische
Sekte reinzuziehen.
Pass also auf.«

Was? Jelisaweta war
auch eine Seherin?

»Überrascht?«

Neckisch legte das
Rotbäckchen seinen Kopf
zur Seite und schaute

mir direkt in die Augen. »Ich könnte dir da so einiges erzählen!«

»Danke. Sehr nett von dir, mich zu warnen. Aber ich muss jetzt gehen.«
Entschlossen, mich nicht auf wildes Gerede einzulassen, stand ich

auf und schulterte
meinen Rucksack.

»Schließlich haben wir
gleich Li-te-ra-tur«,
betonte ich so
bedeutungsschwer wie
möglich.

»Oh ja, stimmt!«,
flötete das
Rotbäckchen. »Marjana
Nikolajewna lässt einen
seitenlange Monologe

auswendig lernen, wenn
man sich verspätet
hat.« Sie hielt inne,
und mit einem Mal nahm
ihr Gesicht einen
völlig entrückten
Ausdruck an. So viel
Liebe für Monologe?
Doch dann wurde mir der
Grund für ihre
Entzückung offenbart:

Edik war im Anmarsch.
Ich grüßte ihn, doch er
beachtete mich nicht.
Genauso wie den Rest
seines Fan-Clubs.

»Und manche von uns
können bereits die
gesamte russische
Dichterkunst aufsagen«,
seufzte das Rotbäckchen
ihm hinterher.

Ich gab ihr noch

eine Minute zum
Dahinschmelzen, bis ich
sie noch einmal an den
Literaturunterricht
erinnerte und
entschlossen zum
Eingang marschierte.
Natürlich waren wir
trotzdem zu spät.

»Na dann – toi,
toi, toi.« Das

Rotbäckchen hielt inne
und klopfte an. Nur
gut, dass ich nicht
allein vor den
Silberblick Marjana
Nikolajewnas treten
musste. Ich drückte uns
die Daumen, dass der
Zorn der Eiskönigin uns
verschonen würde, was
mir Jelisawetas
irritierten Blick

bescherte. Keine
Ahnung, wie Russen ihr
Glück festhielten, in
Fäusten offensichtlich
nicht. Vielleicht
konservierten sie es in
Eimern auf ihren
Balkonen wie Larissa
das Sauerkraut.

Also traten wir ein
und Marjana

Nikolajewnas Antlitz zeigte deutlich, dass wir dieses Mal auch mit einem Eimer Glück nicht davonkommen würden.

»Ich wäre sehr interessiert zu erfahren, was heute eigentlich los ist«, begrüßte sie uns. Edik stand noch vor der Tafel, offensichtlich

hatten wir sie während
der Strafpredigt
gestört.

»'Tschuldigung«,
murmelten wir unisono
wie kleine Schulkinder
und stellten uns brav
zu ihm.

Eine Weile ließ
Marjana Nikolajewna uns
in ihrem erdrückenden

Schweigen schmoren.

»Also gut, Freunde der russischen Dichterkunst«, fuhr sie schließlich fort. »Zum nächsten Unterricht lernt jeder von Ihnen einen der drei Monologe von Tschatzkij aus *Leid vom Verstand*.« Nun huschte sogar ein

Anflug eines Lächelns
über ihre purpurroten
Lippen. Sie faltete die
Hände vor der Brust und
ein verträumter
Schleier verhängte
ihren Blick. »Garin,
Jurskiĭ und unzählige
andere großartige
Schauspieler haben
diese Monologe bereits
zum Besten gegeben. Ich

freue mich auf Ihre
Darbietung, meine
Teuersten.«

Mein Nacken
kribbelte, und ich
konnte mich nicht
entscheiden, ob es
davon kam, weil ich
wieder meinen
Kommilitonen vorgeführt
wurde, oder weil ich

bemerkte, wie Ediks
Blick mich streifte.
Ich lächelte ihm zu,
worauf er so rasch
beiseitesah, als hätte
er sich an mir
verbrannt.

Das Rotbäckchen hob
schüchtern eine Hand.

»Ja, Anna?«,
bedeutete Marjana
Nikolajewna ihr zu

sprechen, allerdings erst nach einer Minute des Ergötzens an dem huldvoll gehobenen Arm.

»Dass Liza zu spät gekommen ist, liegt an mir. Es ist ihre erste Woche in Russland.

Könnten Sie nicht eine Ausnahme für sie machen?«

Überrascht sah ich
sie an. Dass sie sich
für mich einsetzte,
hätte ich nie gedacht.
Sie sprach so schlecht
über Nonja, dass ich
instinktiv einen
Seitenhieb und keinen
Beistand erwartet
hatte.

»Ich fürchte,

nein«, schmetterte die Eiskönigin ihr entgegen.

»Eduard und ich würden ihr beim Lernen gern behilflich sein«, fuhr das Rotbäckchen enthusiastisch fort.
»Vielleicht können wir einen Text zwischen uns aufteilen? Wie ein richtiges

Theaterstück!«

»Verstehe.« Ich rätselte, wem Marjana Nikolajewna eins auswischen wollte, als sie nach einer Pause endlich verkündete: »Es reicht vollkommen aus, wenn Eduard ihr zur Seite steht. Er und Lisa Evers dürfen uns

zur nächsten Stunde mit dem Dialog zwischen Lenski und Onegin aus Puschkins *Eugen Onegin* erfreuen. Vom Anfang des dritten Buches bis einschließlich Vers fünf.« Ediks mit einem Mal verspannte Haltung quittierte die Lehrerin mit einem zufriedenen Nicken. Ich schluckte.

War es ihm wirklich so unangenehm, nach der Szene im Treppenhaus Zeit mit mir zu verbringen? »Sie, Anna, können uns gern mit Jelisaweta ein Stück aus *Leid von Verstand* vortragen. Und nun setzen Sie sich«, winkte Marjana

Nikolajewna uns davon.

Eins, zwei, drei im Sauseschritt zogen wir zu unseren Plätzen.

Noch nie fiel es mir so schwer, mich auf den Unterricht zu konzentrieren. Der Dämon, der merkwürdige Knochen vor unserer Tür, Nonjas Bestrebungen, mich in

die Geheimnisse eines
uralten Kultes
einzuweihen, Edik und
ich - oder zumindest
die russische
Literatur, die uns bis
zur nächsten Stunde mit
Marjana Nikolajewna
aneinanderbinden würde.

Ich seufzte.

Was war da

eigentlich zwischen
uns?

Nichts? Oder
vielleicht ... alles?

Und was genau
sollten wir zum
nächsten Unterricht
auswendig lernen? Unter
dem Tisch holte ich
mein Handy hervor und
googelte nach Onegin.
Buch drei und so

weiter. Kurz überflog
ich den Text. Es
handelte sich um einen
Versroman, den Tante
Wiki als das ›russische
Nationalepos über die
komplexe kulturelle
Situation in Russland
um 1820, dargestellt am
Leben und Denken junger
Adeliger in den

Metropolen Sankt
Petersburg und Moskau
und auf ihren
Landgütern fern der
Städte auf dem alten
Traditionen behafteten
Land anpries. Na, wenn
das nicht nach Spaß
klang. Ich wagte einen
Blick in den Text. Im
Abschnitt, den uns
Marjana Nikolajewna

aufgetragen hatte, ging es um den Titelhelden Eugen Onegin und seinen Kumpel Wladimir Lenski. Die beiden, von der Langeweile geplagt, führten Männergespräche über Frauen – Adelige des 19. Jahrhunderts unterschieden sich offensichtlich herzlich

wenig von den
Vertretern ihres
Geschlechtes meiner
Generation.

Ich schaute
genauer, stellte mir
vor, wie Edik und ich
diesen Abschnitt vor
unseren Mitschülern
vortragen würden. Er -
Onegin. Ich - Lenski.
Oder umgekehrt. Oder

ganz anders. Nur wir
beide. Von Puschkin
vereint.

*Der Abend kommt,
die Freunde scheiden,
Und knutschen heim
bei Dämmerlicht*

Hach. Sie
knutschen. Ähm ... was?
Ach nein, sie *kutschen*,
las ich richtig, sie

fahren also nach Hause.
Wenn es um Edik und
mich ging, dachte ich
anscheinend schon lange
nicht mehr mit den
dafür bestimmten
Gehirnarealen.

Vielleicht sollte ich
ihm einfach sagen ...

Was genau?

Wenn ich das nur
wüsste.

Trotzdem drehte ich mich nach hinten.

»Hey«, flüsterte ich ihm zu, und Wärme breitete sich ganz unabsichtlich in mir aus, sobald ich ihn – auch wenn bloß aus Augenwinkeln – ansah. »Kennst du *Eugen Onegin*? Geht es gut

zwischen ihm und Lenski
aus?«

»Dein Ernst?«,
knurrte er.

»Hör zu, was heute
im Treppenhaus passiert
ist, tut mir sehr
leid.«

»Du brauchst mich
nicht so mitleidig
anzuschauen«, stieß er
durch die

zusammengepressten
Zähne hervor und ließ
seine Hand in die Höhe
schnellen.

»Oh. Eduard.

Möchten Sie uns mit
Ihrer eigenen
Interpretation der
Szene erfreuen?«,
erkundigte sich die
Lehrerin kühl.

»Ich würde mich
gerne nach vorne
setzen. Um von *Ihren*
Interpretationen
weniger abgelenkt zu
sein, Marjana
Nikolajewna.«

Aber ..., rührte es
sich stumm in mir, doch
die Eiskönigin der
Literatur erlaubte den

Platztausch und Edik
zog in die erste Reihe
um.

Das Rotbäckchen
wandte sein rundes,
fröhliches Gesicht zu
mir. *Arme Lisa*, formten
ihre Lippen. Ich war
bestrebt, ihr die Zunge
herauszustrecken, egal,
wie kindisch das auch
sein mochte.

Auch nach dem
Literaturunterricht
ging Edik mir so
beständig aus dem Weg,
dass man glauben
könnte, ich hätte seit
Tagen mein Deo
vergessen. In jeder
Pause verschwand er
noch schneller als
sonst – kein Wunder, er

musste nicht einmal
seine Tasche packen, er
hatte heute gar keine
dabeigehabt. Und ich
war auf dem besten Weg,
mich lächerlich zu
machen: Ich lief Edik
hinterher. Zumindest
versuchte ich es.

In einer größeren
Pause, weil *Einführung*

in die Wirtschaftslehre
ausgefallen war, ging
ich nach draußen zu
einem Sportplatz, in
der Hoffnung, ihn dort
zu entdecken. Mein
Gefühl hatte mich nicht
betrogen. Käpt'n hopste
um ihn herum, brachte
bereitwillig Stöckchen
und zauberte manchmal
auf das Gesicht seines

Herrchens ein
vorsichtiges Lächeln.
Obwohl ich sah, dass
ihm nicht nach Lächeln
zumute war.

»Was du willst,
doitsche Mädkchen?«,
fuhr er mich an, ohne
sich umzudrehen. So
viel zu meinen
Anschleichversuchen.

Die deutsche
Sprache lag wie ein
tiefer Graben zwischen
uns: er, ein russischer
Junge, auf der einen
Seite und ich - eine,
die dieses Leben hier
nie verstehen würde -
auf der anderen.

»Können wir reden?«

Ich sprach russisch,

aber die Worte kamen mir klobig und fremd vor. Ein bisschen wie Klötze, die meine Zunge mühsam hin und her wälzte.

»Rede doch.«

Ich setzte mich zu ihm auf eine Bank, die so ramponiert aussah, dass ich mich fragte, ob sie das Gewicht von

uns beiden wirklich
halten würde.

Schwanzwedelnd stürmte
Käpt'n auf mich zu und
leckte mir übers
Gesicht.

Gedankenverloren
knuddelte ich die
Hündin. Vielleicht
sollte ich das Gespräch
mit unverfänglichen

Themen beginnen. Zum Beispiel Edik fragen, ob er lieber den Part von Lenski oder Onegin übernehmen wolle. Oder ihn einfach umarmen.

Ja, genau. Von allen Mädels, die sich ihm um den Hals warfen, war ich wohl das hartnäckigste.

»Die Tür stand

offen«, sagte ich
leise. »Heute früh,
meine ich. Ich wollte
nicht lauschen.«

»Manchmal vergisst
mein Vater
abzuschließen, wenn er
den Müll rausgebracht
hat.«

Keine gute
Angewohnheit, wenn man

davon überzeugt war,
verfolgt zu werden.

Andererseits: Könnte er
wirklich etwas
mitbekommen haben? Zum
Beispiel, wie ein Dämon
Wolchwy und eine
Seherin tötete? Oder
war da nichts, und
Nonja samt ihrem Kult
versuchte bloß, mich
für irgendwelche Ziele

ihres Sektenoberhauptes zu benutzen? Unsicher wickelte ich mir eine meiner Locken um den Finger. »Was hat er denn gesehen?«, fragte ich so vorsichtig wie möglich. »Als er meinte ...«

»Er ist alkoholkrank, Liza! Da

ist nichts weiter. Der fremde Volvo, den er in der letzten Zeit ein paar Mal vor unserem Haus bemerkt haben will, muss ihn einfach zu sehr aufgewühlt haben. Er glaubt schon länger, man will mich entführen.«

»Ein Volvo?«

Natürlich. Der schicke

Wagen eines der
Wuschelmänner.

»Keine Ahnung, was
er sich wieder einmal
eingebildet hat. Ich
schätze, das Auto ist
weggefahren, als mein
Vater versucht hat, ihn
vom Balkon aus mit
Kartoffeln zu
bewerfen.« Er seufzte.

»Ich muss heute neue kaufen.«

»Was ist, wenn er doch etwas gesehen hat?« Plötzlich war mir, als hätte mich die Unruhe von Ediks Vater gepackt und sich tief in mir eingenistet.

»Weiß er womöglich, was heute Nacht passiert ist?«

»Nichts ist passiert! Rein gar nichts.« Meine Alarmglöckchen klingelten. Es klang so, als müsse er nicht mich, sondern vor allem sich selbst von seinen Worten überzeugen.

»Mein Vater war durcheinander, Liza.

Und sicherlich wieder einmal betrunken.« Edik schnaubte. »Willst du vielleicht auch wissen, was *ich* gesehen habe, als ich gestern aus dem Casino nach Hause gekommen bin?«

Mein Herz machte einen Aussetzer. Den Tod der Wolchwy?

»Ich habe eine

Silhouette um das Haus
schleichen sehen. Ich
schwöre, sie sah aus
wie eine Mischung aus
einem Bären und einem
Menschen.« Sein Lächeln
wirkte schief. »Aber
ich war auch etwas
angetrunken. Scheint in
der Familie zu liegen.
Zufrieden?«

Käpt'n kam wieder angelaufen und brachte einen halb zerkauten Stock. Dieses Mal war ich es, die ihr das Ding fortwarf. Ihre Spucke und Fasern von der Rinde blieben an meinen Händen kleben. »Ich habe ihn auch gesehen. Den Bären«,

sagte ich kaum hörbar.

»Aha. Und wie viel hast *du* getrunken?« Er warf mir einen verächtlichen Blick zu, der mein Herz schier in tausend Stücke riss. »Für den Scheiß habe ich keine Zeit. Verarsche jemand anderen.«

Nervös zupfte ich

an meinen Haarspitzen.
Wie sollte ich es ihm
erklären? Es gab
Momente, da wollte ich
es selbst nicht
glauben.

Außerdem waren wir
nicht mehr allein.
Hinter uns tönten
scharrende Schritte.

»Edja?«

Da stand er, sein Vater, in der Jogginghose und dem Feinrippunterhemd von heute früh, trotz niedriger Temperaturen. An den Füßen trug er abgewetzte Hausschlappen mit einem Karomuster.

»Was tust du hier?«

Edik sprang auf und legte ihm rasch seine Jacke um die Schultern. »Du holst dir noch eine Lungenentzündung hier.«

Der Mann griff nach Ediks Händen, drückte sie, während er mehrfach versuchte, zu einer Antwort anzusetzen. »Rimma ... deine Mutter ...«

»Beruhige dich.

Alles wird gut. Komm,
ich bringe dich nach
Hause.«

»Sie ... sie ist da!

Wurde von einem Hund
angefallen, sagt sie,
heute Nacht. Braucht
Ruhe. Viel Ruhe. Aber
du musst ihr sagen,
dass sie wieder gehen

und uns in Ruhe lassen
soll! Sag ihr das,
Edja, bitte.«

Edik verharrte.

»Mama ist da?«

»Hörst du mir nicht
zu? Du sollst ihr
sagen, dass sie wieder
verschwinden muss. Wir
können keinen Ärger
gebrauchen. Ich muss
dich doch beschützen ...«

»Papa«, unterbrach Edik ihn. »Alles wird gut. Das verspreche ich dir.«

Dann verstummten sie beide, einander an den Händen haltend.

Kapitel 9

Ich ließ die beiden allein. Ediks ohnehin

komplizierten
Familienverhältnisse
schienen mit dem
Auftauchen der Mutter
noch verworrener zu
werden, und da gab es
keinen Platz für mich.
Ich war froh, als der
Tag am College vorbei
war, und machte mich
mit Nonja auf den

Heimweg. Tausend
Gedanken geisterten mir
durch den Sinn.

sicherlich dampfte mein
Gehirn bereits. Nicht
umsonst reimte sich

›Kopf‹ auf

›Schnellkochtopf‹.

»Hast du dir
überlegt, die Höheren
zu treffen?«, wollte
sie wissen, als wir an

einer Ampel standen,
die nicht
funktionierte. Die
Regulierung des
Verkehrs hatten die
Passanten selbst
übernommen. Sie
warteten auf einer
Straßenseite, bis sich
genug von ihnen
angesammelt hatten, und

stoben waghalsig über die Fahrbahn, womit sie den Autostrom zum Versiegen brachten.

»Hör dir wenigstens an, was sie zu sagen haben«, drängte sie, als wir auf der anderen Seite wohlbehalten angekommen waren.

»Seit wann sieht Jelisaweta in den

Schatten die Zukunft?«, fragte ich, statt auf ihre Frage zu antworten. Bei den Gedanken an den Kult wurde mir jedes Mal flau im Bauch.

Vielleicht, weil ich Angst hatte, sollten alle Hoffnungen wirklich auf mir

liegen. Vielleicht aber auch, weil mein Bauch mich vor einer Sekte warnen wollte. Oder er hatte einfach nur Hunger.

»Tut sie nicht.«

Ich stutzte, während Nonja den Schritt beschleunigte. Ich brauchte ein paar Sekunden, um das

Gesagte einzusortieren.
Wertvolle Sekunden. Mit
ihrem Tempo war Nonja
bereits am Ende des
Blocks angelangt, da
half mir nicht einmal
das morgendliche
Joggingtraining.

»Warte, warte!« Ich
eilte ihr hinterher.
»Aber du wolltest doch,

dass sie eurem Verein
beitritt, oder nicht?
Warum, wenn sie ganz
normal ist?«

»Normal?« Nonja
grunzte verächtlich.
»Das ist bei Jelisaweta
auch so 'ne Sache.«

»Aber sie sieht.
Keine. Schatten!«,
stieß ich verwirrt
hervor, völlig außer

Puste, weil Nonja noch einen Zahn zugelegt hatte.

»Schrei nicht so.«

Nervös sah sie sich um. Ich tat es ihr gleich, konnte aber nichts und niemanden entdecken. Keine Wuschelmänner, keine verdächtigen Schatten.

»Hör zu, Liz«, fuhr sie fort, und ich hatte das Gefühl, sie würde zu mir wie zu einem Kind sprechen. »So ein großer Kult braucht doch auch Mittel, um seine Projekte verwirklichen zu können, nicht wahr? Jelisawetas Vater

gehört eine
Reinigungskette. Die
Höheren sind der
Meinung, dass nichts
dabei ist, wenn wir ab
und zu jemandem das
Gefühl geben, er wäre
etwas Besonderes, um
die eine oder andere
Spende zu bekommen.«

»Ihr gaukelt ganz
gewöhnlichen Menschen

vor, sie hätten
magische Fähigkeiten,
um sie auszunehmen? Ich
glaub es einfach
nicht!«

»Mensch, Liza, so
habe ich es doch gar
nicht gesagt.« Sie
blieb bemerkenswert
ruhig, während in mir
alles brodelte. »Weißt

du was? Montag haben wir eine Zusammenkunft: Wetsche. Warum kommst du nicht mit und fragst die Höheren darüber aus? Sie haben nichts zu verbergen. Du wirst es sehen.«

»Nein danke.«

Energisch wandte ich mich ab.

»Aber du musst

mitkommen. Ohne Hilfe
bist du verloren. Und
ohne dich sind *wir*
verloren.«

»Vielleicht habe
ich gar keine
Fähigkeiten«, giftete
ich zurück. »Nur einen
Dachschaden. Und die
Tatsache, dass die
Familie Evers Geld

hat.« Ab da war ich
diejenige, die
sprintete. Und keine
Nonja konnte mich
einholen, nicht einmal
in einem Volvo.

Beim Mittagessen
verkündete ich, dass
ich in die Bibliothek
gehen wollte, um mir
Eugen Onegin

auszuleihen. Klar
könnte ich es auch
online lesen, aber ich
wollte mit meinen
Gedanken allein sein.
Vor allem ohne Nonja,
die mir stets
einzureden versuchte,
warum ich auf ihrem
Wetsche alles verstehen
würde, immer darauf
bedacht, dass Larissa

ihre Worte nicht hörte.
Offensichtlich wusste
meine Gastmama nichts
von der Sekte. Pardon.
Von dem uralten Kult.

»Denk einfach über
meinen Vorschlag wegen
Montag nach, okay?«,
verabschiedete mich
Nonja, bevor ich mich
auf den Weg zur

Bibliothek machte.

Darauf antwortete ich lieber nichts.

Die Bücherei lag an der Hauptstraße und fand Unterschlupf in einem ähnlichen Gebäude wie das, in dem ich wohnte, nur war dieses hier lang gezogen mit ein paar Läden im Erdgeschoss. Die

Ausstattung der
Bücherei vermittelte
das Flair eines
Antiquariats, in das
nur selten jemand den
Weg fand. Dafür schlug
mir so ein intensiver
Buchgeruch entgegen,
dass ich am liebsten
für alle Zeit der Welt
hiergeblieben wäre. In

einfachen Holzregalen
steckten unzählige
Bücher, die meisten
davon mehrfach, aber
sehr liebevoll
gebunden; ein
abgewetzter
Teppichläufer dämpfte
meine Schritte. Gleich
am Eingang saß eine
Mitarbeiterin, die in
einer Zeitung

blätterte. Ja, wenn ich
all meine
Assoziationen, die mein
Hirn beim Wort
>Bibliothekarin<
ausspuckte,
zusammenkratzen würde,
würden sie genau dieses
Bild ergeben: eine
mittelgroße Frau
mittleren Alters mit

einer Brille. Eine Frisur zwischen einem Chignon und Vogelnest vollendete ihre Erscheinung.

»Entschuldigung, ich brauche *Eugen Onegin*. Und haben Sie vielleicht etwas über *Wolchwy*?«, versuchte ich mein Glück. Ohne

viele Hoffnungen auf Erfolg, uralter Kult hin oder her.

Sie sah mich über den Rand ihrer Brille hinweg an. Ein Blick, der von seinem Charme her fast mit dem von Marjana Nikolajewna konkurrierte.

Abschrecken konnte er mich jedoch nicht. Mir

war bereits
aufgefallen, dass
Russen selten in der
Öffentlichkeit
lächelten, schon gar
nicht, wenn sie
offizielle Posten
bekleideten.

»Natürlich.« Mit
einem knappen Nicken in
meine Richtung

verschwand sie zwischen den Regalen, und ich war mir nicht sicher, ob ich ihr in die heiligen Hallen folgen oder an meinem Platz bleiben sollte.

Moment mal, über diese haarigen Typen wurden tatsächlich Bücher geschrieben? Oder hatte sie sich nur

auf *Onegin* bezogen?

»Bearbeitest du das Thema Wolchwy für Geschichte oder für den Literaturunterricht?«, kam es aus den Tiefen der Bibliothek.

»Ähm.«

Anscheinend war meine Antwort ausreichend. Der

Stapel, mit dem die gute Frau zurückkam, hätte sich mit dem schiefen Turm von Pisa messen können.

»Schau dir an, was du davon gebrauchen kannst.«

Sie wuchtete mir die Bücher in die Arme und platzierte sich wieder hinter ihren

Tisch. Ich sah mich nach einem Stuhl um und setzte mich aufgrund dessen Abwesenheit direkt auf den Boden neben einem Regal.

Eugen Onegin, der ganz oben auf mich wartete, legte ich erst einmal beiseite. Was hatten wir noch? *Lied*

vom Heer Igors,
verkündete der erste
Titel. Auf gut Glück
schlug ich eine Stelle
auf.

Oder du, Seher
Bojan, Enkel des Wolos,
würdest singen:

»Streitrösser
schnauben hinter dem
Fluss Sula,

Ruhm widerhallt in

*der Stadt Kiew,
Fanfaren erschallen
in der Stadt Nowgorod,
Banner wehen über
der Stadt Putiwl ...*

Okay, Justin Bieber
war das wohl nicht. Das
Lied schien eher ein
Reiseführer als ein
Anwärter auf die Top
Ten der Charts zu sein.

Wobei die Erwähnung
>Seher< schon recht
vielversprechend klang.
Ich blätterte durch die
Kommentare am Ende des
Buches. Da! Wseslaw
Brjatschislawitsch -
das war glatt ein
Patent im Bereich
Zungenbrecher wert -,
der Fürst von Polozk,
wird im *Lied vom Heer*

Igors als Recke und
eine Art Magier,
Wolchw, beschrieben,
der die Zukunft
voraussehen und - na,
wer sagt's denn - sich
in ein Tier verwandeln
konnte. Interessant.

Aber bevor ich mich
in das Thema vertiefte,
sollte ich mir

vielleicht doch erst
einmal die Basics
aneignen. Wieso war ich
nicht früher darauf
gekommen? Ich holte
mein Handy hervor und
rief Tante Wiki auf.
Die russische Seite
hatte jede Menge Infos
für mich parat. Demnach
waren Wolchwy
Sterndeuter, Hellseher,

Schamanen. Sie traten
in allen Kulturen auf.
Sogar das, was wir als
die Heiligen Drei
Könige kannten, nannte
man hierzulande die
drei *Wolchwy*. Ich
scrollte weiter. Bei
Slawen besaßen *Wolchwy*
viel Macht. Auf einem
Wetsche (ha!) – klang

nach einem
Schmorgericht à la
Letscho, war aber
tatsächlich eine Art
Zusammenkunft der
Höheren – konnte sogar
die Absetzung eines
Fürsten beschlossen
werden. Die
Christianisierung
Russlands sollte unter
anderem dazu dienen,

die Macht der Wolchwy zu stürzen. Was denen natürlich wenig gefallen hatte. Die *Nestorchronik* beschrieb einen Aufstand in Susdal im Jahr 1024, bei dem die Wolchwy die Tötung der Feudalen angestrebt hatten, bis der Fürst Jaroslaw den

Aufstand unterdrückte -
ebenfalls nicht ohne
Blutvergießen.

Das hatte ich
wirklich nicht
erwartet. Ich lehnte
mich zurück ans Regal
und schloss die Augen.
Anscheinend waren die
früheren Wolchwy nicht
vor Mord und Totschlag
zurückgeschreckt. Wie

gefährlich konnten sie heute werden? Mein Bauch grummelte, und den Hunger konnte ich dieses Mal ausschließen. Larissas Frikadellen waren absolut köstlich gewesen.

Ich studierte die Seite weiter. Laut zwei

russischen Linguisten
stammte das Wort *Wolchw*
vom russischen *Wolos* -
das Haar. Was mit dem
Tragen langer Haare bei
Wolchwy einhergehen
sollte. Ich schielte
zum aufgeschlagenen
Lied. *Oder du, Seher*
Bojan, Enkel des Wolos
- ein Gott der heiligen

Haarigkeit etwa?

Immerhin erklärte es
die seltsame Vorliebe
der Wuschelmänner für
ihre Frisuren.

Mit diesem Wissen
bewaffnet, riskierte
ich einen weiteren
Griff in den
Bücherstapel, der sich
neben mir türmte.

Noch ein Lied.

Dieses Mal vom
>wahrsagenden Oleg< ,
verfasst von A. S.
Puschkin. Puschkin! Der
mit dem knutschenden -
Verzeihung, kutschenden
- Onegin, den zu lernen
mir noch bevorstand.
Mit seinem Schreibstil
kam ich um einiges
besser zurecht als mit

alten slawischen
Chroniken. Schnell
blickte ich durch,
worum es ging. Der
Fürst Oleg macht sich
auf, Chasaren zu
verkloppen, als:

*Da tritt ihm
entgegen aus dunkeltem
Hain,*

*Ein Wolchw, ein
Geister-Vertrauter;*

Gehorsam Perün
seinem Gotte allein,
Verborgnes und
Künft'ges durchschaut
er;

All sein Leben in
Beten und Forschen
zerrann,

Und Oleg tritt also
den Alten an ...

Lange Rede, kurzer

Sinn: Oleg will wissen, was die Zukunft für ihn bereithält. Der Seher prophezeit ihm viel Ruhm und Erfolg, sagt jedoch, dass den Fürsten der Tod durch sein Lieblingsross ereilen wird. Zutiefst betrübt gibt Oleg sein Pferd weg. Nach Jahren des ganzen Ruhms und

Erfolgs, die
tatsächlich eingetreten
sind, fragt er
schließlich, wie es
seinem Ross denn
ergangen ist. Woraufhin
ein Knappe berichtet,
das Tier sei längst
tot. Oleg besucht die
Stelle, wo die Gebeine
seines treuen Gefährten

liegen, um sich zu verabschieden. Dabei tritt er auf den Schädel des Tiers, aus dem eine Schlange hervorkriecht und den Fürsten beißt. Oleg ist tot - Ende Gelände.

Ein Weilchen saß ich mit dem Buch in meinem Schoß da. Zu viel erkannte ich in

der Geschichte wieder.
Hieß es, dass es nicht
in meiner - oder der
eines Fürsten - Macht
stand, das Schicksal zu
ändern? Ganz egal, was
man unternahm?

Verflucht, nein! So
einfach wollte ich
nicht aufgeben.
Irgendetwas würde ich

finden und der Zukunft zeigen, wer hier das Sagen hatte.

Ich stapelte die Wälzer zusammen und ging zum Tisch der Bibliothekarin. »Etwas Nützliches dabei?«, fragte sie, ohne aufzuschauen.

»Und wie.«

Sie legte ihre

Zeitung beiseite. Meine Begeisterung schien mir ins Gesicht geschrieben zu stehen, denn sie lächelte mich sogar wohlwollend an, allerdings musste ich die Frage, ob ich etwas davon ausleihen möchte, verneinen. Es war definitiv besser, wenn

Nonja erst einmal
nichts von meinen
Nachforschungen
mitbekam.

Augenblicklich
verschwand auch das
Lächeln der
Bibliothekarin.

»War ja klar«,
murmelte sie und fügte
gleich etwas von »diese
Jugend heutzutage«

dazu, die
offensichtlich nichts
zu schätzen wusste.

Weswegen sie die Wälzer
jetzt zurück an ihren
Platz schleppen musste.

Ich stammelte
verlegen eine
Entschuldigung, doch
die Frau drehte sich
nicht einmal nach mir

um. Über die Schulter hinweg warf sie mir kühl zu, ob ich mich nicht lieber einer seichteren Lektüre widmen sollte. Sie hätte noch *Die flammende Leidenschaft der Seherin* und *Die Hure des Magiers* im Angebot. Oder so

ähnlich.

Draußen dämmerte es bereits, als ich an unserem Haus angelangt war. Aus dem Treppenhaus kam Edik mir entgegen, anscheinend um mit Käpt'n eine Runde zu gehen und Kartoffeln für seinen Vater zu

kaufen, worauf eine Einkaufstasche aus Stoff hindeutete. »Hi«, grüßte ich ihn. Er hatte nicht einmal ein Kopfnicken für mich übrig. Dafür hopste Käpt'n schwanzwedelnd auf mich zu.

»Hallo, du!«, rief ich dem süßen Zottel zu, hockte mich hin und

streckte der Hündin
eine Hand hin, die
Käpt'n mit Hingabe
abzuschlecken begann,
um sich dann meinem
Gesicht zu widmen.

Ein schneidender
Pfiff fuhr durch mein
Inneres. Käpt'n machte
auf dem Absatz kehrt
und lief hinter seinem

Herrchen her. Blödmann.
Das Herrchen, nicht die
Hündin.

Ich sah den beiden
nach, als mich jemand
von hinten packte.

»Hör endlich auf,
dich so an mich
heranzuschleichen«,
fauchte ich und riss
mich herum – doch es
war nicht mein Mr

Nachtmahr, der mich
festzuhalten versuchte.
Ich sah Haare, sehr
viele Haare, und erst
dann ein Gesicht. Auch
wenn ich den Kerl nicht
kannte, dämmerte es
mir, dass es einer der
Wuschelmänner - pardon,
Wolchwy - sein musste.
Er war jung und hatte

eine wirklich
beeindruckende
Körperbehaarung mit
seinen vielleicht
gerade mal
fünfundzwanzig Jahren.
Oder gingen die Typen
schon so weit, auf
Extensions zu setzen,
wenn alle Stricke
rissen - nein, sollte
ich lieber sagen: Wenn

alle Strähnchen
splissen?

»Komm mit«,
flüsterte der junge
Mann mir ins Gesicht.
Mit einer so feuchten
Aussprache, dass kleine
Speichel-Tropfen auf
meine Haut fielen.
»Hier ist es nicht mehr
sicher für dich!«

»Lassen Sie mich in Ruhe«, sagte ich so ruhig und bestimmt wie möglich und fügte natürlich das ultimative Druckmittel hinzu: »Oder ich schreie.«

»Oh, klar, tut mir leid, kommt nicht wieder vor« - ja.

Genau. Es funktionierte genauso gut wie in einschlägigen Filmen. Dem Typen ging es am – vermutlich ebenso behaarten – Arsch vorbei.

»Du verstehst das einfach nicht. Du bist in großer Gefahr!« Schon packte er mich wieder. Ich strampelte

mit allen Kräften und
entdeckte etwas abseits
einen Volvo, zu dem der
Kerl mich
offensichtlich zerrte.
Mit meiner
Gastschwester daneben.

»Nonja! Hilf mir!«,
rief ich, doch sie
stand bloß da und sah
zu. Mit einem

Gesichtsausdruck, in dem sich absolut nichts spiegelte.

»Sophia konnte dich nicht überzeugen, zu uns zu kommen. Wir haben keine Zeit. Tut mir leid. Ich hoffe, du verstehst das.«

Nein, tat ich nicht. In Anbetracht der Tatsache, dass ich

gerade allem Anschein
nach entführt werden
sollte, fiel es mir
schwer, mich auf seine
leidenschaftliche
Ansprache zu
konzentrieren. Wir
waren fast beim Auto.
Ich konnte sogar zwei
Beulen an der
Heckklappe sehen,

vermutlich von
treffsicheren
Kartoffelgeschossen
verursacht. »Nonja,
bitte!«

Doch sie rührte
sich nicht. Als wäre
sie eins mit der
Dunkelheit, die sich um
uns herum ausbreitete.

Also machte ich
meine Drohung wahr und

brüllte: »Hilfe!« Mit einer Lautstärke, welche glatt sämtliche Einwohner des Erdgeschosses taub machen konnte. Ohne Rücksicht auf meine Stimmbänder.

Dann schrie auch Nonja. Was genau, konnte ich nicht

verstehen, weil es vom
höllischen Lärm
verschluckt wurde.
Metall kreischte, die
Autoscheiben
splitterten - mein
verhinderter Entführer
riss mich schützend zur
Seite und wir stürzten
auf den Boden.

Was zum ... mir
fehlten jegliche Worte.

Sowohl die russischen
als auch die deutschen.
Etwas Gewaltiges und
äußerst Lebendiges war
vom Himmel auf das
Autodach gestürzt und
hatte den Wagen platt
gedrückt.

»Wir sind zu spät«,
wisperte der junge
Wolchwa neben mir.

Das Ding richtete sich auf.

Keine Ahnung, was es war, aber es besaß Klauen. Und mir fiel nichts Besseres ein, als filmreif aufzukreischen.

Kapitel 10

Die Kreatur, die
über uns hockte, hob
den Kopf und stierte
mich mit ihren
blutrünstig glühenden
Augen an.

Beziehungsweise kam es
mir so vor. Eigentlich
blinzelte sie mich bloß
an, was sogar beinahe
menschlich wirkte, aber

im Grunde war es auch das Einzige, was man an diesem Wesen als menschlich bezeichnen könnte. Es war ein Brocken von mindestens zweieinhalb Metern, mit einem gekrümmten Rücken, an dem sich unter der Haut jeder einzelne Wirbel

abzeichnete. Die muskelbepackten Pranken endeten in bärenartigen Krallen, der flache Sixpack-Bauch - Sixpack! Echt jetzt? - hob und senkte sich regelmäßig und zeigte einen Ansatz von Schlangenschuppen. Hier und da sprossen Fellbüschel aus seinem

Leib, besonders an Kopf und Nacken. Und natürlich auch an der Brust und unter den Achseln, weswegen Tante Inga, die *Magnum* sexy fand, bei diesem Anblick schier ohnmächtig geworden wäre. Der bullige Kopf deutete eine Mischung

aus einem Gesicht und
einer Tierschnauze an
und langsam dämmerte es
mir, was passierte,
wenn man genveränderten
Mais naschte.

Das Wesen knurrte.

Nackte Panik
ergriff mich, sie
schien in mir zu
pulsieren, mit jedem
Schlag meines Herzens,

mit jedem Keuchen, das ich ausstieß - und es kam mir vor, als halle all das in der Nacht um mich herum wider. Als wäre die Dunkelheit etwas Lebendiges, sie umschlang mich, saugte mich auf. Die Kreatur schnaubte und streckte eine ihrer Pranken nach

mir aus, die Krallen
wie Finger einer Hand
aufgefächert.

»Liza, pass auf!«,
rief Nonja mir wie
durch einen Schleier
zu. Immerhin geht es
ihr gut, fuhr der
Gedanke durch meinen
Kopf – und die Kreatur
sprang. Ich sah, wie
sie über mich

hinwegschnellte, als
wollte sie, dass ich
noch einmal ihren
Sixpack-Bauch
bewunderte, und während
ich genau dies tat,
fielen Schüsse. Der
junge Wolchw!
Vielleicht hatte er mir
gerade das Leben
gerettet, denn ich

löste mich endgültig
aus der Starre, sprang
auf, packte Nonja, die
etwas abseits neben dem
zertrümmerten Auto
kauerte, und zerrte sie
auf die Beine.

»Schnell. Lauf!«

Ihr Gesicht war
blutüberströmt, ein
paar Scherben mussten
sie erwischt haben.

Erneut hallten Schüsse,
ich hörte das Aufheulen
des Biestes,
registrierte aus dem
Augenwinkel den jungen
Wolchw, der uns
Feuerschutz gab, aber
fürs Sortieren der
Ereignisse blieb mir
keine Zeit. Ich zog
Nonja zum Treppenhaus.

Der Schlüssel. Hatte
sie den Schlüssel?

Blind drückte ich auf
die Tasten. Nonja rief
etwas und rüttelte an
meiner Schulter. Ich
fuhr herum. Gerade in
dem Moment, als eine
Pranke neben mir in die
Tür einschlug. Wir
sprangen beiseite. Die
Krallen gingen durch

das Metall wie durch
Papier und verhakten
sich darin. Ein Ruck,
und die Tür wurde aus
den Angeln gerissen.

Okay. Kreatur -
böse. Liz -
verschwinde!

Zusammen mit Nonja
tauchte ich in den
Eingang ein. Hier würde

es eng für das Tier
sein, vielleicht hatten
wir dann eine Chance,
ihm zu entkommen. Nur -
wohin?

Wieder fielen
Schüsse. Ich zerrte
Nonja mit mir,
stolperte die Treppe
hoch, Stufe um Stufe.
Ein guter Plan wäre
jetzt echt angebracht

gewesen. Sollten wir in
unsere Wohnung laufen?
Aufs Dach? Und dann?
Vielleicht ließ die
Kreatur die Verfolgung
sein. Oder der
Wuschelmann würde sie
erwischen. Oder ... ich
verlangsamte meine
Schritte. Zu früh.
Unten lärmte es, als

würde sich etwas sehr
Großes durch etwas sehr
Kleines zwingen.

Das Biest war uns
auf den Fersen. Die
Pranken bogen das
Geländer wie Draht, die
Krallen schlugen in die
Wände und rissen den
Putz herunter, während
das Wesen höher und
höher stieg. Ein

Wunder, dass sich bei all dem Lärm noch kein Nachbar gezeigt hatte. Vielleicht hatten sie tatsächlich ein gutes Händchen dafür, den Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. Oder sie verbarrikadierten sich in ihren Wohnungen.

»Vorsicht!« Nonja

schob mich gegen eine Tür, schien mich mit ihrem Körper decken zu wollen, als die Kreatur sich an uns vorbeidrängte. Auf dem Boden und an den Wänden hinterließ das Monstrum eine schwarze, ölige Spur. Das Zeug roch seltsam frisch, nach regennassem Wald, nach

... Moos ... schon war das Tier fort.

Auf der Treppe erschien der junge Wuschelmann.

Breitbeinig und schwer atmend stand er auf dem Absatz, in der rechten Hand eine Pistole.

»Kommt«, sagte er.

Leise, beruhigend. »Ich

bringe euch in
Sicherheit.« Die Waffe
zielte auf uns.

Kreatur – böse? Der
Wuschelmann wirkte auch
nicht gerade wie
Gandhi.

Womöglich war das
alles einfach nur ein
Traum. Und mit etwas
Glück würde ich meinem
Wuschelfreund gleich

die *Nike*-Lapti zaubern
und ihn in die Stellung
>Aufrecht sitzende
Schildkröte< biegen.
Jawohl!

»Kommt, verflucht
noch mal«, rief er und
packte mich am Arm.

Jetzt ganz ruhig
bleiben. Irgendjemand
hatte bestimmt die

Polizei alarmiert. Ich
musste nur ein bisschen
durchhalten. Und den
Wuschelmann in ein
Gespräch verwickeln.
»*Scht-zds-prshdt?*«

Jetzt ein paar
Vokale kaufen? So viel
dazu, ich würde auf
keinen Fall stottern.
Und ja, das sollte
Russisch sein.

»Die Höheren werden dir alles erklären«, versuchte der Typ mich zu überzeugen. »Kommt jetzt.«

Schritte und das Hecheln eines Hundes rissen mich aus der Trance. »Uch, oi!«, hörte ich Ediks Ausruf, es lärmte, anscheinend

stolperte er über das Geröll, das die Kreatur hinterlassen hatte.

»Was zum Teufel ist hier passiert?«

Der Wuschelmann machte einen Schritt zum Geländer und spähte nach unten, seine Miene verfinsterte sich.

Ich blickte zu Nonja. Ihr Gesicht

wirkte blass,
leichenblass.

Angestrengt lauschte
sie, wie Edik die
Treppe höher und höher
stieg.

Er war fast bei
uns.

»Lauf weg«, schrie
ich. »Der Kerl hat eine
Waffe!«

Da hörte ich schon
Käpt'n bellen. Das
Nackenfell gesträubt,
die Ohren eng angelegt,
schnellte das Tier auf
den Wuschelmann zu, mit
einem Sprung, dem sogar
die Kreatur von vorhin
hätte was abgucken
können. Blitzschnell
gruben sich die Zähne

in die Jacke, rissen
und zerrten am Stoff.
Die Pistole flog über
das Geländer und fiel
klappernd, einem
Flipperball ähnlich,
herunter. Der Wolchw
fluchte, versuchte die
Hündin abzuschütteln,
aber genauso gut hätte
er mit ihr ein Tänzchen
aufführen können.

Edik kam

hinterhergestürzt und
packte Käpt'n am
Halsband.

Augenblicklich ließ die
Hündin nach. Der
Wuschelmann warf einen
wutentbrannten Blick
auf mich und floh -
ohne seine Pistole
hätte er gegen die

Schäferhündin kaum
etwas ausrichten
können.

Nach und nach
beruhigte sich Käpt'n
in Ediks Armen. Völlig
entkräftet sank ich zu
Boden und hätte nichts
dagegen gehabt, wenn
sein Herrchen auch mich
im Nacken kraulen und
mir ›mein Mädchen‹

zuraunen würde. Wobei ich zugeben musste, mit Käpt'n hätte ich kaum konkurrieren können, wenn es darum ging, ihm mit so einer Begeisterung das Gesicht abzuschlecken.

»Alles in Ordnung bei euch?«, fragte Edik. »Ich war nicht

weit weg, als ich den
Lärm gehört habe. Was
ist hier passiert?«

Die Hündin wand
sich aus seiner
Umarmung und
schnüffelte herum,
euphorisch mit der Rute
wedelnd. Ganz die
fröhliche, tapsige
Käpt'n, wie ich sie
kannte. Hier und da

hörte ich, wie sich
vorsichtig die Türen
öffneten. Ah, die
lieben Nachbarn trauten
sich langsam heraus.
Die Schwierigkeiten
schienen vorbei zu
sein, die Neugier
siegte.

»Liza? Jetzt im
Ernst, was war hier

los?«

Eine gute Frage. Und ich bekam keinen einzigen Ton heraus. Weil sein Schatten zu beben und sich zu verwandeln begann. Ich streckte meine Hand aus – und der Schatten verharrte. Vielleicht vor dem Grauen meiner Nagelpflege. Oder weil

ich es tatsächlich
geschafft hatte, sie zu
beherrschen. Nur ein
ganz kleines bisschen.

»Nein!« Mit einem
Mal riss Nonja mich auf
die Beine, packte mich
an den Schultern und
schüttelte mich durch.
»Du hast keine Ahnung,
was du tust. Also lass

es, bevor es dich
verschlingt.«

Erschrocken blickte
ich in ihr
blutverkrustetes
Gesicht.

»Entweder du lernst
es richtig oder du
fasst es nicht an«,
zischte sie, dann
wandte sie sich Edik
zu. »Und du gehst jetzt

am besten. Dein
Alkoholiker-Vater
vermisst dich
sicherlich schon.«

»Was?« Entrüstet
stieß ich sie von mir.
Über ihre Art, »Danke«
zu sagen, würden wir
uns noch unterhalten
müssen.

»Verstehe.« Ediks

Gesicht glich einer Maske, die kein Gefühl mehr zuließ - abgesehen von einem bitteren Lächeln.

Am liebsten hätte ich losgeheult.

Es war einfach zu viel. Die Kreatur, der Wuschelmann mit der Pistole, Edik, der mich wie ein sperriges

Möbelstück

beiseiteschob, um an
mir vorbeizukommen.

Käpt'n winselte
ungeduldig, tänzelte
bereits auf dem
nächsten Treppenabsatz
und wartete auf ihr
Herrchen.

»Musste das sein?«,
presste ich halb

erstickt hervor, ballte die Hände und fuhr zu Nonja herum.

Sie schluckte. »Es ist besser für ihn, wenn er sich von uns fernhält, schätze ich.« Sie machte einen Schritt auf mich zu, als wollte sie mich umarmen, doch ich schlug ihre Hände

beiseite und wischte
mir die Tränen weg.

Käpt'n kläffte ein
paar Stockwerke über
uns, ungeduldig,
fordernd. »Käpt'n,
zurück!«, rief Edik.
»Wo willst du hin?
Nein, nicht aufs Dach!
Zurück, Käpt'n,
zurück!«

Als hätte sich eine
Sprungfeder in mir
gelöst, lief ich die
Treppe hoch, darauf
bedacht, in der öligen
schwarzen Spur nicht
auszurutschen. Ab und
zu merkte ich, wie die
Bewohner verstohlen
hinter ihren halb
geöffneten Türen

hervorlugten, die
meisten verschwanden
allerdings wieder
genauso schnell in
ihren Wohnungen, sobald
sie das Chaos
erblickten. Käpt'n
bellte irgendwo oben,
von Edik keine Spur,
wahrscheinlich war er
bei seiner Hündin. Die
Dachluke war

aufgerissen, die Leiter
verbogen. Ein
abgebrochener Balken,
woher auch immer der
kommen mochte, bildete
eine Rampe zum
Dachboden, Schutt
türmte sich auf. Kurz
überschlug ich all
meine Fertigkeiten -
Freiklettern war nicht

dabei. Jetzt reiß dich zusammen!, versuchte ich mich zu überzeugen. Die Hündin hatte es schließlich auch geschafft.

Bald musste ich zugeben, dass es durchaus stimmen mochte, dass Menschen vom Affen abstammten. Meine Gene hatten das

allerdings nicht
mitbekommen und
reichten höchstens aus,
dass ich mir bei der
Kletterpartie keine
Extremitäten brach. Auf
dem Dachboden
angekommen, wo ich nur
dank des spärlichen
Lichts aus der Luke
etwas erkennen konnte,

tastete ich mich bis
zum Ausgang aufs Dach
vor. Wenigstens wartete
kein weiteres
Kletterabenteuer auf
mich, und langsam
fragte ich mich, wie
ich den nächsten
Sportunterricht in
Ediks Anwesenheit
überleben sollte, ohne
mich völlig zu

blamieren, denn leider stand auch Sport auf unserem Stundenplan.

Das Dach war flach, ringsherum verlief ein Absatz, sodass ich meine Höhenangst zumindest etwas niederringen konnte. Auf der Mittellinie ragten in regelmäßigen

Abständen
schornsteinähnliche
Bauten hervor,
vielleicht zur
Belüftung oder für
irgendwelche
Anschlüsse. Um so einen
hüpfte Käpt'n herum und
kläffte Edik
auffordernd an, der wie
versteinert dastand. Er
versuchte nicht einmal,

die Hündin einzufangen,
was ich recht seltsam
fand. Genauso wenig
reagierte er, als
Käpt'n ihn mit der
Schnauze anstupste oder
ihn vorsichtig am
Hosenbein zog.

Ich kam näher,
sobald ich aufgehört
hatte, wie ein Walross

zu schnaufen, warf
einen vorsichtigen
Blick um die Ecke und ...
ach du Kacke!

Die Kreatur war
noch da. Sie lag auf
dem Boden,
vollgeschmiert mit
ihrem öligen Zeug, und
atmete schwer. Ihre
Muskeln krampften. Ab
und zu stieß sie ein

unterdrücktes Heulen
aus, das verdammt nah
an ein menschliches
Stöhnen reichte. Käpt'n
lief zu ihr, um ihr das
schwarze Blut von der
Haut zu lecken, und
eilte wieder zu uns,
winzelnd und
durchdringend jaulend.
Man brauchte keine

Übersetzungs-App, um zu verstehen, dass es ›Tut doch etwas!‹ hieß.

Doch wir standen wie angewurzelt da.

»Siehst du es auch?«, flüsterte Edik mir zu. »Was ... ist ... ES?«

»Dings. Vermutlich unser Bär«, murmelte ich, auch wenn es für

mich eher nach einem
Wolf aussah.

»Es ist verletzt.«

»Sieht so aus.«

»Was auch immer es
ist, es braucht Hilfe.«

In mir zog sich
alles zusammen, als ich
sah, wie er seine Jacke
abstreifte, sich das T-
Shirt über den Kopf zog

und sich der Kreatur
näherste. Nein,
verdammte, bist du
irre?, wollte ich
aufschreien. Sie wird
dich töten!

Töten, hallte alles
in mir nach. Und das
Letzte, was du spüren
wirst, wird die Angst
um mich sein ...

Doch er war schon

da. Vorsichtig tupfte er dem Wesen das schwarze Blut weg und begutachtete die Verletzungen. Ohne aufgefressen oder von den Bärenpranken zerfetzt zu werden.

Ich war sofort an seiner Seite und kniete mich neben ihn. »Bist

du dir sicher, dass wir
das tun sollten?«,
fragte ich. Die Hündin
winselte auf und
stupste meine Hand mit
ihrer kalten Schnauze
an. Verstanden. Wenn
ich es mir recht
überlegte, dann wollte
der Wuschelmann mich
doch entführen und die
Kreatur hatte es

verhindert. Irgendwie.
Oder? Auch wenn über
all dem immer noch ein
riesengroßes ›Aber‹
hing, egal, wie sehr
ich auf mich einredete.

»Käpt'n mag es. Was
auch immer es ist.
Alles andere klären wir
später.«

Ich blickte zur

jaulenden Hündin, die
dem Wesen
hingebungsvoll über die
Schnauze leckte.

»Aha. Und was
sollen wir jetzt tun?«

Edik holte sein
Handy heraus und machte
die Taschenlampe an.
Die Schüsse hatten das
Tier an beiden Flanken,
einer Schulter und an

den Rippen auf der
linken Seite verletzt.
Die Wunden bluteten
kaum noch, sie schienen
mit einer
durchsichtigen,
hauchdünnen Schicht
überzogen zu sein,
wären vielleicht sogar
längst verheilt, wenn
die Kontraktionen der

Muskeln sie nicht jedes Mal aufreißen würde.

Ich überschlug rasch, welche Werwolf-Filme ich kannte und was da beim Auffinden einer verletzten Kreatur dringend geraten wurde. Außer sich nicht beißen zu lassen.

»Vielleicht müssen

wir die Kugeln
entfernen«, schlug ich
vor. Laut ausgesprochen
klang der Gedanke
weitaus irrsinniger als
die vage Vorstellung in
meinem Kopf. Womöglich
malte Ediks Verstand
sich dasselbe aus. Das
Ergebnis stand ihm ins
Gesicht geschrieben,

noch bevor er völlig
geschockt »Was?«
hauchen konnte. Und
mich dabei ansah, als
wäre ich Dr.
Frankenstein
persönlich, der ihm
eine Einstellung als
Igor anbot. Ohne
Weihnachts- und
Urlaubsgeld.

Ich versuchte es

mit ein paar wackeligen
Argumenten. »Es wurde
angeschossen.

Vielleicht sind es die
Kugeln, die das hier
verursachen. Dann
müssen wir sie
rausholen.«

Die Kreatur
schnaufte wie um meine
Worte zu bekräftigen

und versuchte, mit der Schnauze auf eine der Wunden zu deuten. Oder es war eine unwillkürliche Zuckung à la »Seid ihr völlig übergeschnappt? Fasst mich an, und ihr seid tot«.

»Rausholen, ja?« Zu Ediks geschockter Miene gesellte sich eine

spöttisch hochgezogene Augenbraue, und ganz ehrlich, er war der einzige Mensch auf der Welt, der mit so einer Gesichtsentgleisung so süß aussehen konnte.

»Hast du zu viele Frösche in Biologie seziiert? Du hast vielleicht Ideen.«

»Wenn du keine
anderen hast und nicht
beabsichtigst, es in
eine Tierklinik zu
fahren, müssen wir was
unternehmen. Da. Die
steckt nicht tief drin,
ich kann sie sehen.«
Ich fasste meinen Mut
zusammen und drückte
mit ganzem

Körpereinsatz eine der zuckenden Flanken nach unten.

»Liza, nein«, keuchte Edik, aber da war ich schon auf der Kreatur. Sie hätte mich ohne Mühen weit über die Dachbrüstung hinauswerfen können, schien jedoch all ihre Kraft dafür

aufzuwenden, die Krämpfe im Zaum zu halten. Ich konnte die Kugel tatsächlich erkennen. Und das Fleisch drum herum sah angeschwollen aus.

Leise winselnd kroch Käpt'n zur Seite und blickte von mir zu ihrem Herrchen und

wieder zurück.

»Das ist Irrsinn.

Absoluter Irrsinn.«

Ohne die Kreatur aus den Augen zu lassen, zog Edik ein Messer aus der Jacke, darauf bedacht, keine ruckartigen Bewegungen zu machen. Das Wesen rollte die Augen, röchelte, ließ uns

jedoch gewähren.

Mit einem
Knopfdruck sprang die
Klinge hervor.

Okay, in einem
hatte Nonja recht. Edik
war kein Chorknabe.
Vielleicht konnte er
nicht einmal tonsicher
summen. Dafür aber mit
Respekt einflößenden

Waffen hantieren.
Eigentlich müsste es
mir zu denken geben,
dass er überhaupt
welche dabei hatte. Aber
unter den gegebenen
Umständen hielt ich es
für besser, das
logische Denken
einzustellen. »Ich
leuchte«, verkündete
ich und nahm ihm das

Handy ab.

Vorsichtig setzte er die Klinge an der dünnen Schicht an, die die Wunde bedeckte.

»Ohne Betäubung?« Seine Stimme zitterte.

»Ich kann Larissas Entspannungstee anbieten.«

»Den würde ich mehr

brauchen als unser
Patient. Hör zu. Wenn
er auch nur einmal
komisch guckt – lauf.
Ganz egal, was
passiert, du bringst
dich in Sicherheit.
Hast du mich
verstanden?«

Ich nickte.

›Komisch gucken‹ konnte
bei einem Wesen, das

sich jeglichem
Realitätssinn entzog,
zum Glück sehr weit
ausgelegt werden. Und
ich würde einen Teufel
tun und Edik mit ihm
allein lassen. Ganz
egal, was passierte. So
viel war sicher.

Er machte einen
Einschnitt. Die Kreatur

zuckte zusammen und das
ölige Zeug begann
sogleich an die
Oberfläche zu sickern.
Ich versuchte, nicht
hinzuschauen, heilfroh
darüber, dass *unser*
Patient kein Blut
hatte, das nach Blut
aussah. Und dass dieses
Geschöpf so unreal

wirkte. Sonst läge ich ohnmächtig daneben.

Aber so konnte ich das toughe Mädchen mimen, das geschickt beim Operieren assistierte.

Es dauerte.

Verdammt lange. Meine Muskeln taten weh, ich keuchte fast genauso wie das röchelnde Biest, darum bemüht,

die Flanke still zu halten.

»Ich hab sie.«

Zwischen zwei

Fingern hielt Edik eine deformierte Kugel hoch, während er sein T-Shirt gegen die Wunde presste. Ich ließ los. Mit zitterigen Händen wischte ich mir den

Schweiß und Haare aus dem Gesicht. Es ging bereits auf Mitternacht zu, und das bei einer Kugel, von der ich glaubte, sie wäre leicht zu entfernen. Schwer atmend beobachtete ich, wie sich die Wunde schloss und ... heilte. Immerhin sah es aus, als hätten

wir das Richtige getan.

Trotz Schmerzen
schaffte die Kreatur
es, sich auf die andere
Seite zu drehen und uns
die andere
Einschusswunde zu
präsentieren. Dr.

Schauro - bitte zur OP.

Edik schüttelte den
Kopf. Obwohl es kalt

war, glänzte auf seinem ganzen Körper der Schweiß. »Ich kriege das nicht noch einmal hin.«

Ich auch nicht.

Als hätte Käpt'n gespürt, dass wir aufgeben wollten, sprang sie auf und lief jaulend um uns herum. Okay. Aber wenigstens

eine Pause musste sein.
Wir brauchten Kraft,
viel Kraft für den
nächsten Anlauf.

Im Osten schimmerte
bereits der
Sonnenaufgang, als wir
uns der letzten Wunde
widmeten. Mich hielt
allein der Gedanke
aufrecht, dass all das

unmöglich wahr sein
konnte. Ich drückte das
Bein nieder, zumindest
versuchte ich es,
während Edik mit dem
Messer hantierte.

Inzwischen waren seine
Griffe selbstsicherer
geworden, immerhin
konnten wir die Lage
nicht wesentlich
verschlimmern, so viel

stand fest. Sogar als er eine Vene verletzt hatte und uns die schwarze Schmiere wie Lava entgegenzuströmen begann, schaffte die Kreatur es, die Blutung zu stillen. Auch wenn ihre Konvulsionen sich um einiges verstärkt hatten, je später -

oder in unserem Fall:
je früher - es wurde.
Dann hörte ich ein
trockenes Knacksen.
Einer ihrer Knochen
brach. Direkt unter
mir. Ich schrie
erschrocken auf und
fuhr zurück.

»Fertig«, stieß
Edik gleichzeitig
hervor und ließ das

Messer fallen.

Erneut hörte ich
das Knacken. Es waren
tatsächlich die
Knochen. Sie brachen in
einem völlig
willkürlichen Muster,
während die Krämpfe den
Körper des Wesens noch
mehr erschütterten als
zuvor.

Wir waren zu langsam. Das Biest würde es nicht überleben. Niemand konnte so etwas überleben, was hatten wir uns bloß dabei gedacht?

»Vorsicht!«

Zusammen mit mir warf sich Edik zu Boden, als

eine Pranke
unkontrolliert über uns
fuhr und die Krallen in
das Dach einschlugen.
Mit seinem nackten
Oberkörper schirmte er
mich ab. Die zuckende
Kreatur stieß uns an,
ich schlang meine Arme
um Ediks Hals, zog ihn
noch enger an mich
heran, grub die Finger

in seine Haare. Mit den Händen versuchte ich, seinen Kopf wenigstens etwas zu schützen, und flehte stumm, ihm möge nichts passieren.

Ich wusste nicht, wie lange es gedauert hatte und wie wir die Konvulsionen des Ungeheuers überleben

konnten. Irgendwann wurde es hell und still um uns herum. Trotzdem klammerte ich mich an Edik und hatte schreckliche Angst, ihn loszulassen und festzustellen, dass er ... von einer der Krallen erwischt wurde.

»Es ist vorbei«,
japste er mir ins Ohr.

»Bist du verletzt?«, hauchte ich, so froh, seine Stimme zu hören.

»Nein. Aber du erwürgst mich gerade.«

Ich löste meinen Griff. Mit einem Seufzen rollte sich Edik von mir herunter. Vielleicht war es auch

ein verzweifelter
Schnappen nach Luft,
aber die erste
Interpretation gefiel
mir besser. Noch immer
fühlte ich die Schwere
seines Körpers auf mir,
mit jeder Zelle meines
Wesens.

Das Wesen. Lebte es
noch?

Vorsichtig stemmte

ich mich auf einen
Ellbogen hoch und
schaute mich um. Keine
Kreatur weit und breit.
Stattdessen entdeckte
ich nur wenige Meter
von uns entfernt ...
einen alten, nackten
Mann. Kein schöner
Anblick am frühen
Morgen. Damit hatte

sich der Gedanke an ein
Frühstück wohl auch
schon erledigt, genauso
wie meine
Mitgliedschaft im Team
>Jacob<. Alles Lügen,
aus Werwölfen sprangen
keine knackigen Jungs
hervor. Das Bild würde
ich nie mehr aus dem
Kopf kriegen können.

Auch Edik starrte

entgeistert den alten Mann an, während der Greis sich zu verändern begann. Direkt vor unseren Augen straffte sich seine Haut, die Falten glätteten sich, die schlaffen Muskeln wurden fester und das stumpfe silbergraue Haar nahm langsam, aber

sicher einen satten,
dunklen Ton an, bis ...

... ich in diesem
Fremden Mr Nachtmahr
erkannte.

War es der
endgültige Beweis
dafür, dass alles,
absolut alles meinem
kranken Verstand
entsprang? Allerdings
fühlte sich Ediks

Anwesenheit durchaus
real an. Oder bildete
ich mir auch diese ein?
Immerhin war der letzte
junge Mann, der vor mir
mit so viel Schwung
sein T-Shirt ausgezogen
hatte, wenn auch nur
auf dem Bildschirm
meines Fernsehers, ein
gewisser Taylor Lautner

gewesen. Und der hatte sich mit mir nicht anschließend auf einem Dach gewälzt.

Sicherheitshalber tippte ich Edik auf die Schulter. »Hast du das gesehen?«, flüsterte ich.

»Ich wünschte, ich könnte mit Nein antworten«, flüsterte

er zurück.

Also doch keine
Halluzination.

Der Junge lag still
auf der Seite, die
Augen halb geschlossen,
sodass ich rätselte, ob
er überhaupt bei
Bewusstsein war. Noch
nie zuvor hatte ich ein
so

wohlproportioniertes,
makelloses Gesicht
betrachtet. Sein Profil
war der Inbegriff aller
Schönheitsideale, mit
denen mich RTL II,
ProSieben und
Michelangelo, für den
meine Mama schwärmte,
je beglückt hatten.
Seine blasse Haut war
mit dem öligen Zeug

verschmiert, das nach
Moos duftete, ich
entdeckte auch die
Wunde am Oberschenkel,
die wir zuletzt
bearbeitet hatten und
die vor unseren Augen
vollständig heilte.
Käpt'n lag neben ihm,
dicht an seinen nackten
Körper gedrängt, als

möchte die Hündin ihn wärmen.

»Sollten wir ihn nicht in ein Krankenhaus bringen?«, fragte ich, offensichtlich noch voll auf meinem »Wir müssen was tun«-Trip. »Er ist ein Mensch.« Fast fügte ich hinzu: Oder solange er ein

Mensch ist.

»Er hat schwarzes Blut«, wandte Edik ein.

Ein gutes Argument.
»Aber wir können ihn doch nicht hier liegen lassen.«

Mein Nachtjunge hatte uns gehört. Seine Lider flatterten. Sichtlich mühsam

öffnete er die Augen.
Das sanfte Blau seiner
Iriden umfing mich, als
würde sich darin der
ganze Himmel über mir
widerspiegeln. Ich las
in seinem Blick von den
Nachwehen der
Schmerzen, die er
ertragen musste, und
von der Erleichterung,
mich zu sehen. Ich

versuchte, ihm
zuzulächeln. Aber das
Lächeln zitterte auf
meinen Lippen, und
bevor meine Mimik
völlig entgleiste, kam
ich zu ihm und beugte
mich über ihn. »Wie
geht es dir? Können wir
dir helfen?«

Schwach bewegte er

seine blutleeren
Lippen. Doch seine
Antwort erklang tief in
meinem Kopf: *Sie dürfen
dich nicht bekommen.
Ich werde es niemals
zulassen.*

Ich stöhnte. »Nein,
nicht *die* Nummer.« Mein
Magen kribbelte, die
Hitze schlug mir ins

Gesicht. Wenn ich noch einmal vor Edik kotzen müsste, würde ich mich erschießen.

»Liza?« Natürlich. Edik war schon einmal vorsorglich da, um mir die Haare aus dem Gesicht zu halten. Nur keine Hektik. Noch war es nicht so weit.

Du bist in Gefahr.

*Sie werden nicht
aufhören, dich zu
verfolgen. Die Worte
vibrierten in mir,
zerrannen wie Schnee
unter der
Frühlingssonne, und
dann verließ die Kraft
meinen Mr Nachtmahr.
Seine Lider fielen zu
und er verstummte in*

mir.

Von der Straße
hallten aufgeregte
Stimmen. Edik näherte
sich der Brüstung und
warf einen Blick nach
unten. »Liza? Du hast
recht, wir können ihn
hier nicht liegen
lassen. Und sollten
auch selbst lieber von
hier verschwinden.«

Ich kam zum
Dachrand. Der flüchtige
Blick nach unten
kostete mich mehr
Überwindung, als der
Kreatur
gegenüberzutreten. Vor
dem demolierten Eingang
hatte sich eine
Menschentraube
versammelt, etwas

weiter sah ich ein Auto
mit Blaulicht, das über
die Schlaglöcher
holperte. »Die Polizei?
Erst jetzt?«

»Wenn es sein muss,
können sie sehr behäbig
sein.«

Hatte der Kult da
seine Finger im Spiel
gehabt? Immerhin
konnten die Wolchwy

einen slawischen
Fürsten absetzen.
Irgendjemand musste
sich darum gekümmert
haben, dass ein aus der
Traumwelt entlaufener
Dämon nicht in
offiziellen Berichten
auftauchte, und mir
fielen nicht viele
Verdächtige ein. Dafür

sprach auch die
Tatsache, dass die
Beamten es
offensichtlich erst
jetzt für nötig
hielten, an einem
Tatort aufzutauchen und
nach dem Aussteigen aus
dem Wagen einen nicht
allzu motivierten
Eindruck machten,
Zeugen zu befragen. Die

Sache völlig unter den
Teppich zu kehren,
konnten sie allem
Anschein nach
allerdings auch nicht.

Nun war die Polizei
aber da, und wir
mussten uns beeilen.

»Wo sollen wir mit ihm
hin? Larissa ist zu
Hause, wir werden ihn

niemals an ihr
vorbeischmuggeln
können.«

»Wir bringen ihn zu
mir.«

»Und dein Vater?«

»Ich sage, dass es
ein Kumpel aus dem
Casino ist, den unsere
Konkurrenten
ausschalten wollten.
Mein Vater wird

sicherlich nicht froh
darüber sein, aber er
weiß, dass man sich mit
dem Casino nicht
anlegt, sondern das
tut, was einem gesagt
wird. Und meine Mutter
- na ja, ich weiß
nicht, ob sie überhaupt
noch da ist.«

Entschlossen hob er die

Jacke, die er zuvor
abgeworfen hatte,
schüttelte sie aus und
bedeckte damit den
Jungen. »Du gehst am
besten voraus und
schaust, ob die Luft
rein ist.«

»Alles klar.«

Die meisten
Nachbarn tummelten sich
auf der Straße, sodass

uns keiner bemerkte.
Zumindest hoffte ich
es. Ansonsten wäre ich
sehr auf die
Verrenkungen meines
Gehirns gespannt, wenn
wir erklären sollten,
was wir mit einem
bewusstlosen, mit Erdöl
beschmierten nackten
Jungen vorhatten.

»Schlüssel«,
keuchte Edik mir zu,
als wir vor seiner Tür
standen. »Rechte
Tasche.«

Ich schluckte
trocken, während ich
seine breiten Schultern
und die Muskeln, die
sich vor Anstrengung
wölbten, betrachtete.

Die Hosentasche. Okay.
Mein Blick glitt seine
Wirbelsäule herab zu
seinem ... Po. Warum war
bei ihm noch nicht der
Gruppendruck zur
schlabbrigen Jeans
angekommen? Der Stoff
betonte seine schmalen
Hüften und machte das
bevorstehende
Unterfangen nicht

gerade einfach.

»Liz?«

Ja. Noch da.

Das wirst du ganz
souverän und cool
meistern. Kein Ding.
Alles klar?

Ich schob meine
Hand seitlich in seine
Hosentasche. Es fühlte
sich eng an, körperwarm

und verdammt
unanständig. Dabei
wollte ich doch nur die
Schlüssel ... Und so.
Ehrlich!

»Was tust du da?«,
keuchte er.

»Ähm. Doch die
linke Tasche?«,
stammelte ich.

»In der Jacke.«

Die Hitze schlug in

meine Wangen. Verdammt.
Was musste er nur über
mich denken, so wie ich
ihn gerade begrabscht
hatte? Auf der Skala
meiner Peinlichkeiten
mussten schleunigst
neue Kerben angebracht
werden.

Ich befühlte die
Taschen der Jacke, in

die mein Nachtjunge
gewickelt war, und
stieß recht schnell auf
einen Schlüsselbund.

Es gelang mir nicht
sofort, das
Schlüsselloch zu
treffen und die Tür
aufzumachen. Die
Stimmen im Erdgeschoss
schwollen an, alle
redeten durcheinander,

und ich war froh,
endlich in die Wohnung
verschwinden zu können.

Mit einem Ellbogen
drückte Edik auf einen
Schalter, und über
meinem Kopf leuchtete
eine Glühbirne auf. Ich
stand in einem Flur,
der von der Größe in
Mamas begehbaren

Schrank gepasst hätte.
Ein paar in die Wand
gehämmerte und krumm
gebogene Nägel
ersetzten die
Garderobe. Durch den
teilweise abgerissenen
Perlenvorhang mir
gegenüber sah ich
nackte Wände mit ein
paar Fliesen, einen
Gasherd und einen

winzigen Tisch.

Links fehlte eine Tür, dahinter erstreckte sich das Bad, falls man es als solches bezeichnen mochte. Die Fliesen waren altrosa und buckelig an die Wand geklebt, ein paar davon fehlten komplett. Im

fleckigen Spiegel sah
ich mein blasses
Gesicht, auf dem sich
die Sommersprossen noch
deutlicher abzeichneten
und im Moment wie
Schimmel aussahen. Na
toll. Ich fuhr mir über
die Nase und die
Wangen, aber wegwischen
konnte ich sie
natürlich nicht.

Mit einem Tritt
machte Edik eine
weitere Tür auf und
brachte meinen
Nachtjungen hinein,
Käpt'n trottete hinter
ihm her, während ich
mich noch immer im Flur
umschaute.

Schließlich kam
Edik zurück und lehnte

sich an den Türrahmen,
die Arme abwehrend vor
der Brust verschränkt.
Die Markierung *Edja*, 5
Jahre und 2 Monate alt,
überragte er um so
einiges, und ich fragte
mich, warum seine
Eltern ausgerechnet da
aufgehört hatten,
weitere Striche

anzubringen. »Bist was anderes gewohnt, hm?«

So viel zu meinen Gesichtszügen, bei denen ich so gehofft hatte, sie unter Kontrolle zu halten. Die Schauspielerei sollte ich wohl von der Berufswunschliste streichen. Verzweifelt suchte ich nach einer

geistreichen Antwort,
und es war meine
Rettung, dass es an der
Tür Sturm klingelte.

Edik seufzte. »Mein
Vater. Hat wohl seine
Schlüssel vergessen.«

Aber es war nicht
sein Vater. Während die
Klingel weiterhin
schrillte, begann es,

gegen die Tür zu
hämmern. »Aufmachen!
Polizei!«

Verflucht. Das
Gleiche konnte ich auch
von Ediks Lippen
ablesen. Er zögerte
noch, doch schon bald
kam es mir vor, als
würde ein
Spezialeinsatzkommando
die Tür aus den Angeln

heben, sollten wir
nicht sofort aufmachen.
Edik warf mir einen
warnenden Blick zu, und
ich wusste nicht, ob
ich mich verstecken
oder dableiben sollte.
Wobei die Wohnung
ohnehin sehr wenige
Schlupfwinkel bot.

Edik machte einen

spaltbreit auf, doch die Tür wurde ihm aus der Hand gerissen, die Klinke schlug in die Wand ein und hinterließ eine Kerbe an der auch so schon ramponierten Tapete. Auf der Schwelle erschienen zwei Beamte. Ja, genau so hatte ich mir die russische Polizei

vorgestellt: weniger
von ›dein Freund und
Helfer‹ und viel mehr
von ›hau drauf‹.

»Eduard Schauro?«

Der erste Mann, ein
großer Kerl mit einem
rundlichen Gesicht und
Bauchansatz unter der
Uniform, schob Edik
beiseite und trat ein.

Sofort nahm der ohnehin
kleine Flur
klaustrophobische
Ausmaße an. Der
Polizistenblick schien
die Wohnung abzutasten
und blieb schließlich
an der Zimmertür
hängen. Doch wie groß
Edja mit fünf Jahren
und zwei Monaten war,
interessierte den Mann

wenig, sondern viel
eher die verschmierte
schwarz-ölige Spur
knapp darüber. Mir
wurde flau im Magen.

»Ich glaube nicht,
dass Sie so reinkommen
dürfen«, meinte Edik
stoisch. »Ohne
Durchsuchungsbefehl und
so.«

Aber das hielt die Beamten nicht auf, denn auch der zweite Mann stand bereits im Flur und musterte Ediks freien Oberkörper, der ebenfalls mit dem schwarzen Zeug verschmiert war.

»Wir haben gehört, hier wurde randaliert.«

Der Beamte schien sich
stumm mit seinem
Kollegen verständigt zu
haben, bevor er sich
erneut an Edik wandte.
»Na?

Meinungsverschiedenheiten
mit deinen *Kumpels*?

Oder mit anderen Gangs?
Los, was ist passiert?«

»Dürfen Sie mich
ohne meinen Anwalt

befragen?« Wie ruhig er bleiben konnte. In mir flatterte alles vor Panik.

»Gleich zeigen wir dir, was wir alles dürfen, Schauro.« Der Beamte schubste Edik gegen eine Wand, so hart, dass sein Kopf dagegenstieß. »Raus mit

der Sprache. Um was geht es dieses Mal? Ich weiß alles über dich.«

»Dann wissen Sie auch, dass ich es nicht war.«

Der Fülligere inspizierte bereits die Küche. »Vor allem weiß ich, wie du diese zwei Typen direkt vor deiner Haustür

zusammengeschlagen
hast, weil ihr euch
über eure Drogen nicht
einig wart. Und diese
dreiste Diebstahlserie
von schicken Karossen
geht auch auf dein
Konto, Schauro. Ein
kleiner Nebenverdienst,
was? Bezahlen dich
deine Mafiabosse so

schlecht?« Der Vorhang klimperte, als der Mann zurück in den Flur trat und nun das Zimmer, in dem mein Nachtjunge lag, anvisierte.

»Dann wundert es mich, dass Sie es mir nicht einmal mit *Ihren Methoden* nachweisen konnten.«

Edik ließ den Mann nicht aus den Augen, obwohl sein kleinerer Kollege noch näher an ihn herangerückt war und ihn mit einer Hand an die Wand gepresst hielt.

»Kommt noch, kommt noch. Aber vielleicht können wir dir helfen,

wenn du uns verrätst,
wem du dieses Mal auf
die Füße gestiegen
bist.«

»Ich habe keine
Ahnung, was Sie meinen.
Als ich gekommen bin,
war das Treppenhaus
bereits verwüstet. Ich
habe nichts gesehen.
Und mich um ... *Liza*
gekümmert.« Er deutete

auf mich, während er
die Aussprache meines
Namens ganz besonders
betont hatte.

Der andere Polizist
stand bereits vor der
Tür, allein ich
versperrte ihm den
Eintritt. Tschakka.
Oder so. Sein Blick
tastete mich spöttisch

ab, aber ich hielt ihm stand.

»Und wer ist diese Liza?«

»Eine Austauschschülerin aus Deutschland«, erklärte Edik und wechselte die Sprache: »Du kannst sagen ihm, doitsche Mädken.«

Alles klar, mein

Auftritt. Ich gab mir große Mühe, ein verängstigtes ›doitsches Mädken< zu mimen: »Liza Evers ist mein Name«, prasselte ich auf den Beamten in meiner Sprache ein. »Ich komme aus Hamburg im Rahmen eines Austauschprogramms. Ich

wohne bei Sophia eine Etage höher und hatte so eine furchtbare Angst, als der Lärm losging! Ein Glück, dass Eduard da war.«

Oscarverdächtig war das nicht gerade. Das sah ich den Beamten an.

»Was geht hier vor?« Durch die geöffnete Wohnungstür

trat eine Frau ein,
hinter ihr druckste
Ediks Vater herum, und
langsam fühlte ich mich
in diesem Flur wie in
einem überfüllten
Aufzug. Müsste nicht
irgendwo ein Hinweis
kleben ›max. für 5
Personen zulässig‹?

»Was wollen Sie von

meinem Sohn?« Die Frau
trug einen
aufgeknöpften
himbeerroten Mantel,
dessen rechter Ärmel
schlaff herabhing. Ihr
Arm ruhte in einer
provisorischen
Tuchschlinge. Dennoch
machte ihre Statur
einen beinahe
majestätischen

Eindruck, besonders mit der beeindruckenden Flechtfrisur, die sie hochgesteckt hatte.

»Wenn Sie keine weiteren Fragen haben, würde ich Sie bitten zu gehen.«

Ihr Auftritt schien die beiden Polizisten beeindruckt zu haben.

Tatsächlich zogen sich
die beiden Männer
zurück, allerdings
nicht ohne das letzte
Wort zu haben: »Heute
ist wohl dein
Glückstag, Schauro.
Übertreib's nicht. Wir
sprechen uns noch.«

Die beiden
verschwanden aus der
Wohnung. Langsam ließ

Edik die angehaltene Luft entweichen. Sein Vater trottete an ihm vorbei in die Küche, holte von irgendwoher eine Flasche samt einem Glas und setzte sich an den Tisch. Großzügig schenkte er sich von der klaren Flüssigkeit ein und etwas sagte

mir, dass er sich nicht gerade mit einem Schluck Mineralwasser erfrischen wollte.

»Du warst nicht beim Abendbrot, Edja. Dabei hat deine Mutter gekocht«, tönte es vorwurfsvoll aus der Küche. »Rimma, was hast du noch einmal gemacht, mein Täubchen? Ah.

Geplatzte Kohlrouladen.
Jawohl.« Er prostete
sich selbst zu und nahm
schlürfend einen
Schluck aus dem Glas.

»Mutter?« Ediks
Stimme klang deutlich
verunsicherter als in
der Gegenwart der
Polizisten. »Was machst
du hier? Wolltest du

nicht gehen?«

»Ich bin

zurückgekommen, als ich
gehört habe, dass du in
Schwierigkeiten
steckst.« Sie kam auf
mich zu, schob mich
herrisch aus dem Weg
und stieß die Tür zum
Zimmer auf. Einen
Augenblick lag
herrschte Stille,

während sie Mr
Nachtmahr betrachtete.
Etwas zuckte in ihren
Zügen, ein Anflug von
Gefühl in diesem
stählernen Gesicht, und
es kam mir vor, als
wäre es Kummer um
jemanden, den sie
verloren zu haben
glaubte.

»Kennen Sie diesen jungen Mann?«, wollte ich wissen, doch sie beachtete mich nicht.

»Aber in welchen Schwierigkeiten du tatsächlich steckst, hätte ich mir nicht ausmalen können.« Der Blick ihrer beeindruckend grünen

Augen traf mich so unvermittelt, dass ich fast zurücktaumelte.

»Du gehst jetzt.«

»Mama! Sie geht nirgendwohin. Woher ...«

Mit einer raschen Geste brachte sie ihn zum Schweigen. »Diese junge Frau wird jetzt unsere Wohnung verlassen. Und ich will

dich nicht noch einmal
zusammen mit ihr
sehen.«

»Das Recht, mir
vorzuschreiben, mit wem
ich mich treffe oder
nicht, hast du doch
längst verloren.«

Hart stellte sein
Vater das Glas ab.
»Dann sage ich dir

dasselbe«, donnerte er
und schmetterte seine
Faust auf den Tisch.

»Solange du in diesem
Haus wohnst, Jungchen,
machst du gefälligst
das, was dir gesagt
wird.«

Na wunderbar. Vor
den Fans in dieser
Familie konnte ich mich
kaum noch retten.

Allein Käpt'n leckte
mir hingebungsvoll über
die Finger und wedelte
verstört mit dem
Schwanz.

»Ach so?«,
schnaubte Edik. »Wer
bezahlt denn dieses
Haus hier? Wer sorgt
dafür, dass wir etwas
zu essen haben?«

Sein Vater stand so ruckartig auf, dass der Hocker, auf dem er gesessen hatte, umkippte und auf den Boden schlug. »So redest du nicht mit mir, das sag ich dir.« Schwankend trat er in den Flur und holte aus.

»Pass auf, was du

tust«, zischte Edik.
»Ich bin keine zehn
mehr, ich kann mich
wehren.«

»Stopp«, rief ich
und trat den Rückzug
aus der Wohnung an.

»Schon gut, schon gut.
Ich gehe.« In Bezug auf
mich schienen seine
Eltern einer Meinung zu
sein, und ich wollte

kein Zankapfel sein,
der die angespannte
Situation zum
Eskalieren brachte.

»Liza, warte. Liz!«

Sein Vater stellte
sich ihm in den Weg,
während seine Mutter
mich nach draußen
drängte.

Ich wechselte auf

Deutsch und suchte
schnell seinen Blick.

»Wir sehen uns im
College«, versprach
ich.

»Oder auf Balkone,
ja?«, flüsterte er mir
hinterher. »Um
Mitternacht.« Und
dieses Mal war die
deutsche Sprache kein
Graben mehr zwischen

uns, sondern unser
Geheimnis.

Sobald ich draußen
stand, fiel die Tür
hinter mir ins Schloss.
Erst jetzt merkte ich,
wie fertig ich war. Aus
der Wohnung drangen
aufgeregte Stimmen,
Käpt'ns Bellen gesellte
sich dazu, doch vor

meinem inneren Auge sah
ich nur Ediks
zärtlichen Blick und
fühlte mit jeder Zelle
meines Körpers seine
warme Stimme, die tief
in mir raunte: Oderr
auf Balkone, ja?

Ja. Ja, ja, ja!,
rief alles in mir ihm
zu.

Denn spätestens

jetzt war ich offiziell
verknallt. Vielleicht
sogar hoffnungslos
verliebt.

Kapitel 11

Am besten sollte
ich sofort in mein Bett
fallen, immerhin blieb
mir nur noch eine
Stunde, um die heutige

Nacht zu verarbeiten,
bevor der Wecker mit
seinen Versuchen
beginnen würde, mich
wach zu klingeln. Aber
ich hatte Hunger. Also
entscheid ich mich fürs
Essen und Schwänzen.

Als ich die Wohnung
betrat, hörte ich als
Erstes die Dusche

prasseln. »Liza, bist du es?«, tönte Larissas besorgte Stimme aus dem Bad.

»Ja. Alles gut«, versicherte ich und ging in die Küche, um mir schnell etwas Essbares zu holen.

»Bin gleich bei dir. Ich habe mir solche Sorgen gemacht!«

»Es ist wirklich
alles okay. Es geht mir
prima. Nichts
passiert.«

Von der Sitzecke
schnaubte es. Nonja.
Auf dem Tisch vor ihr
stand eine Tasse
dampfenden Tees, sie
umklammerte den Becher
mit beiden Händen und

starrte regungslos
hinein, als müsste sie
aus dem Teesatz etwas
Entscheidendes
herauslesen. Hatte sie
damit die ganze Nacht
verbracht?

Ich brach ein Stück
vom Weißbrot ab, nahm
mir Wurst in die andere
Hand und trat näher
heran. »Na?«

Es duftete nach
heißer Melisse mit
einer ›Du kannst mich
mal‹-Note, was mich
nicht davon abhielt,
mir ebenfalls eine
Tasse zu holen und
reichlich heißen Tee
einzugießen. Wie im
besten Polizeikrimi
setzte ich mich auf den

Hocker ihr gegenüber,
allerdings noch etwas
unschlüssig darüber,
mit welchem Teil von
»Böser Bulle, guter
Bulle« ich beginnen
sollte, um ihr ein paar
Antworten zu entlocken.

»Okay.« Ich
schluckte den Bissen
rasch hinunter. »Sagst
du mir, was los ist?«

»Es ist
kompliziert«, murmelte
sie.

»Ach, echt jetzt?
Ist mir gar nicht
aufgefallen. Schluss
jetzt mit diesen
Spielchen. Warum wollte
dein Wolchw mich
entführen?«

»Eigentlich ist er

dein Wolchw. Dein Wächter«, meinte Nonja, ohne von ihrem Tee aufzuschauen. Nur der Smiley auf ihrer Tasse grinste mich an. »Ilja wurde von den Höheren ausgewählt, um dich zu beschützen.«

»Indem er mich mit einer Pistole bedroht? Und in ein Auto zu

zerren versucht?«

»So war das nicht geplant, glaube mir. Es war seine Aufgabe, dich in Sicherheit zu bringen. Er hatte keine Wahl.«

Ich schnaubte.

»Natürlich.«

»Wie bescheuert bist du eigentlich?«

Erst jetzt schaute sie auf. Ihr Blick sprühte Zornfunken, die mich zu versengen drohten. »Ist dir noch nicht aufgefallen, dass der Dämon, den übrigens *du* aus der Traumwelt entlassen hast, hinter dir her ist?

Außergewöhnliche Zeiten erfordern

außergewöhnliche
Maßnahmen.«

»Ach, wirklich?«,
rief ich ihr entgegen.
»Welche Pläne heckt
dein Club bezüglich
mich noch aus? Meinst
du nicht, ich sollte
langsam eingeweiht
werden?«

»Wie denn, wenn du

dich weigerst, zu
unserem Wetsche zu
kommen?«

»Mädchen? Alles gut
bei euch?«, kam es aus
dem Bad. Die Dusche
wurde abgestellt.

Nonja presste die
Zähne aufeinander.
»Jetzt pass auf. Du
bleibst bei der
offiziellen Version.

Sie hat schon genug
Sorgen«, flüsterte sie
und leerte ihre Tasse
auf ex.

»Und wie lautet die
offizielle Version?«
Ich tat es ihr gleich,
das mit dem Tee und dem
ex, was bei mir nur
halb so cool klappte:
Ich verschluckte mich

und hustete, bis mir
Tränen in die Augen
schossen. Meine Zunge
hatte ich mir auch
verbrannt. Klasse. Die
Liste meiner
Peinlichkeiten konnte
bald unter dem Titel
*Die unendliche
Geschichte*
herausgebracht werden.

»Schauros Kumpanen,

was sonst?«

Ich schnappte nach Luft, doch bevor mein Protest eine Form annehmen konnte, fiel sie mir ins Wort: »Er wird's überleben, keine Bange. Wäre nicht das erste Mal, dass er in solche Geschichten verwickelt ist.«

»Und die Beamten werden das einfach so glauben? Nach all der Zerstörung, die sie gesehen haben?«

»Ja. Das Oberhaupt hat dafür gesorgt.«

Ich hatte also mit all meinen Vermutungen recht. Unfassbar.

Anscheinend war es in

diesem Land nur eine
Frage des Geldes und
der Beziehungen,
gewisse Probleme aus
dem Weg zu räumen.

Nonja

interpretierte meinen
Gesichtsausdruck
richtig. »Ja, sie sind
geschmiert,
zufrieden?«, zischte
sie mit einer

verkniffenen Miene.

»Aber glaub nicht, dass alle Polizisten in Russland korrupt sind. Mein Vater war ein Beamter. Ein guter Mann, der sich nie etwas zuschulden kommen ließ. Der bereit war, sich für das Richtige mit jedem anzulegen.

Mit absolut jedem. Er ...
er ...« Ihre Stimme
brach. Sie kniff die
Augen zusammen und sah
mich verächtlich an.
»Du hast echt keine
Ahnung. Kommst aus
deinem feinen
Deutschland und nimmst
dir das Recht heraus,
über das Leben hier zu
urteilen, ohne auch nur

das Geringste über uns zu wissen.« Ihre Stimme brach. Rasch wandte sie ihr Gesicht von mir ab, holte einen Lappen und begann, meinen ausgeprusteten Tee aufzuwischen, gerade als Larissa in die Küche gestürzt kam: »Meine Mädchen. Was bin

ich froh, dass euch nichts passiert ist. Dass so etwas ...« Sie bekam kaum Luft, ich noch weniger, weil sie mich ständig drückte und quetschte, während Nonja schweigend den Tee wegtupfte. Bevor ich endgültig zu einem Knetteig verarbeitet wurde, ließ meine

Gastmama mich frei und schickte uns kurzerhand zu Bett: »Ihr müsst euch ausruhen. Ich werde im College anrufen und euch entschuldigen.«

Ja, eine wunderbare Idee.

Ich wusch mich, kroch unter die Decke

und zog mein Handy
hervor. Keine
Nachrichten von Tante
Inga. »Mama, was soll
ich bloß tun?«,
flüsterte ich und
spürte Tränen auf
meinen Wangen. Doch
noch meine Sachen
packen und zurück nach
Deutschland flüchten?
Wie sollte ich das

alles hier nur
aushalten?

Müde schloss ich
die Augen. Mein
stöhnender Körper
fühlte sich schwer an,
ich mochte mich kaum
bewegen.

»Mama. Sprich mit
mir. Bitte.«

Ich hoffte, hoffte

so sehr, ich würde sie
in meinen Träumen
treffen. Doch als ich
eingeschlafen war, war
ich einfach weg, als
hätte mich jemand
ausgeschaltet.

Stunden später
wachte ich auf, mit
einem Muskelkater, als
hätte ich versucht,

einen fahrenden Laster
zu knutschen. Je länger
ich dalag und meine
Gedanken sortierte,
desto weniger konnte
ich sagen, was meinen
Hirngespinsten
entsprang und was zur
Realität gehörte. Die
Erinnerungen an eine
Kreatur, die sich
zuerst in einen alten

Mann und schließlich in
meinen Nachtjungen
verwandelt hatte, der
Wuschelmann mit einer
Pistole ... Mal ehrlich.

Das. Konnte.

Unmöglich. Wahr. Sein.

Und ich war mehr
als reif für einen
absolut normalen,
ruhigen Tag mit einem

Kilo Eis zur
Nervenberuhigung und
einem so schnulzigen
Film, dass im Vergleich
zu ihm jeder Rosamunde-
Pilcher-Abend
verblassen würde.

Beides klappte nur
bedingt, nicht einmal
Larissas

Entspannungstee konnte
mich retten. Meine

Gedanken fuhren
Karussell. Die Kreatur.
Die Fast-Entführung.
Die Kreatur ...

 Etwas frische Luft
würde mit guttun,
bestimmt.

 Also holte ich
meine Jacke und ging
nach draußen, obwohl
Larissa mich mit aller

Kraft von der Idee
abbringen wollte - in
der Wohnung war es
sicher, sagte sie immer
wieder.

Die allgemeine
Aufregung hatte sich
noch nicht gelegt, sie
schien unser Haus in
einen unsichtbaren
Schleier zu hüllen. Auf
einer Bank tuschelte

aufgeregt eine Traube
aus älteren Damen,
sogar die Trunkenbolde,
Ediks Kumpanen, hatten
nur ein einziges Thema
zu besprechen: Was
letzte Nacht passiert
war.

»Liza«, quietschte
es hinter mir und
plötzlich stürmte

Rotbäckchen auf mich
zu. Samt Jelisaweta.
Als hätten die beiden
nur auf mich gewartet.
»Erzähl. Stimmt es,
dass die Mafia Edik auf
den Fersen ist?«,
flötete das Rotbäckchen
mit einer Begeisterung,
als würden wir von
einer Jimmy Choo-
Schuhaktion bei H&M

sprechen. Die Gerüchteküche brodelte also und den Gesichtern der Mädels nach zu urteilen, erwarteten sie von mir mindestens ein Fünf-Gänge-Menü.

»Ach Anja, das weiß doch schon jeder.« Jelisaweta verdrehte die Augen, die einzige

Rührung, die bei ihr nicht modelverdächtig aussah. Offensichtlich war sie über den nächtlichen Vorfall bestens informiert: »Sein Vater schuldet dem Casino viel Geld. Sie wollten Edik einen Denkmalszettel verpassen. Das ist alles.«

Edik. Wie ging es

ihm eigentlich?

Unwillkürlich wanderte
mein Blick zu seinem
Balkon. Da stand er.
Eine Silhouette, die zu
mir herabzublicken
schien. Die Gedanken an
ihn hatten etwas von
Schokolade, bittersüß
und mit Sicherheit
gesundheitsgefährdend

in den Mengen, die ich
in der letzten Zeit
konsumierte.

Da stieg er über
die Brüstung.

Und sprang.

Ich schrie auf. Das
Rotbäckchen und
Jelisaweta fuhren
herum, doch er war
bereits hinter den
Büschen gelandet,

katzenhaft und beinahe
geräuschlos. Als er
hinter den Sträuchern
zu mir hervortrat,
erkannte ich Mr
Nachtmahr. »Bist du
denn völlig
bescheuert?« mauserte
sich langsam zu unserer
alltäglichen Begrüßung.
Was hatte er sich nur

dabei gedacht?

*Dass es der
schnellste Weg zu dir
nach unten war, strich
es durch mein Inneres.
Fest presste ich die
Lippen aufeinander. In
seiner Gegenwart
verhiß das
aufsteigende
Bauchkribbeln nichts
außer eine Magen-Darm-*

Verstimmung, das wusste ich inzwischen zu gut.

»Kennst du ihn?«

Zaghaft zupfte das Rotbäckchen an meinem Ärmel.

So wie er schnurstracks auf mich zukam, konnte ich nur mit Ja antworten. Auch wenn mir bei seinem

Anblick eher ein Nein
auf der Zunge lag.

Zusammen mit ›Vade,
Satan‹, das ich mal von
einem Geistlichen in
einem Horrorfilm
aufgeschnappt hatte,
auch wenn ich nie
gänzlich verstanden
hatte, warum
irgendwelche Waden den
Satan in die Flucht

schlagen sollten.

»Sieht der süüüüß
aus«, quietschte
Jelisaweta. Am liebsten
hätte ich ausgerufen:
Mädels! Er ist gerade
von einem Balkon
gesprungen, kam euch
das nicht ein wenig
seltsam vor? Aber sein
Süßsein hatte diese

Tatsache offensichtlich
gewaltig in den
Hintergrund gerückt.
Oder sie hatten es
tatsächlich nicht
mitbekommen.

Er sah mich an, mit
diesem tiefen Blick
seiner wundervoll
blauen Augen, bei dem
ich mich fragte, ob ich
mich bereit machen

sollte, meine beiden Begleiterinnen im Fall einer um sich greifenden Ohnmacht zu stützen.

»Na, verrätst du uns auch seinen Namen?«, stimmte das Rotbäckchen an, während Jelisaweta sich in eine perfekte Modelpose warf

und in mir fiese
Neidstiche auslöste:
Sich so künstlerisch
wertvoll zu verrenken
würde nicht einmal
meine Mama mit all
ihrer Yoga-Begeisterung
hervorbringen.

Wladislaw.

»Hä?«, entfuhr es
mir.

Das Rotbäckchen

kicherte kokett. »Wie
er heißt, wollte ich
wissen.«

»Wla-dislaw«,
stammelte ich.

»Hi, Slawa«, tönte
es um mich herum
unisono, während durch
mein Inneres *Ich habe
auf dich gewartet*
strich.

Er hatte auf mich gewartet. Super. Und ich auf die Übelkeit. Die sich leider immer eindringlicher meldete. Verstohlen schielte ich zu meinen Begleiterinnen. Mit etwas Glück würden sie meine Blässe für eine natürliche Reaktion auf

einen schwindelerregend
heißen Typen halten.

Liza?

Ja, was?, dachte
ich. Erwartete er von
mir, dass ich eine
einseitige Unterhaltung
mit ihm in der
Gesellschaft meiner
Kommilitoninnen führte?

*Entschuldige. Das
habe ich nicht*

beachtet.

Bei der Vorstellung, er läse meine Gedanken, wurde mir endgültig anders. Ich wollte ihn raus aus mir haben. Und ihm nicht auch noch eine Einladung geben, es sich in mir gemütlich zu machen.

*Aber wir müssen
miteinander reden.*

Entschlossen griff er
nach meiner Hand. Seine
Finger fühlten sich rau
an und kühl. Als würde
ich Holz anfassen:
merkwürdig, aber nicht
unangenehm.

Bitte.

Okay, okay. Ich

ließ mich wegführen.
Die Blicke der Mädchen
traktierten beständig
meinen Nacken, aber ich
blieb stoisch und
schaute nicht zurück.
Sie würden mich
bestimmt für
geistesgestört halten,
wenn sie wüssten, dass
dieser Typ der letzte
war, von dem ich mich

wegführen lassen
wollte.

»Ein netter
Auftritt«, murmelte
ich, als wir weit genug
waren, um nicht
beobachtet zu werden.
»Meinst du nicht,
Menschen könnten es
merkwürdig finden, wenn
du so von Balkonen

springst?«

*Was interessieren
mich Menschen?*

Na guck, ein
Philanthrop.

*Menschen vergessen
mich schnell, fügte er
hinzu, oder legen sich
rationale Erklärungen
zurecht. Außerdem
wusste ich, dass es in*

*diesem Augenblick
keiner bemerken würde.
Außer dir.*

Oh. Er wollte mich
beeindrucken. Wie nett.

Vorsichtig zog ich
meine Hand aus seinem
Griff und spürte, wie
er die Augen schloss
und tief die Luft
einsog. Schnupperte er
schon wieder an mir?

»Ich bin nicht dein
Vanille-Mädchen.«

*Aber du duftest
unglaublich
verführerisch.*

Ich machte
vorsichtshalber ein
paar Schritte weg von
ihm. »Ähm. Ein Anti-
Spliss-Shampoo. Mit
Himbeer- und

Seidenextrakt für mehr
Geschmeidigkeit und
zwei Mal bessere
Kämmbarkeit.« Die bei
mir allerdings noch
keinen durchschlagenden
Erfolg erzielt hatten.
»Wie geht es dir? Nach
der heutigen Nacht und
unseren Versuchen, dich
auf dem Dach zu
operieren?«

Na ja, er stand
aufrecht vor mir. So
schlecht hatten wir uns
offensichtlich nicht
geschlagen. Aber sicher
war sicher.

*Gut. Danke, dass
ihr die Kugeln entfernt
habt.* Seine Nasenflügel
flatterten leicht, als
wolle er noch einmal

die zwei Mal bessere
Kämmbarkeit
erschnuppern. Oder war
er ein Fan von
Seidenextrakt?

*Nicht das Shampoo.
Du riechst nach Minze.
Frisch und stark.*

Katzenminze
anscheinend. Ich
beschloss, ihn lieber
auf andere Gedanken zu

bringen. »Kugeln.

Können sie dich töten?«

Er trug Ediks
Sachen; ich roch die
Kernseife und den
verblassten
Zigarettenrauch, und
etwas in mir zog sich
verräterisch zusammen.
Ich wandte den Blick
gen Boden. Immer noch

keine Schuhe, während
um seine nackten Füße
Frühlingsgras spross.
War ihm nicht kalt?

*Die Kugeln waren
von den Höheren
beschworen worden. Sie
töten mich nicht,
können mich jedoch
erheblich schwächen.
Aber jetzt ist alles in
Ordnung. Mir geht es*

gut. Und meinen Füßen
ist auch nicht zu kalt.
Mein Blick schnellte
hoch. Etwas zuckte in
seinen Mundwinkeln.
Probierte er an mir
gerade sein erstes
unwiderstehliches
Lächeln? Es machte mich
schwindelig, und ich
wusste nicht genau, was

die Ursache dafür war:
seine Präsenz in meinem
Verstand, die stetige
Übelkeit oder dieses
Lächeln, das seinen so
perfekten Zügen
Menschlichkeit verlieh.
Mit einem Mal wollte
ich ihm helfen. Ich
wollte, dass dieser
junge Mann wieder ein
Mensch sein durfte. Ich

wünschte mir, er würde
wie ich fühlen können,
lachen und weinen,
lieben und leiden. Mit
anderen Worten: leben.

»Heißt du wirklich
Wladislaw?«

Unwillkürlich trat ich
näher und zupfte ihm
ein paar Blätter aus
dem Haar, die sich bei

der Landung in den
Büschen wohl darin
verfangen hatten. »Oder
hast du es dir
ausgedacht?«

*Ich muss dir
unglaublich viel
erzählen.*

Um uns herum tobte
eine Spatzenschar. Ich
hatte nicht einmal
bemerkt, wie sich die

Vögel angesammelt
hatten.

»Okay. Fang an.«

Ich nahm seine Hand.
Wenn ich die Lider
schloss, hätte ich
schwören können, dass
ich gerade über den
Stamm einer Birke
strich, der mit
Morgentau bedeckt war.

*Lauf mir bloß nicht
weg. Bitte versprich
mir, dass du nicht
davonlaufen wirst, wenn
ich es dir sage.*

Der war gut. Als
könnte ich so schnell
laufen, dass jemand wie
er mich nicht einholen
würde. Ich, die ich ...
ach, lassen wir das.

Ein Spatz landete
auf seinem Kopf und
machte es sich dort
gemütlich, ganz so, als
wäre es ein ganz
passables Plätzchen zum
Nisten. Mr Nachtmahr
beachtete den Vogel
nicht.

*Ich bin ein Dämon
der Traumwelt,* erklang

es zaghaft in mir.

»Das weiß ich schon.« Sagte ich. So einfach. Als hätte er mir erzählt, er würde in einem Baumarkt jobben. Wobei – wenn er mir wirklich offenbart hätte, er würde in einem Baumarkt jobben, hätte ich bestimmt überraschter geguckt.

Die Wolchwy haben
eine Seherin entsandt,
um mich zurück in meine
Sphäre zu bringen. Ich
musste mich wehren.

»Das ... dachte ich
mir schon.«

Hast du die Gabe
vor deiner Tür gesehen?
Wusstest du, dass sie
von mir kam? Ich

spürte, wie er zögerte.
Ich mag dich wirklich.

Gütiger, der
Knochen. Wie konnte ich
nur den Knochen
vergessen? Mein
Verstand drohte mir zu
entgleisen. Bist du
völlig übergeschnappt,
Liz? Stehst da und
plauderst mit einem
Dämon, der Menschen

tötet und dir Knochen
auf den Fußabtreter
schleppt?

*Nein, nein, tut mir
leid, ich wollte dich
nicht erschrecken.
Verzeih mir. Es war ein
Instinkt, ein Drang,
ich konnte nichts
dagegen tun.*

Na danke, wie würde

es erst aussehen, wenn
er mich tatsächlich
erschrecken wollte? Ich
machte ein paar
Schritte zurück. Ein
lächerlicher Versuch,
einen
Sicherheitsabstand zu
gewinnen. Dabei konnten
ihn nicht einmal die
von den Höheren
beschworenen Kugeln

langfristig aufhalten.

Vorsichtig holte er den Spatz von seinem Kopf herunter. Der Vogel blieb aufgeplustert in seinen Handflächen sitzen und zwitscherte zufrieden vor sich hin. *Ich würde dir nie etwas tun. Nie. Bitte glaube es mir!*

Mit dem Spatz in den Händen sah er wirklich nicht so furchteinflößend aus. Vielmehr unbeholfen und zaghaft. Außerdem ... spürte ich es. Immerhin war er gerade in meinem Verstand.

»Lass das mit den Geschenken in Zukunft lieber sein«, beschloss

ich. »Ich brauche keine Gaben von dir.«

Ich weiß. Du willst einen anderen. Ich verstehe das schon.

Mein Nachtjunge schwang den Spatz in die Höhe. Der Vogel flatterte und landete mit einem empörten Piepsen auf dem Boden zu seinen Füßen. *Er hat mir*

geholffen. Er ist ein
guter Mensch. So sagt
ihr das doch, oder?

»Ja.«

Weißt du, dass
seine Mutter eine
Seherin ist?

Dass seine Mutter
eine Seherin war, hatte
ich irgendwie geahnt.
Vielleicht sogar
gewusst, als sie mit

ihrer Flechtfrisur im
Flur erschienen war und
mich mit ihrem
wissenden Blick
traktiert hatte.

*Die nach Vanille
duftet.*

Halleluja! Nein,
das hatte ich nicht
gewusst. Und nicht
einmal geahnt. Das

wollte mir einfach
nicht in den Kopf.
Zugegeben, es war auch
schwer, geistige
Hochleistungen zu
vollbringen, wenn einem
die Übelkeit schon bis
zum Hals stand, auch
wenn ich mich noch
recht wacker hielt.

*Als die Wolchwy
mich angegriffen haben,*

konnte ich einen von
ihnen dazu bringen, mir
meinen Namen zu
verraten. Wladislaw.
Ich gehörte dem Kult
an, als ich noch ein
Mensch gewesen war.

»Wladislaw«,
wiederholte ich. Etwas
flackerte in mir auf.
»Wladislaw«, sagte ich

noch einmal. Wen würde
ich mir mit einem
solchen Namen
vorstellen? Einen
kühnen Recken? Einen
melancholischen Denker?
Auf jeden Fall keinen
Dämon.

*Als ich heute in
der Wohnung dieses
Jungen aufgewacht bin,
war sie bei mir. Ich*

hörte, wie sie mir
meinen Namen ins Ohr
flüsterte und
beteuerte, dass sie nie
aufgehört hatte, nach
mir zu suchen. Ich
glaube, sie wollte
nicht, dass ich merke,
wie sie weinte.

»Sie hat dich
geliebt? Als du noch

ein Mensch warst?« Das
Flackern in mir war
wieder da. Vermutlich
machte sich damit bloß
meine übereifrig
romantische Seele mit
einem ›Hach, ist das
nicht schön?‹ auf sich
aufmerksam. Ja, ist
gut, es war schön. Und
so unendlich traurig,
weil seine menschliche

Seele für immer
verloren war.

*Sie hat mir
erzählt, dass wir
zusammen waren. Bis ich
eines Tages spurlos
verschwunden bin.
Niemand konnte ahnen,
dass mein Halbbruder
mich für sein schwarzes
Ritual auserkoren hat.*

Sie waren in mir,
seine Erinnerungen,
seine Gefühle. Ich sah
es. Den Altar und den
schwarzen Himmel
darüber. Ich fühlte die
Stricke, die in seine
Gelenke schnitten. Und
hörte die Stimme: *Ich
weiß wirklich nicht,
was erfreulicher ist.*

*Dass der dunkle Gott
durch dich die Welt
verändern wird. Oder
dass ich dich endlich
loswerde, du kleine
Ratte.*

»Nein! Bitte nicht.
Hör auf!«, rief ich und
presste mir eine Hand
auf den Mund. Mein
Magen drehte sich um,
als würde ich in einer

Achterbahn
hinunterrasen. Ich
stürzte in die Büsche
und Larissas
Entspannungstee fand
unbeirrbar den Weg nach
draußen. Schwer atmend
richtete ich mich auf
und lehnte mich an die
Hauswand.

Ich fröstelte.

Mein Nachtjunge
folgte mir, zusammen
mit seinen Spatzenfans
und einer inzwischen
dazugestoßenen Katze,
die sich an seinen
Beinen rieb.

Tut mir leid.

»Schon okay.«

Entkräftet wischte ich
mir mit dem Handrücken

über den Mund.

*Immerhin habe ich
jetzt einen Namen.*

Ich blickte zu ihm
auf. Wie viel
Menschlichkeit wohl
noch in ihm steckte?
Nach all den Qualen in
der Traumwelt, nach all
der Zeit, in der er
nicht mehr er selbst
gewesen war.

»Wladislaw.« Ich
lächelte schwach. »Ein
wirklich hübscher
Name.«

Das Flackern in mir
kam zurück, stärker als
je zuvor. »Wladislaw«,
sagte ich noch einmal
und wusste gar nicht,
warum ich das tat. Jede
Silbe fühlte sich wie

ein zarter Flügelschlag
in mir an. Schwerelos,
als würde ich gleich
abheben, sollte jemand
mir nur ganz leicht
Schwung geben. Wie ein
Spatz mit einem
Spatzenherzchen und
hektischem Flattern:
Wla-di-slaw-wla-di-
slaw.

Liza, der Schatten!

Ich riss die Augen
auf.

Eine schwache,
beinahe unwirkliche
Silhouette lag meinem
Dämon zu Füßen,
flackerte, genauso wie
diese seltsame Spatzen-
Empfindung in mir. Die
Vogelschar tobte um uns
herum und schien

aufgeregt zu
zwitschern: Er hat
seinen Schatten zurück!

Ich kniete mich
hin.

Mr Nachtmahr tat es
mir gleich.

Der Schatten folgte
seinen Bewegungen, bis
er zu verblassen
begann.

Bitte, Liza, lass

*ihn nicht verschwinden!
Er gehört zu mir. Er
ist wie mein Name!
Alles, was ich war -
und vielleicht wieder
sein werde.*

Intuitiv tauchte
ich meine Finger
hinein, als wollte ich
ihn tatsächlich
zurückhalten. Wla-di-

slaw. Das modrige
Gefühl kroch meine Hand
entlang, meine Finger
fühlten sich klamm an,
als würde ich tiefer
und tiefer in einen
schier bodenlosen Sumpf
greifen. Ja, es soll
dein Schatten sein,
beschwor ich, er wird
nicht wieder
verschwinden.

Rauchfäden krochen
meine Arme empor, doch
ich blieb stoisch. Wla-
di-slaw, beschwor ich.
Dein Name ist
Wladislaw.

Mir war kalt. Ich
spürte kaum noch meine
Glieder. Da war etwas.
Etwas schwer
Greifbares. Dunkles.

Ich konnte mich nicht
bewegen. Als würde mein
Körper einfrieren, nur
das Flackern spürte ich
noch, und mein
Spatzenherz, das immer
verzweifelter schlug.

»Lllaisa?«

Mühsam blickte ich
auf. Er war nicht mehr
in meinem Kopf. Er
redete mit mir!

»D-danke.«

Kurz sah ich das
verschwommene Gesicht
meines Nachtjungen vor
mir.

Dann drehte er sich
um und war fort.

Seinen flatternden
und zwitschernden
Fanclub hatte er
mitgenommen. Nur dort,

wo er gestanden hatte,
hinterließ er mir ein
blühendes
Schneeglöckchen-
Büschel.

Nach und nach kam
ich zu mir.

Mich über die
Frühlingsblumen im
Herbst zu wundern,
blieb mir keine Zeit,
ich hörte das

Rotbäckchen und
Jelisaweta, denen mein
Fortbleiben mit dem
geheimnisvollen Sexiest
Man Alive wohl zu lange
gedauert hatte.

»Ey, alles in
Ordnung bei dir?«,
flötete das
Rotbäckchen. »Du siehst
gar nicht gut aus.«

»So blass«, stimmte
Jelisaweta mit ein.

»Und deine

Sommersprossen! Da

musst du echt was tun,

das ist ja grauenhaft!«

Ein

fleckenbefallenes

Gespenst auf

Wanderschaft. Zu

Halloween hätte ich

sicherlich die meisten Süßigkeiten abgestaubt. Wenigstens ließ das klamme Gefühl etwas nach. Mit Rotbäckchens Hilfe kam ich auf die Beine, lehnte mich mit meinem ganzen Gewicht gegen sie und rieb mir über das Gesicht. Ich konnte meinem Dämon einen Schatten geben,

ihn noch ein Stück
menschlicher werden
lassen. Außerdem hatte
ich darin etwas
gesehen, nein, eher
gespürt. Verdammt, was
war das bloß? Etwas
Dunkles, Modriges, ich
war so nah, ich hätte
es greifen können.

Es traf mich wie

ein Schlag und mir
wurde schon wieder
schlecht. Es war nicht
sein Schatten, den ich
da herbeigerufen und an
ihn gebunden hatte. Er
gehörte ihm nicht. Er
gehörte einem jungen
Mann namens Wladislaw,
aber ...

Nicht. Meinem.

Dämon.

Kapitel 12

Das Rotbäckchen und Jelisaweta brachten mich nach Hause, wo ich mich gleich in meinem Zimmer verschanzte. Fragen über Fragen tummelten sich in meinem Kopf und ließen mir keine Ruhe. Hatte

Nonja recht gehabt?
Wollte der Dämon mich
für seine Pläne -
welche es auch immer
waren - ausnutzen?
Immerhin hatte er
jemanden getötet!
Bestimmt nicht zum
ersten Mal. Die Zweifel
wollten mich nicht
loslassen, und

irgendwann hatte ich einen dicken Knoten im Gehirn, der sich auch bis spät in die Nacht nicht wirklich auflöste.

Ich blickte auf mein Handy. Kurz vor null Uhr. Kurz vor meinem Treffen mit Edik auf dem Balkon. Er würde doch kommen,

oder?

Ich beschloss, die plagenden Gedanken beiseitezuschieben und mich wichtigeren Fragen zu widmen: Sollte ich meine Skinny Jeans anziehen, die zwar super meinen Hintern betonten, allerdings an den Waden wie eine

Ziehharmonika aussahen?
Oder ob ich lieber
meine pinkfarbene Hose
mit einem
türkisfarbenen
Langarmshirt
kombinieren und durch
den Color-Blocking-
Trend für frische
Farbtupfer an der
grauen Fassade sorgen
könnte?

Selbstverständlich
wusste ich, dass es
draußen stockdunkel war
und Edik eine Etage
unter mir kaum in der
Lage sein würde, meinen
Sinn für Mode zu
bewundern, doch ich
weigerte mich, die
Kleidungsfrage als
unwichtig abzutun.

Immerhin hatte ich ein
Date mit Edik. Das war
doch ein Date, oder?
Auch wenn das wilde
Knutschen nicht gerade
in Aussicht stand.

Mein Handy
klingelte.

Um die Uhrzeit?

Auf dem Display
leuchtete eine
unbekannte Nummer.

Ich zögerte, bevor ich abnahm, sagte nichts und lauschte erst einmal. Auch am anderen Ende war eine Weile nur Stille zu hören.

»Liza?«, drang schließlich irgendwie schüchtern zu mir durch. »Können wir

reden?«

»Meta?«, stieß ich hervor und biss mir sogleich auf die Lippe. Hatte ich mit meinem Geschrei Nonja und Larissa im Nebenzimmer aufgeweckt? Die beiden waren schlafen gegangen, was mir bei der Aussicht auf ein Balkon-Date mit Edik

nur recht war.

»Ich weiß, ich weiß, du bist bestimmt nicht gut auf mich zu sprechen. Ich war so fies! Weil ich es einfach nicht begreifen konnte. Die Sache mit den Visionen. Mein Gott, wie schrecklich du dich fühlen

musstest! Ich war so eine Idiotin. Jetzt weiß ich es. Jetzt sehe ich es auch.«

»Was?« Ich keuchte und mein Herz rutschte mir in die - gerade nicht vorhandene - Hose. »Warte, wie meinst du das? Du hast Visionen?«

»Ja.« Pause. »Ich

glaube schon.«

Geräuschvoll atmete ich durch. »Was hast du gesehen? Bei wem? Wie?«

»Bei Inga. Da war etwas in ihrem Schatten ...« Sie brach ab. »Ich kann das schwer erklären.«

In meiner Brust zog sich alles zusammen.

»Ich weiß. Ich kann dich verstehen. Rede mit mir«, bat ich sie leise.

Sie schwieg.

Mehrere Minuten lang, wie es mir vorkam.

Endlich hörte ich ihre Stimme wieder: »Ich habe so eine schreckliche Angst. Jetzt verstehe ich.

Jetzt verstehe ich
alles! Was soll ich nur
tun?« Sie weinte. Sie
weinte stumm, man hörte
es nicht, aber ich
konnte es spüren. Am
liebsten hätte ich sie
umarmt, sie ganz fest
an mich gedrückt!
»Verflucht, Liza,
vermutlich willst du

das alles nicht hören.
Nicht von mir. Ich war
so eine schlechte
Cousine. So eine
schreckliche *Freundin!*«

»Schon gut, du
kannst mir alles
erzählen. Ich bin für
dich da.« In meinen
Augen sammelten sich
die Tränen, und ich
wusste nicht einmal,

wem sie galten. Der verängstigten Meta, mir, die ich in diesem Moment nicht bei ihr sein konnte, oder Tante Inga, die ... »Was genau hast du gesehen? Geht es Tante Inga gut?«

»Ich weiß nicht, was ich gesehen habe. Es war wie ein

Berggrutsch, es hat mich
vollkommen überwältigt.
Mir war so schlecht.«
Sie schluckte. »Und
heute Nachmittag ist
sie die Treppe
heruntergefallen. Ich
habe Angst. Vor dem
nächsten Tag, vor der
nächsten Stunde. Vor
jedem Schatten, den ich
sehe. Was soll ich nur

tun?«

Keine Ahnung. Was wusste ich schon? »Ich glaube, du darfst die Schatten nicht an dich heranlassen, solange du nicht bereit dafür bist«, murmelte ich.

»Träumst du auch ... so ein merkwürdiges Zeug?«

»So wie du von

diesem Kerl, von dem du
mir am Flughafen
erzählt hast?« Ich
hörte, wie sie
schmunzelte. »Schön
wär's. Nein. Da sind
nur merkwürdige
Gestalten. Keine
Ahnung, wie ich das
beschreiben soll. Aber
mit jeder Nacht habe
ich das Gefühl, dass

diese Träume ein Stück realer werden.«

»War bei mir auch so.« Mein Blick wanderte zum Wecker. Langsam, aber beständig entfernte sich der große Zeiger von der zwölf. Würde Edik auf mich warten? Ich konnte jetzt nicht auflegen.

Meta brauchte mich
jetzt mehr als er.
»Pass auf dich auf,
wenn du in der
Traumwelt bist. Da ist
jemand, der unheimlich
gerne Dämonen auf
Seherinnen hetzt, um
ihre Magie zu erlangen
und ihre Seelen zu
vernichten.«

»Was weißt du noch

darüber? Bitte sag mir,
was ich tun soll!«

»Meine Mama sagte
immer, dass man die
Fäden nicht aus der
Hand geben darf. Dass
man immer der Herr der
Lage bleiben sollte,
sonst holen dich die
Dämonen. Oder du baust
Mist, so wie ich. Der

Kerl, von dem ich dir erzählt habe, ist nämlich ein Dämon, den ich in unsere Welt gelassen habe.«

»Scheiße.«

»Du sagst es.

Irgendwie hat er mich hier aufgespürt. Ab und zu taucht er unvermittelt auf und will ... reden. Wenn man

das so bezeichnen
kann.«

»Reden? Und was
sagt er? Hat er dir von
dem Ursprung deiner
Magie erzählt? Von dem
Quell der Macht?«

»Von was?« Jetzt
zupfte ich nicht nur an
meinen Strähnen, jetzt
kaute ich schon an den

Spitzen. Na toll. Ich
rief mich zur Ordnung.
»Wovon sprichst du?«

»Ach, nichts.

Vergiss es.«

»Warte, Meta!« Ich
sprang auf. »Es ist
wichtig. Wir sitzen in
einem Boot, wir müssen
uns austauschen!«

Sie stöhnte. »Ich
weiß doch selbst

nichts. Nur das, was ich früher von deiner Mutter aufgeschnappt habe, als ihr uns ab und zu besucht habt. Ihre Märchen. Zumindest dachte ich damals, es wären bloß Märchen. Wie blöd war ich nur!«

Ja, die Märchen.

Die

Gutenachtgeschichten.
Unruhig ging ich hin
und her. Im Gegensatz
zu Meta konnte ich mich
an nichts Konkretes
mehr erinnern, egal,
wie sehr ich mich
anstrengte. Hatte sie
je von irgendeinem
Quell der Macht
gesprochen? Keine
Ahnung. »Was genau

weißt du noch von
diesen Märchen?«

»Puh. Dass Magie
überall ist, aber am
stärksten in unseren
Träumen. Dass irgendwo
dort ein
unbeschreiblicher Quell
der Macht verborgen
liegt, der von einem
dunklen Gott bewacht

wird.« Sie zögerte.

»Und dass er nach einem Weg sucht, um in unsere Welt zu gelangen und sie

auseinanderzureißen.«

Eher, um sie mit seiner Demonenschar zu bezwingen. Oder was auch immer dieser dunkle Gott mit der Welt so anstellen mag.

»Aber das waren
wirklich nur gruselige
Kindergeschichten«,
schob Meta schnell
hinterher. »Wer weiß,
was davon wirklich
stimmt.«

»Wer weiß«,
wiederholte ich
zerstreut.

»Es ist schon spät,

sorry, dass ich dich so aufgelöst angerufen habe. Das Gespräch hat mir gutgetan.«

»Warte!«

»Ich muss jetzt Schluss machen. Lass uns in Kontakt bleiben, ja? Ich melde mich, wenn ich etwas Neues erfahre. Und du hältst mich auch auf dem

Laufenden, meine Nummer hast du ja jetzt.

Okay?«

»Okay.«

»Pass auf dich auf.«

Ich nickte.

Selbstverständlich konnte sie es nicht sehen, aber ich glaubte, sie fühlte es.

So wie ich ihr warmes
Lächeln fühlte.

»Zusammen schaffen
wir das. Wie in den
alten Zeiten. Liza und
Meta – unaufhaltsam.«

»Ja. Unaufhaltsam.«

»Mach's gut.«

»Du auch.«

Als ich auflegte,
ging es mir besser.
Alles wird gut,

unbedingt, sie hatte es
gesagt, und anders
wollte ich es einfach
nicht wahrhaben. Alles
wird gut - nur mein
Herz war gerade ganz
schwer und meine Brust
fühlte sich an, als
würde etwas sie
zusammendrücken.

Ich ließ mich auf

das Bett fallen. Eine ganze Weile grübelte ich vor mich hin, dachte über Metas Anruf nach, über ihren abrupten Abschied, über ihre Worte. Ein unbeschreiblicher Quell der Macht. Nein, nie gehört. Ich speicherte Metas Nummer und sprang erschrocken auf, als

ich die Uhrzeit
erblickte. Fast ein Uhr
nachts!

Keine Zeit, über
die Klamotten
nachzudenken. Halb
nackt wie ich war,
stürmte ich auf den
Balkon. Natürlich
stolperte ich über die
Schwelle und gleich

darauf über irgendeine
Schüssel, die meine
Ankunft mit einem
lauten Scheppern durch
die Nachbarschaft
ankündigte.

»Edik«, rief ich.

»Edik!«

Der Wind rauschte
in den Bäumen. Meine
Zähne begannen zu
klappern. Ich würde mir

hier den Arsch
abfrieren, und das im
wahrsten Sinne des
Wortes, denn der
besagte Arsch steckte
in einem - ach, du
grüne Neune! -
Herzchenschlüpfer.
Dennoch bahnte ich mir
den Weg zum anderen
Ende des Balkons, ohne

Rücksicht auf das
Gerümpel. Bitte, sei
noch da!, beschwor ich
alle guten Geister.
Aber Ediks Balkon war
leer.

Vielleicht war er
überhaupt nicht
gekommen? Vielleicht ...
Ja, es gab jede Menge
dieser ›Vielleichts‹.
Nur eins war sicher:

Sein Balkon blieb leer,
auch nachdem ich
versucht hatte, einen
unter einem Eimer
gefundenen Sektkorken
gegen sein Fenster zu
werfen, leise seinen
Namen zu rufen und
einfach nur zu warten.
Sehr lange zu warten.

Völlig

durchgefroren musste
ich einsehen, dass es
vorbei war und ich
lieber in mein Bett
gehen sollte, um meine
Eiszapfen, früher
bekannt als Füße, unter
der Decke zu wärmen.
Wirre Gedanken
streiften durch meinen
Kopf, schon bald war
ich zu müde, um sie

wirklich zu
registrieren. Es war
etwas mit Mama, die
sich in einen dunklen
Schleier des Schweigens
hüllte, Meta, die sich
durch die Schatten zu
mir kämpfte, Edik,
liegend in einer Lache
aus Blut, Runen und
lebendigen Schatten ...

Ich tanze. Tanze in
der Dunkelheit. Tanze
bis zur völligen
Erschöpfung. Es ist
eine merkwürdige
Kombination aus Ballett
und Twerken, so eine
Art ›Balletttwerken‹ -
Der sterbende Schwan
mit heftigem
Popowackeln. Ich gebe

mir Mühe, wie immer.

Ich kann ja sonst
nichts, außer mir Mühe
zu geben, während jede
Bewegung mir immer
schwererfällt.

Irgendwann sinke ich in
mich zusammen.

Es ist sinnlos.

In der Dunkelheit,
die mich zu ersticken
droht, entdecke ich

eine schwach
schimmernde Gestalt,
ich rufe: Mama!,
springe auf, versuche,
zu ihr durchzudringen -
vergebens. Sie bleibt
nichts weiter als ein
verschwommener Fleck,
und egal, wie sehr ich
zu ihr will - ich komme
einfach nicht voran.

Hinter ihr baut sich
eine Silhouette in
langen Gewändern auf,
es ist der
Dämonenherrscher, der
dunkle Gott, und ich
kann sie nicht vor ihm
retten.

Es ist dein Traum,
höre ich ihren
verzweifelten Ruf.

*Kontrolliere ihn! Gib
die Fäden nicht aus der
Hand.*

Ja, es ist mein
Traum.

Ich will die Sonne,
meine Tanzwiese, den
Sommerwind und das
Vogelgezwitscher, doch
nichts davon ist da.
Ich kann mich nicht
rühren, ich kann

überhaupt nichts, als
die Silhouette hinter
meiner Mutter
anzustarren, die immer
größer wird.

*Du suchst die
Wahrheit?*, verhöhnt die
Gestalt mich.

Ich will weg.
Aufwachen. Davonlaufen.
Nie mehr die Augen

zumachen.

*Wer die Wahrheit
erfahren will, der soll
sie an sich
heranlassen.*

Die Gestalt ist
inzwischen so gewaltig,
dass ich sehen kann,
wie brodelnde
Rauchschwaden auf ihrer
Brust das seltsame Rad-
Symbol formen.

*Wer das Geheimnis
begreifen will, der
soll sich ihm öffnen.*

Die Gestalt hat
meine Mutter
verschlungen und
schwebt auf mich zu.
Fließende Gewänder,
rauschende Stoffbahnen,
eine dunkle Kapuze -
ist ein Gesicht

darunter? Hat dieses
Wesen überhaupt ein
Gesicht?

Willst du es sehen?

Ich schreie.

Schreie um Hilfe. Mama!
Meta! Nonja! Tante
Inga! Irgendjemand!

Willst du das

Geheimnis kennen?

Die wabernde

Schwärze unter der

Kapuze formt sich zu
menschlichen Zügen.

Zeigt mir ihr
Antlitz.

Kapitel 13

»Nein, nein! Das
ist nicht echt! Du bist

nicht echt!« Ich
brüllte, schlug um
mich; Larissa und Nonja
hielten mich fest und
versuchten, mich
irgendwie zu beruhigen.
Das krampfhaftes Weinen
ließ meinen ganzen
Körper zucken, ich
konnte kaum schlucken,
ohne dass mir die Kehle
wehtat, so sehr hatte

ich geschrien - und
jetzt wimmerte ich nur
noch, mein tränennasses
Gesicht an Larissas
Brust gedrückt.

Wir hockten alle
drei auf meinem Bett,
zusammengekauert und
aneinandergekuschelt.
Ich fühlte mich mir
selbst fremd, als wäre

ein Teil von mir in der Traumwelt verloren gegangen, als wäre ich nicht vollständig da.

Nur langsam kam ich zu mir, suchte nach Worten, die mein nächtliches Ausrasten erklären würden, aber mein Verstand war wie leer gefegt.

»Es ist sechs Uhr«,

meinte Larissa bloß;
sie brauchte keine
Erklärungen, sie fragte
nicht, was passiert sei
und ob ich ihr
vielleicht noch einmal
das Attest über meine
geistige Gesundheit
zeigen könnte. »Ich
glaube, es macht wenig
Sinn, sich wieder

hinzulegen.«

So zogen wir von meinem Bett in die Küche um. Die Lampe spendete ihr gelbliches, warmes Licht. Schon bald standen Tassen mit dampfendem Beruhigungstee auf dem Tisch, wir umklammerten unsere Becher und

schlürften langsam die wohltuende Flüssigkeit. In einer Schale türmten sich Pralinen auf, die Larissa aus einem Schrank hervorgeholt hatte. Die Dinger schmeckten übersüß und waren das Beste, was ich um sechs Uhr morgens je probiert

hatte.

Etwas später, zum Frühstück, wärmte Larissa uns Frikadellen mit Nudeln auf, die vom Mittag übrig geblieben waren. Dann wurde es wieder hektisch, Nonja hatte mindestens fünf Outfits ausprobiert, bis sie sich für einen hübschen Minirock und

ein Top entschieden hatte, und auf dem Weg zum College mussten wir natürlich wieder einmal joggen.

»Wer ist Adam?«, fragte Nonja mich so unvermittelt, dass ich mir fast den Knöchel in einem Schlagloch verstaucht hätte. »Du

hast diesen Namen immer
wieder gerufen, als wir
versucht haben, dich
aufzuwecken.«

Keuchend und
prustend blieb ich
stehen. Höchste Zeit
für ein paar
Dehnübungen. Und eine
Reflektion der
Ereignisse. »Adam heißt
mein Vater.«

Sie runzelte die
Stirn. »Was hat er denn
mit alldem zu tun?«

»Schwer zu sagen.«
Hatte ich im Traum nach
ihm gerufen? Oder hatte
ich sein Gesicht unter
der Kapuze gesehen?
Verdammt, ich war mir
einfach nicht mehr
sicher, als würde ich

nicht einmal zwischen
den Träumen und der
Realität unterscheiden
können.

Nonja seufzte. »Du
vertraust mir nicht.
Schon klar. Und auch
wenn ich dir sage, dass
ich dir niemals schaden
würde, dass ich dir
wirklich helfen will,
wird das nichts daran

ändern, hab ich recht?«

Ich schwieg.

»Was auch immer du über mich denkst – ich bin für dich da. Ich, deine Gastschwester. Scheiß auf den Kult.«

Sie hakte sich bei mir unter und so stiegen wir die Treppe zum Haupteingang

hinauf.

Nachdem der Unterricht begonnen hatte, zückte ich unter dem Tisch mein Smartphone und gab ›Traumfigur Vater‹ ein. Und auch wenn mich Onkel Google und Tante Wiki sonst nie im Stich ließen, brachte meine Internet-Affinität

dieses Mal wenig
Erfolg. Ich erfuhr von
möglichen Bedeutungen
als Kontrolle,
Autorität und Führung,
von einem Zeichen
dafür, dass er mich
liebte, sogar dass sein
Erscheinen in Träumen
einer unverheirateten
Maid baldige Heirat

verkünden würde.

Unwillkürlich schielte ich zu Ediks Platz, aber sein Stuhl blieb leer. Ja, schon gut, ich fantasierte gern, wenn der Unterricht lang und vor allem langweilig war, denn die Darbietung der Geschichtsstunde konnte sich nur noch mit einer

Beerddigung messen. Die
Lehrerin, Violetta
Iwanowna Pyrjuchina,
nudelte von ihrem Platz
aus hinter dem Tisch
etwas über die Kiewer
Rus herunter, was mein
Hirn auch mit der
größten Anstrengung
kaum erreichte.

Edik tauchte erst

zur Mitte der Stunde
auf, ohne Rucksack und
sonstige Sachen.

Bestens gelaunt und
unerschütterlich wie
immer hatte er den Raum
betreten. Er lieh sich
einen Stift von einem
Typen am anderen Ende
des Raums, holte von
der Lehrerin ein Blatt
Papier für Notizen, die

er nie machen würde,
und die
Christianisierung der
Kiewer Rus unter
Wladimir des Großen
durfte im Hintergrund
weitergehen. Wüsste ich
es nicht besser, würde
ich glatt mit dem
Rotbäckchen und Anhang
tuscheln, was für ein

tolles Lächeln er
hatte, wenn er im
Vorbeigehen einen mit
diesem coolen
Halbgrinsen anfeixte.
Ich fragte mich, ob er
mein Herzbeben der
Stärke neun bei seinem
Auftauchen bemerkt, ob
er auf dem Balkon auf
mich gewartet hatte, ob
er sauer war, dass ich

ihn versetzen musste.
Oder ob ich ihm am
Allerwertesten
vorbeiging wie die
Massentaufe der Kiewer
im Dnepr.

Nachdem es zur
Pause geklingelt hatte,
war er weg, noch bevor
die Lehrerin zum
letzten Mal ›Amen‹

sagen konnte und uns
zur nächsten Stunde ein
Referat über heidnische
Feste, die trotz
Christianisierung
geblieben waren,
aufgebrummt hatte.

Der Raum leerte
sich langsam. Ich
wünschte mir insgeheim,
unsichtbar zu sein,
dann wäre Ediks

Gleichgültigkeit mir gegenüber immerhin verständlich. Dass ich nicht unsichtbar war, bewies wieder einmal das Rotbäckchen, das auf mich zugestürmt kam.

»Liza! Na, wie geht es dir?« Sie gab mir Bussis, die

offensichtlich nur als
Tarnung dafür dienten,
um mir zuzuflüstern:
»Ich habe keinem
gesagt, wie schlecht es
dir gestern ging.«

»Hm?« Ach ja! Durch
den Albtraum hatte ich
das Treffen mit meinem
Nachtjungen und meine
akute Magen-Darm-
Verstimmung erfolgreich

verdrängt. Als das
Rotbäckchen mich
entdeckt hatte, nachdem
mein Dämon verschwunden
war, hatte ich mich
glatt noch einmal
übergeben müssen. Ich
sollte ihr
zugutehalten, dass sie
mit keiner Wimper
gezuckt und mir hoch

zur Wohnung geholfen
hatte, ohne die
Angelegenheit an die
große Glocke zu hängen.

»Bist ein wenig
blass um die Nase«,
verkündete Jelisaweta
und deutete mit ihrem
perfekt manikürten
French-Zeigefinger-
Nagel auf die eigene
perfekt gepuderte

Nasenspitze.

»Hab schlecht geschlafen«, antwortete ich.

»Was sagst du«, quietschte das Rotbäckchen wie einstudiert weiter, ohne meine Worte zu beachten, »machen wir das Referat zusammen?

Lis und ich wollen über
Masleniza schreiben.«

»Aha. Was ist das?«

»Na, die

Verabschiedung des
Winters! Ist ganz
lustig, wirst schon
sehen. Man verbrennt
eine Strohuppe und
lässt Feuerräder einen
Hügel hinabrollen.
Räder stehen für den

Kreislauf der Natur,
für den Sieg der Sonne
über die Nacht und die
Kälte und ...«

»Und so weiter«,
kürzte Jelisaweta ab,
anscheinend wenig
begeistert über meine
mögliche Mitarbeit.

Ich kaute auf
meiner Lippe. Nonja war

bereits verschwunden.

Die perfekte

Gelegenheit, mehr zu
erfahren. Denn bei

›Kreislauf der Natur‹

klingelte etwas bei

mir! Einer spontanen

Eingebung folgend, grub

ich in meinem Rucksack

nach einem Stift und

malte auf ein Blatt

Papier das Rad-Zeichen,

das ich auf Nonjas
Anhänger, aber auch bei
der dunklen Gestalt aus
meinem Traum gesehen
hatte.

»Was ist das?«,
wollte Jelisaweta
wissen.

»Ein Kornkreis ist
das nicht, so viel
steht fest«, antwortete

ich knapp und ging
schnurstracks auf
Pyrjuchina zu, die
melancholisch in ihren
Notizen blätterte.
»Entschuldigen Sie
bitte. Was heidnische
Feste und Symbole
angeht, hätte ich da
noch eine Frage. Wissen
Sie zufällig, was das
hier sein könnte? Das

habe ich in einem
Geschichtsbuch
gesehen.«

Die Lehrerin
blickte auf meine
Kunstdarbietung und
zuckte die Schultern.
»Könnte das Rad von
Veles sein.«

»Veles?«

»Ein slawischer

Gott«, nuschelte sie in ihrem monotonen Stil weiter, »er war die Gegenseite zu Perun, der mit dem Himmel und Donner in Verbindung gebracht wurde. Nach der Christianisierung Russlands wurde Veles dem Teufel gleichgesetzt. Diese Ranken könnten Weizen

sein, unter anderem war er ein Patron für die Landwirtschaft. Aber ich würde nicht meine Hand dafür ins Feuer legen – ein Rad ist ein sehr verbreitetes Symbol in allen Kulturen.« Schon wandte sie sich wieder ihren Zetteln zu, als würde

ich nicht mehr
existieren.

»Trägt Sophia nicht
auch so eins?«, mischte
sich das Rotbäckchen
ein, das mir gefolgt
war und sich jetzt
hinter mich drängte.

Jelisaweta
verdrehte die Augen.
»Warte, du willst doch
nicht ihrer Sekte

beitreten, oder? Komm,
Anja, wir gehen lieber.
Freak-Alarm.« Sie
vollführte eine Drehung
wie am Ende eines
Laufstegs und
stolzierte davon, mit
einem Hüftschwung, der
bestimmt Weltenmeere in
Wallung brachte.

Doch mir war das

egal. Ich packte meine Sachen, zückte mein Handy und gab ›Rad Veles‹ in die Suche ein. Über das Display gebeugt, ging ich Richtung Tür. Schnell wurde ich fündig. Genau so ein Ding, wie Nonja es um den Hals trug, konnte in einem kleinen Internetshop für 21.49

US-Dollar erworben werden. Samt Lederbändchen. Das Einsetzen der Steinchen kostete extra und erfolgte nach Vereinbarung.

Fast wäre ich über die Schwelle gestolpert, als jemand mich am Arm packte und

schwungvoll zu sich zog. Mein Rucksack rutschte mir von der Schulter und plumpste auf den Boden, aber da schmiegte ich mich schon an Ediks Brust und wusste nicht, wie ich da hingelangt war.

»Challo, doitsche Mädkchen«, raunte er mir ins Ohr, und meine

Fantasien nahmen schier
unbeschreibliche
Ausmaße an. Bevor ich
etwas erwidern konnte -
im Moment war ich eh
sprachlos, und das
gleich in Russisch,
Deutsch und Englisch -,
hob er meinen Rucksack
auf, nahm meine Hand
und führte mich den

Korridor entlang,
vorbei an Rotbäckchen
und Anhang, denen bei
unserem Anblick glatt
die Kinnladen
heruntergeklappt waren.
Aber über die beiden
konnte ich sowieso
nicht nachdenken, ich
konnte über gar nichts
mehr nachdenken, denn
in meinem Kopf wurde

eine Orkanwarnung
ausgerufen, mein Herz
nahm mit Begeisterung
seine Trampolin-Übungen
auf und die Population
von Schmetterlingen in
meinem Bauch vermehrte
sich explosionsartig.

»Würde deine Mutter
nicht vollkommen
ausflippen, wenn sie

erfährt, dass du mit mir redest?« Und Händchen hältst!, fügte ein Stimmchen in mir albern kichernd hinzu. Seine Nähe machte mich so schüchtern, dass ich froh sein konnte, nur halb so schlimm zu stottern, wie ich es mir ausgemalt hatte. Wie rot ich gerade war

und wie sehr meine
Sommersprossen dabei
leuchteten, darüber
wollte ich erst gar
nicht nachdenken. »Ein
Wunder, dass sie dich
überhaupt zum College
gelassen hat«, fügte
ich atemlos hinzu.

»Bin abgehauen. Sie
kann mich mal,

ehrlich.«

»Hast du noch sehr heftigen Ärger gehabt, nachdem sie mich aus der Wohnung geworfen hat?«

»Ärger ist nichts, was ich nicht wegstecken würde.« Er schnalzte mit der Zunge und schenkte mir wieder dieses coole

Halbgrinsen, das ich
nicht sehen wollte. Ich
wollte sein Lächeln.
Sein ehrliches,
manchmal so trauriges
Lächeln, das nur mir
galt.

»Das tut mir leid.«

»Kein Ding.

Schlimmer ist es, wenn
dein Vater sich

innerhalb von einer
halben Stunde k. o.
säuft und deine Mutter
auf all deine Fragen
nur eisiges Schweigen
übrighat.« Er stupste
mich spielerisch an.
»Und dann versetzt dich
auch noch das Mädchen,
das du magst.«

Hatte er gerade
zugegeben, dass er mich

mochte?

Ich blieb stehen.

Er ebenfalls.

Sein Gesicht war so nah. Seine intensiv grauen Augen, seine Lippen. Als würde ich träumen. Nicht von unheimlichen Gestalten und Dämonen, nein, sondern von Cinderellas

Verwandlung. Oder von
Belles Tanz mit dem
Biest. Hatte ich schon
Arielle im Boot mit
ihrem Prinzen erwähnt?
Küss mich doch! Denn
tief in mir war ich
schon immer ein kleines
Mädchen, das von einem
Disney-Happy-End
träumte.

»Liza? Ist alles in

Ordnung? Geht's dir nicht gut?«, hörte ich seine besorgte Stimme.

Ich seufzte. Da war ich gerade dabei, in romantische Stimmung zu kommen, und schon dachte er, mir ginge es nicht gut.

»Alles prima«, hauchte ich.

»Und?«

»Was und?«

Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass er damit nicht die Frage meinte, ob wir uns küssen sollten.

»Die Sache auf dem Dach. Möchtest du mir nicht langsam erzählen, was das alles zu

bedeuten hat? Ich habe das Gefühl, du weißt mehr darüber.«

Bye-bye, Arielle.

»Ach das. Ja. Was soll ich sagen?« Zumal mir nichts Gescheites dazu einfiel. Ich schob mich ein Stück von ihm weg und blickte zu Boden, als würde sich dort etwas Hilfreiches

finden lassen.

»Ich tippe auf ›Es ist kompliziert‹.«

»Vielleicht ist es sogar noch ein bisschen komplizierter.« Ich suchte nach passenden Worten. Deutschen, russischen – egal. Hauptsache, es käme etwas halb

Nachvollziehbares
heraus. »Die Kreatur,
also der Kerl, den wir
verarztet haben, heißt
Wladislaw.«

»Ah. Okay. Auch
wenn er nicht gerade
wie ein Wladislaw auf
mich gewirkt hat.«

»Sondern?«

»Wie das Ergebnis
eines One-Night-Stands

zwischen Hulk und
Lassie.«

Oh, er kannte
Lassie. Half mir aber
nicht weiter. Ich holte
tief Luft. »Ich habe
einen Dämon aus der
Traumwelt in unsere
Welt gebracht, ich
wollte es nicht,
ehrlich, aber es ist

irgendwie passiert, und
jetzt ist ihm der
slawische Kult der
Wolchwy auf den Fersen,
um ihn
zurückzubefördern und
mich nebenbei für ihre
Reihen zu rekrutieren,
da ich in den Schatten
der Menschen ihre
Zukunft lesen kann.«
Spätestens jetzt ging

mir die Luft aus. Hielt er mich jetzt für endgültig verrückt? Ich hätte es getan, ehrlich.

»Okay«, sagte er langsam und ein bisschen gedehnt. Zögerte. »Und wie lautet dein Plan?«

»Keine Ahnung. Als

Erstes muss ich meine Mutter aus der Traumwelt befreien, bevor der dunkle Gott ihre Magie ausgesaugt und ihre Seele sich in einen Dämon verwandelt hat.« Ich versuchte, mir selbst nicht allzu genau zuzuhören. Sonst würde ich mich eigenhändig in eine

Klapsmühle einweisen.
»Danach muss ich diesen
dunklen Gott, den
Herrscher der Dämonen,
davon abhalten, über
unsere Welt
herzufallen. Also
irgendwie die Welt
retten, schätze ich.
Außerdem muss ich mir
darüber im Klaren

werden, was dieser
merkwürdige Kult
wirklich will. Und wie
es mit Wladislaw
weitergehen soll.«

Er ertrug meinen
Redeschall mit Fassung.
»Das ist so einiges.
Was ist das für ein
Kult?«

»Das versuche ich
noch herauszufinden.

Nonja gehört zu denen.
Und deine Mutter auch.
Sie sollte den Dämon
zurück in die Traumwelt
befördern, was ihr wohl
nicht gelungen ist.«
Verlegen zupfte ich an
meinen Locken.
»Verrückt, was?«

Er sah nicht
wirklich erstaunt aus,

sondern nachdenklich.

»Meine Mutter hat ihre Geheimnisse, ja. Ich denke, es liegt an mir, herauszufinden, was.«

»Nein!«, entfuhr es mir. »Du musst dich da raushalten. Es ist zu gefährlich für dich.«

Er runzelte die Stirn. »Für dich aber nicht, oder was?«

Meinetwegen wirst du sterben!, wollte ich ausrufen, biss mir aber auf die Lippe. Sollte ich es ihm sagen?

Ich sagte nichts. Inzwischen standen wir Händchen haltend vor dem Raum, in dem der Wirtschaftsunterricht stattfinden sollte, und

gaben die perfekte
Attraktion für Gaffer
und solche, die es
werden wollten, ab.

»Lass uns
reingehen«, meinte er
schließlich. Konnte ich
ihn davon abhalten, in
der Sache
herumzustochern? Sein
kühnes Grinsen verriet
nichts.

Dass Edik und ich
ab sofort das Thema
Nummer eins des
gesamten Studiengangs
waren, hatte ich
bereits nach fünf
Minuten des Unterrichts
gespürt. Von überall
trafen mich neugierige
Blicke, ich hörte das
Geflüster und

Getuschel, und sobald ich aufblickte, wurde mir ertappt zugelächelt. Von dem Unterricht bekam jedenfalls kaum einer etwas mit. Still wurde es erst, als jemand an die Tür des Klassenraums klopfte. Schon wurde die Klinke heruntergedrückt und im

Spalt erschien der Kopf
von Marjana
Nikolajewna.

»Entschuldigen Sie
bitte die

Unterbrechung, könnte
ich Lisa Evers für ein
paar Minuten haben?«

Verflucht, was
hatte ich denn jetzt
verbrochen? Die

Wirtschaftslehrerin
nickte und ich begab
mich nach draußen.

Sobald ich in den Flur
trat, schloss Marjana
Nikolajewna die Tür,
als wolle sie meine
Flucht verhindern, und
gleich hinter der
Eiskönigin entdeckte
ich Ediks Mutter.

Bäm!

Meine Füße spürten
den Fußboden nicht
mehr.

Das konnte einfach
nicht wahr sein! Wie um
alles in der Welt hatte
sie erfahren, dass Edik
und ich Händchen ...

Rimmas Gesicht nach
zu urteilen, war die
Angelegenheit äußerst

ernst. Als wäre jemand
gestorben. Oder als
würde bald jemand
sterben. Ich zum
Beispiel.

Kapitel 14

»Eduards Mutter
möchte mit Ihnen reden,

Lisa. Wäre das in
Ordnung für Sie?«

Marjana Nikolajewnas
beide Augen fesselten
mich an Ort und Stelle.
Etwas sagte mir, dass
nach Hilfe zu rufen und
sich ihr an den Hals zu
werfen, keine wirkliche
Option darstellte.

»Hm«, quiekte ich
und überließ die

Interpretation ihr.

»Wunderbar«, meinte sie trocken und stolzierte davon. Nur die Spitze ihres langen Zopfes winkte mir zum Abschied zu.

Ich bemühte mich, meine Angst vor Rimma zu verbergen und gleichzeitig

unauffällig nach
Fluchtmöglichkeiten
Ausschau zu halten.
Blöderweise wurden in
diesem College keine
Notausgänge
ausgeschildert.

»Ich glaube, wir
sollten uns
unterhalten.«

»Hm?«, quiekte ich
wieder. Mit etwas Glück

würde sie mich für ein
Meerschweinchen halten
und in Ruhe lassen.

»Komm. Suchen wir
uns ein ruhiges
Plätzchen.«

Sie stolzierte
voraus, als würde sie
keine Zweifel daran
hegen, dass ich ihr
folgte. Natürlich

folgte ich ihr. Mit dem Selbstbewusstsein eines Welpen, der auf ihren Teppich gepinkelt hatte.

Zielsicher schlug sie den Weg zum stillen Örtchen ein. Sie blieb nicht im Waschraum stehen, sondern marschierte weiter zu den Kabinen. Für ihr

Vorhaben, mir den Kopf zu waschen, hatte sie offensichtlich sehr genaue Vorstellungen.

Sie prüfte, ob wir wirklich allein waren, wandte sich mir schließlich zu und betrachtete mich von Kopf bis Fuß, als suche sie nach etwas, was

mich für den Platz an
Ediks Seite vielleicht
doch noch irgendwie
qualifizieren könnte.

»Nun gut.« Ihr Ton
deutete nicht darauf
hin, dass ihre Suche
erfolgreich verlaufen
war. »Hier sollten wir
sicher sein.«

Stirnrunzelnd
schaute ich mich um.

Sicher? Vor wem denn?

Anscheinend hatte sie meine Gedanken gelesen. »Ich weiß, dass Sophia dir vom Kult erzählt hat. Was sie dir jedoch nicht erzählt hat, ist, dass jedes Mitglied strengstens überwacht wird. Es dient der

Sicherheit unserer
Gemeinschaft, versteht
sich, und es würde mich
nicht wundern, wenn die
Wohnung meines Mannes
abgehört wird. Aber
hier können wir
ungestört reden.
Vermutlich.«

Nur vermutlich?

Dass die Wolchwy eine
Mädchentoilette

verwanzten, wäre sogar
für diesen seltsamen
Verein zu abgefahren.
Doch Rimmas Gesicht
sagte mir, es war
ernst.

»Dank Sophia bist
du auf dem aktuellen
Stand der Dinge, oder
besser gesagt auf dem
Stand, der dir gewährt

wurde. Sicherlich hast du viele Fragen ...«

»Ist Marjana Nikolajewna eine von euch?«, schoss es aus mir heraus.

»Die Lehrerin von vorhin?«

»Hm.« Mein Repertoire an vorgequiekten und vorgegrunzten

Interjektionen war
heute mehr als mickrig.

»Nein, ich habe sie
zufällig im Flur
gesehen und gefragt, ob
sie dich holen könnte.
Mit dem Kult hat sie
nichts zu tun.

Beziehungsweise nicht
dass ich wüsste. Nur
das überhaupt kennt

alle Mitglieder seiner
Gemeinschaft, die
anderen wissen nur von
einigen wenigen, mit
denen zu verkehren
ihnen erlaubt ist.«

»Aha.« Ich
räusperte mich, um
meiner Stimme etwas
mehr Festigkeit zu
geben. »Wenn Sie
vorhaben, für Ihren

Club zu werben, dann
fahren Sie eine
äußerste seltsame
Strategie.«

»Ich bin nicht
hier, um dich als
Seherin zu gewinnen.
Ich bin hier, um dich
zu warnen.«

Prima. Es ging also
doch nur um meine

Beziehung zu ihrem
Sohn.

»Ich hege keine
Zweifel daran«, fuhr
sie unbeirrt fort,
»dass du eine Seherin
bist, die ihre Kräfte
nicht kontrollieren
kann. Nur ein Wolchw
ist in der Lage, dich
behutsam an deine Macht
heranzuführen und dir

zu helfen, deine
Fähigkeiten zu
entfalten. Genauso
wenig Zweifel bestehen
daran, dass durch deine
Hand ein Dämon den
Zugang zu unserer Welt
gefunden hat, und es
ist kaum vorstellbar,
was das für die Zukunft
der Menschheit bedeuten

wird. Die Gebilde,
welche die Schatten uns
dazu zeigen, vermag im
Augenblick keiner zu
deuten.«

»Warum denn nicht?«

»Weil es keine
exakte Wissenschaft
ist. Eins plus eins
ergibt hier nicht immer
zwei. Es geht um das
Gefühl, und das Gefühl

kann trügen, besonders,
wenn jemand mit viel
Macht verhindern will,
dass die Zukunft
offenbart wird. Man
könnte meinen,
besonders jetzt gelte
es, alle Kräfte zu
mobilisieren, um die
Lage wieder in Ordnung
zu bringen. Doch der

Wolchw-Kult heute ist nicht der Kult, den es früher gab. Vieles hat sich verändert, und das bedauerlicherweise nicht unbedingt zum Guten.«

»Sie raten mir vom Beitritt ab?« Ich versuchte tatsächlich zu lachen. Was eher irre als selbstbewusst

klang.

Meine

Geistesentgleisungen
irritierten sie wenig.

»Ich rate dir,
vorsichtig zu sein,
bevor du nicht die
ganze Wahrheit kennst.
Die zu verschleiern den
Höheren, oder besser
gesagt dem Oberhaupt

unserer konkreten
Gemeinschaft ein großes
Anliegen ist.«

»Gibt es denn
mehrere
Gemeinschaften?«

»Wir sprechen hier
über einen uralten
slawischen Kult«,
belehrte sie mich und
spätestens jetzt wusste
ich, von wem Edik die

Sache mit der
hochgezogenen
Augenbraue geerbt
hatte. »Natürlich ist
er überall in Russland
und weit über seine
Grenzen hinweg mit
regionalen
Gemeinschaften
vertreten. Der Oberste
Rat, der aus den

Oberhäuptern aller
Gemeinschaften besteht,
greift allerdings nur
in seltenen Fällen ein.
Ich habe gehofft, dass
unser Dämonenproblem
ihn zum Handeln zwingt,
doch offensichtlich
werden auch hier die
Entscheidungen unserem
Oberhaupt überlassen.«

Wie das Handeln

aussehen sollte, konnte ich mir allzu gut ausmalen. »Sie wollen Wladislaw also zurück zu seinem Dämonenherrscher schicken?«

Etwas zuckte in ihrem Gesicht. Schnell wandte sie sich von mir ab, doch ich bemerkte,

wie ihre Augen feucht
wurden und wie sie die
Tränen schnell
wegblinzeln musste.
Also mochte sie ihn,
meinen Dämon,
tatsächlich?

»Ich verstehe das
nicht«, hauchte ich.
Verwirrt, bestürzt,
vollkommen überrumpelt
von der Schwäche, die

sie mir gezeigt hatte.
»Was war da zwischen
Ihnen und Wladislaw?«

Vermutlich etwas,
das mich nichts anging.
Rimma schwieg. Mit
erhobenem Kopf und
gestrafften Schultern
stand sie da, ohne sich
zu rühren.

»Es ist eine lange

Geschichte.«

Und wir hatten nur zwanzig Minuten Zeit, bis der Unterricht endete und unzählige Mädels diesen Ort stürmen würden, um den neuesten Tratsch auszutauschen.

Rimma sah zum Fenster, das mit seinem milchigen Glas keinen

Blick hinaus gewährte.
»Ich wurde in diesen
Kult hineingeboren,
Liza. Meine Mutter ist
eine Seherin, mein
Vater war ein Wolchw,
bis der Krebs ihn vor
zehn Jahren in die Knie
gezwungen hat. Ich bin
mit den Schatten
aufgewachsen, und als

die Macht sich mir
offenbart hatte, war
ich vorbereitet
gewesen. Ab da stand
Wladislaw mir zur
Seite. Er wurde vom
inneren Kreis zu meinem
Wächter auserwählt und
als wir einander
vorgestellt wurden, war
es um mich geschehen.
Der hübscheste Junge,

den ich je gesehen
habe, und dazu auch
noch einer der
mächtigsten Wolchwy
unserer Gemeinschaft
würde mich mein Leben
lang begleiten. Was
soll ich sagen? Ich war
sechzehn, prompt
verliebt und mit
Begeisterung meinem

Schicksal und meiner
Pflicht ergeben.«

Hach!, jauchzte
mein romantisches Ich
in mir. Zu gut konnte
ich es mir vorstellen.
Würde mich so ein Junge
im Kult begrüßen, wäre
auch ich mit Freude
meinem Schicksal
ergeben. Stattdessen
wurde ich in meinen

Träumen verfolgt, ein
Dunkler-Gott-oder-was-
auch-immer hatte es auf
mich abgesehen und mein
Wächter glaubte, eine
vorgehaltene Pistole
würde mich zur
Erfüllung meiner
Pflichten am besten
motivieren. Na toll.

»Habe ich schon

erwähnt, dass Wladislaw einer der mächtigsten Wolchwy war? Schon bald wurden er und sein Halbbruder als Anwärter auf das Amt des Oberhaupts gehandelt. Es war offensichtlich, dass einer von ihnen den Posten bekleiden würde. Die Entscheidung musste von den

stärksten Seherinnen
und Wolchwy gefällt
werden, bei einem
Wetsche sollte die
Antwort aus den
Schatten herausgelesen
werden.« Rimma tigerte
vor dem Fenster umher,
und allein die unruhige
Geste, mit der sie ihre
langen, feingliedrigen

Finger knetete, verriet mir, wie schwer es ihr fiel, darüber zu sprechen. »Doch diese Entscheidung wurde ihnen abgenommen, als Wladislaw verschwand. Keiner wusste, was ihm zugestoßen war, die Suche nach ihm blieb erfolglos. Ich hörte, dass man munkelte, er

hätte sich an schwarzen Ritualen versucht und sei dabei umgekommen. Die Traumwelt hätte eine gewaltige Wandlung erlebt, hieß es. Aber das ist Quatsch, wenn du mich fragst, das hätte er nie getan.« Abrupt blieb sie vor mir stehen und ich

merkte, dass sie sich sammeln musste. »Einige Zeit darauf wurde sein Halbbruder zum neuen Oberhaupt ernannt.«

Schon setzte sie ihr unruhiges Hin- und Hergehen fort, es machte auch mich fahrig und ich trat von einem Bein aufs andere, als wollte ich weglaufen.

Vor all den Fragen, die sich in mir auftürmten. »Und keiner dachte daran, dass dieser Typ, sein Halbbruder, mit seinem Verschwinden etwas zu tun haben könnte? Um Waldislaw aus dem Weg zu räumen und ganz sicher zum Oberhaupt zu werden?«

Ich hatte es gesehen.
Mein Mr Nachtmahr hatte
mir gezeigt, was
passiert war, bevor
Wladislaw zu einem
Dämon werden musste. Er
hatte mir die Wahrheit
gezeigt.

Rimma rieb sich
über das Gesicht.
Vielleicht, weil sie
müde war. Vielleicht,

um ein paar weitere
Tränen wegzuwischen.
»Man redete so einiges.
Doch bald darauf hat er
den Kult verlassen. In
tiefster Trauer um
seinen Bruder, hieß es,
müsse er zu sich selbst
finden.«

»Was?«, hauchte
ich. »Er wollte den

Posten nicht? Was wollte er dann?« Jetzt verstand ich noch weniger als zuvor, dabei begann die Geschichte gerade erst einen Sinn zu ergeben! »Und Sie?«, bohrte ich unbarmherzig weiter. »Als Wladislaw verschwunden war, was haben Sie gemacht?

Haben Sie nach ihm gesucht? Haben Sie gespürt, dass er Hilfe brauchte? Haben Sie versucht, ihn zu retten?«

Sie sah mich kurz an, um sich gleich darauf wieder dem Fenster zu widmen. »Ich habe den Kult

verlassen.«

»Sie haben ihn im
Stich gelassen!« Schon
tat mir mein Ausruf
leid. Wer war ich, um
über sie zu urteilen?
»Tut mir leid«,
murmelte ich.

»Ohne Wladislaw
hielt ich es dort keine
Sekunde länger aus.«

»Wo sind Sie

hingegangen?«

»Zu Stjopa. Ediks Vater. Wir kannten uns seit der Grundschule. Und ja, ich habe seine Gefühle zu mir, seine Gutmütigkeit ausgenutzt, um ein Dach über dem Kopf zu bekommen. Ich mochte ihn. Ich mag ihn noch

immer. Eine Zeit lang glaubte ich sogar, ich könnte eine ganz normale Frau mit einer ganz normalen Familie sein.« Sie griff in die Tasche ihres himbeerroten Mantels und holte ein Portemonnaie hervor. Als sie es öffnete, sah ich das Bild eines

lächelnden Mannes mit kantigen, aber durchaus attraktiven Zügen. Sein kastanienbraunes Haar deutete zwar Geheimratsecken an, hatte aber keine Ähnlichkeit mit den fettigen, dünnen Strähnen, die ihm heute ins aufgedunsene

Gesicht hingen. In
seinen Armen lag ein
Baby. Es konnte nur
Edik sein – und *das*
Foto hätte auf
Instagram sicherlich
alle Rekorde
geschlagen, so süüüüüüß
war es, um es mit
Rotbäckchens Worten
auszurücken. Vielleicht
sogar mit ein paar

zusätzlichen Ü.

»Und wie ging es weiter?« Dass es kein Happy End gab, wusste ich bereits.

Sie steckte das Portemonnaie weg. Mit einer flüchtigen Geste korrigierte sie den Sitz ihrer Flechtfrisur. »Wie es

weiterging? Nun, wir
zogen in die
Zweizimmerwohnung
seiner Mutter ein, die
sich dort zwar Stjopa,
ihren Kater Foma und
ihren kleinen Enkel
vorstellen konnte, aber
sicherlich nicht mich.
Damit konnte ich leben.
Musste ich leben. Doch
ein paar Jahre nach

Edjas Geburt stellte ich fest, dass ich mich selbst belogen hatte, was die Normalität anging. Man kann nicht aufhören, eine Seherin zu sein.« Ihr Blick glitt über mich hinweg, um sich irgendwo hinter dem mattierten Fenster zu verlieren. »Die

Schatten vergessen dich nicht, und wenn du allein und unvorsichtig bist, ziehen sie dich in ihre Tiefen.«

»Sie sind zurückgekehrt. Zu Ihrem Kult.«

»Ich war zu schwach, um es allein zu schaffen. Einige Jahre lang wusste

Stjopa gar nicht, dass ich wieder beim Kult war. Eine Weile konnte ich meine Familie und meine Pflichten als Seherin unter einen Hut bringen. Doch irgendwann kehrte Wladislaws Halbbruder zurück, mächtiger als je zuvor, als hätte er

einen Zugang zu
Geheimnissen gewonnen,
die all den anderen für
immer verwehrt bleiben
würden. Im Handumdrehen
wurde er zum Oberhaupt.
Unter ihm fingen die
Höheren an, die
untergeordneten
Mitglieder zu
überwachen, die
einzelnen Kreise, zu

denen man aufstieg,
wurden strengstens
voneinander
abgeschottet, bei
jeglichem Verkehren mit
Uneingeweihten musste
man eine Rechtfertigung
abgeben. Sogar die
hier«, sie zog ihr
Amulett hervor, »sollen
nur dazu dienen, uns

daran zu erinnern, dass
unser Leben nur dem
Kult und unserem
Oberhaupt gewidmet
ist.« Sie ließ den
Anhänger aus den
Fingern gleiten. Das
Symbol der Veränderung,
der Bewegung, des
Kreislaufs der Natur
für 21.49 US-Dollar.

»Also haben Sie

Ihre Familie
verlassen.«

»Irgendwann hat
Stjopa herausgefunden,
wo ich mich herumtrieb,
und wir hatten einen
Streit. Er hatte Angst,
dass ich seinen Sohn da
hineinziehe. Bis heute
glaubt er, dass Edja
vor dem Kult in

Sicherheit ist, solange
er dem Jungen die Haare
schneidet.«

»Ist er das? In
Sicherheit?«

Sie zuckte die
Schultern. »Wenn er
keine Magie in sich
trägt oder diese sich
nicht entfaltet, ist er
für den Kult
uninteressant.«

Ich atmete auf.

»Was hat es mit dem Haar auf sich?«

»Das ist schwer zu erklären. Die magische Kraft kann sich nicht entfalten, wenn das Haar zu kurz ist. Je länger dein Haar ist, desto leichter bekommst du Zugang zu deiner

Magie.«

Ganz bewusst fuhr ich mit den Fingern meine Strähnen entlang bis zu den Spitzen. Wenn ich mir die Haare abschnitt – würde alles vorbei sein? Die Visionen? Die Schatten? Die Dämonen?

Rimma wiegte den Kopf, als hätte sie

meine Gedanken gehört.
Offensichtlich war ich
ein offenes Buch für
sie.

»Vielleicht. Oder du
verlierst den
Verstand.«

»Na toll.«

Sie schwieg.

Es war so still,
dass ich für einen

Augenblick glaubte, sie wäre gegangen und hatte mich allein auf dem Klo gelassen, mitsamt all meinen Sorgen. Als ich aufblickte, stand sie direkt vor mir, bedrohlich wie ein Mahnmal.

»Ich bin hier, damit du die Wahrheit erfährst und dich

richtig entscheidest.
Oder meinst du, es war
nur ein Zufall, dass du
ausgerechnet bei Sophia
gelandet bist, die zur
Gemeinschaft gehört?
Das Oberhaupt hat
alles, absolut alles
für deinen Aufenthalt
hier vorbereitet, um
dich dorthin zu

bringen, wo er dich
haben wollte.«

Ich drückte mir die
Finger an die Schläfen.
Die Kälte meiner Hände
schien auch meinen
überhitzten Verstand
etwas zu kühlen. Rimma
trat auf mich zu und
packte mich energisch
an der Schulter. »Ich
weiß, dass unser

Oberhaupt etwas im
Schilde führt. Jemand
muss ihn aufhalten.«

»Ich etwa?«

»Wenn du der
Schlüssel zu seinen
Plänen bist, dann
können wir das gegen
ihn verwenden.«

»Wir zwei?

Ernsthaft?«

»Wir zwei und andere, denen die Machenschaften des Oberhauptes genauso suspekt sind wie mir. Ich versuche schon seit einiger Zeit, fähige Leute um mich zu sammeln. Nur hatten wir bis jetzt keine Chance, etwas zu unternehmen.

Mit dir können wir
alles verändern!«

Da waren wir also.
Ich musste meine Mutter
befreien, dabei den
Herrscher der Dämonen
besiegen und dem
Oberhaupt der hiesigen
Kultniederlassung das
Handwerk legen. Das
alles neben dem
Erreichen des

Mindestlohns für
Seherinnen und Wolchwy.
Ach ja: und die Welt
retten. Liebe Welt,
hoffentlich hast du
auch einen Plan B und
ausgeschilderte
Notausgänge.

»Du bist nicht
allein, Liza«, hörte
ich Rimma sagen, gerade

als mein Verstand mit dem fünften Worst-Case-Szenario fertig war.

»Wir werden hinter dir stehen. Stell es dir nur vor: Du würdest einer Gemeinschaft angehören, die tatsächlich ihre Mitglieder beschützt, in der man keine Angst vor den Höheren oder

gar vor dem Nächsten
haben muss, in der
niemand bedroht oder zu
etwas gezwungen wird.
Du würdest deine Macht
entfalten und dennoch
deine Freiheit
behalten. Wir können es
erreichen! Zusammen!«

Die Vorstellung
klang tatsächlich

unglaublich tröstlich.
Doch statt ›yeah, bin
dabei!‹ zu rufen,
schüttelte ich den
Kopf. »Ich kann das
nicht.«

Zumindest nicht,
solange ich nicht mit
Sicherheit wusste, wer
die Wahrheit sagte und
was tatsächlich hinter
alldem steckte.

Rimma ließ ihre Hand von meiner Schulter gleiten und trat zurück. Ihr Gesicht verfinsterte sich, die Züge wirkten hart. »Gut. Dann sollte ich jetzt lieber gehen.«

»Warten Sie. Im Moment gibt es einfach

zu viel, was ich noch verstehen muss.«

»Ich wünsche dir viel Glück dabei. Ach ja: Was auch immer du vorhast, halte dich von meinem Sohn fern. Das zu verstehen sollte sogar dir leichtfallen, nehme ich an.« Sie machte auf dem Absatz kehrt.

Abgang.

Vorhang.

Der Knall der
zugeschlagenen Tür fuhr
mir bis ins Mark.

Kapitel 15

Einige Zeit später

saß ich im
Unterrichtsraum und
hatte keine Ahnung, was
als Nächstes auf dem
Stundenplan stand.

Irgendwann kam Nonja an
ihren Platz und warf
mir meinen Rucksack vor
die Nase. Dass ich ihn
im Biologieraum
vergessen hatte, war
mir gar nicht

aufgefallen.

»Also echt. Zu deinem persönlichen Diener wollte ich nicht unbedingt werden.« Sie zwinkerte mir zu und ließ sich auf den Stuhl neben mir fallen.

Ich zog meinen Rucksack an mich heran, umarmte ihn wie einen

alten Freund und
drückte mein Kinn
dagegen. Die Lehrerin
erzählte etwas vom
Verhältnis zwischen der
Gegenkathete zur
Hypotenuse und davon,
wie wichtig das für
unser zukünftiges Leben
war. Aber abgesehen von
Rotbäckchen, das der
Lehrerin jedes Wort von

den Lippen ablas,
schien der Stoff die
anderen genauso wenig
zu interessieren wie
mich. Ich beschloss,
kein schlechtes
Gewissen zu haben, als
ich mein Handy unter
dem Tisch hervorholte.
Dass ein
geheimnisvolles

Kultoberhaupt keine
Facebookseite betrieb,
war mir schon klar,
also googelte ich nach
Veles. Tante Wiki
zeigte sich sehr
mitteilungsbedürftig.
Veles, erfuhr ich, oder
Volos – das russische
Wort für ›Haar‹! – war
einer der Hauptgötter
der slawischen

Mythologie. Gott der
Fruchtbarkeit und
Magie, Mäzen der Poesie
und
Geschichtenerzähler,
Beschützer der Ernte,
Patron der Tiere ... Fast
wäre ich zu seinem Fan
geworden und hätte
gleich einen Einkauf
von 21.49 US-Dollar für

das Rad von Veles
getätigt, wenn da nicht
>Herrscher über das
Totenreich<
durchgeblitzt wäre und,
ja, als dunklen Gott
hatte man ihn
anscheinend auch
bezeichnet. Ein
weiterer Artikel
bestätigte Pyrjuchinas
Worte, dass er nach der

Christianisierung
Russlands dem Teufel
gleichgesetzt wurde,
und ab da war mir klar,
dass ich mit meiner
Schmuck-Euphorie lieber
abwarten sollte.

Ich senkte das
Handy und schloss die
Augen. *Ich weiß*
wirklich nicht, was

erfreulicher ist. Dass
der dunkle Gott durch
dich die Welt verändern
wird. Oder dass ich
dich endlich loswerde,
du kleine Ratte.

Wladislaws

Halbbruder, dieses
ominöse Kultoberhaupt,
wollte den
teufelsgleichen Gott
Veles herbeirufen, so

viel stand fest. Aber
warum? Das war mir
unklar. Vielleicht
wurde ihm ein schöner
Posten versprochen,
sobald die Dämonenheere
die Welt überrannt
hatten. Dann wäre er
nicht bloß der Kopf
einer kleinen
Gemeinschaft, sondern

könnte ein Gebieter
über alle Seherinnen
und Wolchwy werden, um
ihnen die Macht
auszusaugen oder so.
Theoretisch müsste ich
mich Rimma anschließen,
um diesen Mann und
Veles aufzuhalten.
Leider erwähnte
Wikipedia mit keinem
Wort, wie der dunkle

Gott bekämpft werden konnte. Außer dass im Jahr 988 das Götzenbild von Veles in den Fluss Potschajna geworfen wurde, was allerdings eher als symbolisches Zeichen verstanden werden wollte.

»Was ist Veles?«

Nonja hatte sich zu mir

gewandt und schielte mir neugierig über die Schulter.

»Sagt dir der Name nichts?« Ich musterte ihr Gesicht. Na, komm schon, verrate mir, was du weißt! Betet ihr zusammen mit eurem Oberhaupt den Teufel an?

»Nein.« Sie zuckte

mit keinem Muskel.

Trotz meiner
ausgeklügelten

Verhörtechniken wirkte
sie äußerst entspannt.

»Warum sollte er?«

Weil du sein Symbol
um den Hals trägst? Ich
kaute auf der Lippe.
War es möglich, dass
dieses sogenannte

Oberhaupt seinen
Mitgliedern gar nicht
verraten hatte, was für
ein Rad sie da
verehrten? Begriffe wie
›Veränderung‹ ,
›Bewegung‹ und vor
allem der Hit ›Der
Kreislauf der Natur‹
hörten sich doch
absolut prima an.

»Erde an Liz!

Erzähl mal, was hat es mit diesem Veles auf sich?«

Rasch schloss ich die Seite. »Nichts. Das ist nur was für das Referat in Geschichte. Ich wollte mich über die slawische Mythologie informieren. Svarog, Perun, Veles.

Du weißt schon.«

»Na dann.« Sie nickte und begann, ihre Sachen zusammenzupacken – der Unterricht war fast unbemerkt an mir vorbeigegangen.

Anscheinend hatte Nonja den Namen Veles tatsächlich noch nie gehört, sonst wäre sie mit meiner Erklärung

nicht so leicht
abzuschütteln gewesen.
Eins war klar: Was auch
immer das Oberhaupt im
Schilde führte, der
Mann spielte ein
unheimliches Spiel, das
niemand durchschaute.

Jemand musste ihn
aufhalten.

Jemand, genau!

Aber nicht
unbedingt ich, oder?

Unmöglich ich.

»Kommst du jetzt?«

Ich zuckte
zusammen. »Was?«

Nonja verdrehte die
Augen und wippte
ungeduldig mit einem
Fuß. »Es ist die letzte
Stunde. Willst du nach

Hause oder hast du vor,
hier zu nisten?«

Nein, das hatte ich
nicht vor. Würde eh
nichts bringen, hier zu
sitzen und zu grübeln.
Ich stand auf und
schulterte entschlossen
meinen Rucksack. »Alles
gut. Lass uns gehen.«

Als wir das
Collegegebäude

verließen, entdeckte
ich an der Hausecke
Edik mit Jelisaweta,
die mit ihren Hüften
wackelte, kicherte und
verführerisch mit den
langen blonden
Haarsträhnen vor seinem
Gesicht spielte. Er sah
mich nicht, seine ganze
Aufmerksamkeit schien

Jelisaweta zu gelten,
die ihre Lippen zu
einem böswilligen
Lächeln verzog und mir
zuzwinkerte.

Ich schnaubte. Zu
mehr Statement war ich
im Augenblick nicht
imstande.

»Was hast du
erwartet?« Nonja
seufzte und tätschelte

tröstend meine
Schulter. »Mach dir
nichts draus. Lis hat
Edik schon lange im
Auge. Letztes Jahr hat
sie ein Kilo Bonbons an
die halbe Klasse
verfüttert, als ihr
jemand gesteckt hatte,
dass Edik auf
Süßigkeiten steht.

Immerhin weiß sie nun,
dass er die mit
Orangengeschmack am
liebsten mag.«

Vermutlich war es
jetzt nicht so
geschickt zu fragen, wo
der nächste Kiosk
stand, der
Orangenbonbons
verkaufte. Ich
beschloss, mir nichts

anmerken zu lassen, und ging weiter. Nonja lief mir hinterher.

»Sie jobbt als Kellnerin in demselben Casino wie er. Rate mal, warum. Sie hat sogar eine Affäre mit einem Türsteher angefangen, um Edik eifersüchtig zu machen.

Oder sagen wir mal so:
Um ihn überhaupt auf
sich aufmerksam zu
machen.«

»Und, hat's
geklappt?«, wollte ich
wissen, während ich vor
meinem inneren Auge
immer noch sah, wie
Jelisaweta sich zu ihm
beugte, etwas in sein
Ohr flüsterte und

zufrieden grinste, als er dabei lachte.

Nonja zuckte die Schultern. »Auf dem letzten Festabend ist er zusammen mit ihr recht früh verschwunden.

Vermutlich, um mit ihr in irgendeiner Ecke zu knutschen.«

»Oh.« Was eher nach

Aaaaaaaahhhhhhhhhh!

klang. Neben jemandem

wie Jelisaweta konnte

ich mit meinen

eigenwilligen Haaren

und Sommersprossen bei

Jungs auf ungefähr so

viel Interesse wie ein

Pantoffeltierchen in

der Biologiestunde

hoffen. Das war mir natürlich klar.

Kämpferisch streckte ich mein Kinn vor. Er hatte mit *mir* Händchen gehalten, nicht mit ihr. Er sagte *mir*, dass er mich mochte. Sollte sie doch weiter mit den Wimpern klimpern.

»Wenn du klug bist,

schlägst du ihn dir aus dem Kopf«, meinte Nonja. »Edik ist kein Typ, der nur eine Freundin hat. Er knutscht die eine, hält Händchen mit der anderen und nebenbei zwinkert er einer dritten zu. Wenn du das willst – bitte schön.«

Wollte ich nicht.

Aber gleichzeitig
wollte ich Edik.

Arme Liza, als
würde dein Leben nicht
genug Irrungen und
Wirrungen beinhalten.

Vor unserem Haus
ließ ich mich auf eine
Bank fallen, direkt
neben eine Oma, die
anscheinend vor die Tür

gegangen war, um frische Luft zu schnappen. Ich lächelte ihr zu, murmelte ›Guten Tag‹, worauf sie knapp nickte.

Aus dem Treppenhaus lief Käpt'n heraus und begrüßte mich, Nonja und die alte Frau mit all ihrer hechelnden Euphorie. Ich

streichelte die Hündin,
während die alte Dame
die Nase rümpfte und
sie mit ihrem Gehstock
beiseiteschob.

»Schlimmer als eine
streunende Katze ist
dieser Köter!«

»Hör nicht darauf«,
murmelte ich zu Käpt'n
und knuddelte sie.

»Eine ganz Süße bist du.«

Und nun?

Wie sollte es weitergehen?

Mit mir, mit den Wolchwy, mit Edik, mit der Welt?

»Das wird schon«, versicherte Nonja mir. Als hätte sie das Durcheinander in mir

vernommen. Oder es in
meinem Schatten
gelesen, wohin ihr
Blick ab und zu
huschte.

»Was ist da?«,
murrte ich. »Hat mein
Schatten zu all dem
auch seine eigene
Meinung?« Ich selbst
hatte dort noch nie

etwas wahrgenommen,
womöglich war es
einfach so, dass man
die eigene Zukunft
nicht vorhersehen
konnte.

Sie setzte sich
neben mich. »Es ist uns
untersagt, die Zeichen
den Betroffenen zu
offenbaren. Außer wir
bekommen eine deutliche

Erlaubnis dazu von den Höheren.«

»Na toll.«

»Bald wird der Schnee kommen, haben die gesagt«, murmelte die alte Frau und schüttelte den Kopf.

»Schon so früh.«

»Mh«, antwortete ich. Ich sollte mit

Edik reden. Die Sache zwischen ihm und mir ein für alle Mal klären wie eine vernünftige, erwachsene Frau. Die sich nicht von Schmetterlingen im Bauch verrückt machen ließ.

»Ist doch schön«, sagte Nonja. »Nicht mehr Grau in Grau.«

»Wie wahr, wie wahr«, seufzte die Frau.

Ich sah Edik auf uns zukommen. »Hey, ihr«, rief er schon von Weitem. Käpt'n sprang auf und stürmte auf ihn zu, so heftig mit der Rute wedelnd, dass ich Angst hatte, diese

würde gleich abreißen.
Edik blieb stehen,
beugte sich zu seiner
Hündin und tätschelte
ihr den Kopf. »Hallo
auch du. Na, hat mein
Vater schon wieder
vergessen, die Tür
zuzumachen?«

Entschlossen stand
ich auf. Keine
Ausflüchte mehr, ich

würde mit ihm reden,
hier und jetzt, um
endlich Gewissheit
darüber zu bekommen,
wie es um unser
Händchenhalten stand.

Irgendwo in der
Nähe heulte ein Motor
auf, die Reifen drehten
durch, als wolle ein
Halbstarker mit seinem

aufgetunten

Mittelklassewagen sein
Können zeigen, und aus
dem Augenwinkel sah
ich, wie ein Auto auf
Edik zuschnellte.

»Pass auf!«, rief
ich.

Die Schattenlache.
Der Wagen!

»Edik!«, brüllte
ich, während ich zu ihm

rannte, ihn noch in der
Bewegung packte und ihn
mit aller Wucht
beiseiteriss.

Er keuchte.

Hart schlug sein
Kopf gegen die
Bordsteinkante, als wir
zu Boden stürzten, und
als ich ihm über das
Haar strich, fühlte ich

sein Blut auf meinen
Fingern.

**Was bleibt, ist die
Hoffnung**

Es war ein
Kinderspiel, vom Dach
auf den Balkon zu
springen, auch wenn er

beim Landen fast in
einem kaputten
Flechtkörbchen
ausgerutscht wäre. Er
richtete sich auf und
blickte durch das Glas
in die Wohnung, die
dahinter lag.

Sie stand im
Zimmer, den Rücken ihm
zugewandt. Der Kragen
der Bluse war leicht

nach hinten geschoben,
er sah den Schwung
ihres Nackens,
zumindest bis sie die
Haarnadeln aus ihrer
Hochsteckfrisur gezogen
hatte und ihre lange,
schwere Mähne den
Rücken herabfiel.

Vorsichtig legte er
eine Hand an die kalte

Scheibe und drückte
seine Stirn dagegen.
Als hätte sie es
gespürt, drehte sie
sich um und sah ihn an.
Er versuchte zu
lächeln. So, wie er es
bei Liza gelernt hatte.
Vielleicht war es ihm
sogar gelungen, er
wusste es nicht. Jede
Regung seiner

Gesichtsmuskeln fühlte sich fremdartig an, als würden seine Züge bei jedem Versuch auseinandergeraten.

Sie kam auf die Balkontür zu. Für einen Moment legte sie ihre Hand an das Glas, dort, wo die seine die Scheibe berührte. Ihre

Blicke trafen sich. Er
wusste, wie schön ihre
grünen Augen waren,
doch wenn er
tatsächlich
hineinschaute,
verschlug es ihm den
Atem. Er sah darin die
Weiten unendlicher
Wiesen, die Frische des
Frühlings, die Ruhe des
Waldes. All das, wonach

er sich sehnte.

Sie zog an dem Griff und öffnete die Balkontür. Jetzt standen sie direkt voreinander, mit jeder Faser seines Körpers fühlte er ihre nach Vanille duftende Wärme.

»Wladislaw.« Sein Name aus ihrem Mund

klang wie eine Handvoll
Perlen, die fallen
gelassen wurden. Ihre
Stimme war älter
geworden als die, an
die er sich zu erinnern
versuchte. Er wusste
nicht, ob es ihm
tatsächlich gelang. Die
Bilder waren da, nur um
im nächsten Augenblick
zu entschwinden, als

dürfte er sie nicht
berühren, nicht bei
sich behalten.

Sie legte den Kopf
etwas schräg und
betrachtete ihn. Ihre
grünen Augen füllten
sich mit Trauer. »Du
hast dich gar nicht
verändert, müsste ich
zu dir sagen. Aber das

stimmt nicht, hab ich
recht? Du bist ein
Fremder in deinem nicht
alternden Körper. Ich
kann es spüren.«

Er weitete seinen
Geist aus. Sie
erwartete ihn bereits.
Es war schön, in sie
hineinzuschlüpfen, ihr
seine Gedanken zu
schenken.

*Ich wünschte, ich
könnte sagen, ob du
dich verändert hast
oder nicht. Aber die
Wahrheit ist: Ich weiß
es nicht wirklich. Ich
erinnere mich nicht.
Nicht einmal an deinen
Namen.*

»Rimma.« Sie
lächelte; Menschen

lächelten, wenn sie glücklich waren, dachte er, doch in ihren Zügen las er Kummer. »Aber das macht nichts. Ich muss endlich akzeptieren, dass ich Wladislaw verloren habe. Dass dir alles genommen wurde, was ich kannte.«

Sie senkte die

Wimpern. Er spürte, wie sie sich von ihm abwenden wollte, und griff nach ihrer Hand. *Nein. Erzähl mir, wer ich bin. Wer ich war.*

Sie zitterte.

Aber nicht, weil ihr übel war wie Liza, wenn er in ihren Verstand eindrang. Er

forschte nach der
Antwort in ihrem Geist,
doch auch dann hatte er
keine Ahnung, was ihr
fehlte. Vielleicht war
es nur die kalte Luft,
die durch die geöffnete
Balkontür hineindrang.
Vielleicht war es mehr.

Du kannst mir

helfen, ich weiß es!

Eilig schob er sie ins

Zimmer, tastete nach
dem Schalter und machte
das Licht an. *Sieh hin.*
Da!

Sie runzelte die
Stirn. »Was soll ich
sehen?«

Meinen Schatten,
ich habe meinen
Schatten zurück!

Ihr verwirrter

Blick wanderte zu
seinen Füßen. Zuerst
schien sie gar nicht zu
realisieren, was sie da
sah, bis sie sich beide
Hände vor den Mund
schlug und
zurücktaumelte. »Dein
Schatten. Er ist
wirklich da. Aber wie
ist das möglich?«

Zwar nur ein

schwacher, zitternder
Schemen - und doch
mehr, als er sich
erhoffen konnte.

*Liza hat ihn mir
gegeben. Das bedeutet
doch, dass ich alles,
was ich vergessen habe,
zurückbekommen kann,
oder? Du musst mir
einfach helfen, mich an*

mein Leben zu erinnern.
Manchmal hatte er
Angst, sich zu rühren,
weil der Schatten sich
vielleicht von ihm
lösen und verschwinden,
ihn endgültig verlassen
würde. Doch jedes Mal,
wenn er ins Licht trat,
folgte ihm der Umriss.

Sie zitterte immer
noch, mit Tränen in den

Augen, ihre Stimme
bebe. »Wenn das wahr
ist, dann ist sie
tatsächlich eine
mächtige Seherin.
Mächtiger, als ich
gedacht habe.«

Ja, das ist sie.

Eine wunderbare
junge Frau, die ihn
gerettet hatte. Bei dem

Gedanken an sie spürte er Wärme in seiner Brust, die alles in ihm seltsam weich machte.

»Ich hätte nie aufhören sollen zu glauben.« Sie sank vor ihm zu Boden und tauchte ihre Finger in den Schatten hinein.
»Er ist echt, es ist keine Täuschung!«

Ich täusche nie.

Plötzlich sah sie auf. In ihren Augen stand Panik. »Etwas stimmt damit nicht.«

Was?

»Ich weiß es nicht. Er fühlt sich seltsam ... falsch an.«

Nein. Er kniete sich neben sie, legte

seine Hände um ihre
Schultern, suchte
verzweifelt ihren
Blick. *Nein, nein! Er
ist da. Er ist zurück.
Er gehört mir. Er ist
einfach noch zu
schwach.*

Sie nickte.

»Vielleicht bin ich
auch zu müde.«

Er half ihr hoch.

Im Licht der Glühbirne
schimmerte ihr Haar
kastanienbraun, mit
einem rötlichen Ton,
als hätte sich darin
der aufgehende Morgen
versteckt. Er tauchte
seine Finger in ihre
Strähnen. Etwas sagte
ihm, dass der
Wladislaw, den es

früher gegeben hatte,
es gerne getan hatte.
Dann öffnete er die
Lippen, stöhnte, bis
etwas Fremdartiges
seine Kehle verließ:
»Rrrr-im-ma-ah ...«

Ihr Name aus seinem
Mund hörte sich
schrecklich an. Mit
einem Mal begann sie
noch mehr zu zittern,

dann packte sie ihn,
drückte ihn an sich,
küsste ihn. Küsste ihn
überall. Auf die
Lippen, die Nase, die
Wangen, sogar auf seine
Lider. »Du hast meinen
Namen gesagt. Du hast
ihn *gesagt*.«

Ja. Und nichts,
absolut nichts dabei

gefühlte.

Zu spät nahm er den Geruch von Männerschweiß und Alkohol wahr, als ein Mann auf der Türschwelle erschien. Er trug eine Jogginghose, ein weißes Unterhemd und darüber eine abgewetzte Übergangsjacke. In

seiner Hand baumelte
eine Plastiktüte mit
ein paar losen
Kartoffeln.

Rimma verharrte.

»Stjopa!«

Der Mann stierte
ins Zimmer, als würde
er kaum etwas darin
wahrnehmen, als wäre er
in sich

zusammengesackt, obwohl er noch aufrecht stand.

»Raus.« Auf seinen rissigen Lippen blieben ein paar Tropfen Speichel kleben. »Raus aus meiner Wohnung.«

»Stjopa, bitte! Hör mir zu.«

»Halt die Klappe und geh!« Er schmiss ihr die Tüte vor die

Füße, die Kartoffeln
polterten über den
Fußboden, während durch
die geöffnete Balkontür
das Geräusch von
durchdrehenden Reifen
und ein alles
durchdringender Ruf
hineinwehten: »Edik!«

Liza!, zuckte es
durch seinen Verstand.

Man brauchte kein
feines Gehör, um
wahrzunehmen, wie ein
Körper von etwas
Metallischem erfasst
wurde.

Kapitel 18

»Edik? Edik?« Ich

tastete durch sein
Haar. Im selben
Augenblick raste der
Wagen an uns vorbei,
die Reifen zermalnten
den Rucksack, den ich
fallen gelassen hatte,
und nur im
entferntesten Winkel
meines Verstandes
blitzte der Gedanke

auf, dass wir um eine
Haaresbreite dort
gelandet wären, wo
jetzt meine Sachen
verstreut lagen. Dann
hörte ich einen dumpfen
Schlag eines Körpers
auf Metall und Käpt'ns
herzzerreißendes
Jaulen. Das Auto fuhr
einfach weiter, ein
schwarzer Lada mit

getönten Scheiben.

»Käpt'n ... Was ist
mit ihr? Wo ist sie?«

Ediks

orientierungsloser

Blick schweifte umher,

das Gesicht -

kreidebleich. In mir

ratterten die Gedanken

über die Anzeichen

einer

Gehirnerschütterung,
aber das Einzige, was
mir dazu einfiel, war
Tante Inga, die bis
heute noch mit Schreck
erzählte, wie Meta ihr
einmal vom Wickeltisch
gefallen war. Woraufhin
Meta stets die Augen
verdrehte und ihr ins
Wort fiel, sodass ich
die ganze Geschichte -

so oft sie auch
angesprochen worden war
– darüber hinaus nie
gehört hatte.

Edik versuchte sich
aufzurichten, ich
wollte ihn
zurückhalten, doch er
kämpfte sich hoch.
»Käpt'n!«

Halb aufgerichtet

versuchte die Hündin,
sich auf den vorderen
Pfoten zu uns zu
ziehen. Ihr Hinterleib
schleifte auf dem Boden
und zog eine blutige
Spur hinter sich her.
Es war viel Blut,
verdammt viel. Käpt'n
heulte nicht, sie
schrie, und ich konnte
kaum glauben, dass

diese Laute von einem Tier und nicht von einem Menschen stammten.

»Käpt'n!«

Schwankend kam Edik hoch und machte ein paar Schritte, um vor seiner Hündin auf die Knie zu fallen. »Mein Mädchen ... Alles wird

gut ... alles wird gut ...«

Die Hundebeine

knickten ein und der

Leib schlug auf dem

Asphalt auf, der Atem

ging schwer und

stoßweise. Das viele

Blut machte mich

schwindelig. Alles

schwirrte um mich

herum, Ediks gebrochene

Stimme, die wie aus der

Ferne zu mir drang, die
Erinnerungen an das
Auto, das auf uns
zuraste, Käpt'ns
schwächelndes Winseln.
Der Blick, den sie zu
uns hochwarf, war so
voller Vertrauen, dass
er alles in mir wund
aufzureißen schien.

Ich kauerte neben

Edik. Es wird alles gut
... alles gut ... Es kam
mir vor, als wäre er
irgendwo in seiner
Litanei verloren
gegangen, während vor
ihm seine Hündin starb.

»Edja! Was ist
passiert, Edja?« Aus
dem Treppenhaus kam
Rimma gestürzt, doch
nach ein paar Schritten

blieb sie wie
angewurzelt stehen. Ich
hörte das beinahe
zufrieden brummende
Motorgeräusch, das
Knirschen der Reifen
über den Weg -
gemächlich kam der Lada
zurück und hielt vor
ihr an. Die Insassen
konnte ich nicht sehen.

Nur entfernt
registrierte ich, wie
eins der Fenster
heruntergelassen wurde.

»Steig ein, Rimma.«

Sie rührte sich
nicht.

»Steig ein. Oder
wir machen noch eine
Runde, und dieses Mal
erwischen wir nicht
bloß den Hund.«

Über das Autodach
hinweg schnellte ihr
Blick zu mir. Wie
ferngesteuert stieg sie
in den Wagen, und der
Lada fuhr davon.

Es war so still.

So verdammt still!

Käpt'n lag

ausgestreckt da, und
nur die Bauchdecke, die

sich unregelmäßig,
beinahe kaum bemerkbar
hob und senkte, deutete
darauf hin, dass noch
etwas Leben in ihr
schlummerte.

Liza.

Das unangenehme
Kribbeln breitete sich
in meinem Magen aus.
Mein Inneres
verkrampfte sich. Mit

scharfen Atemstößen
versuchte ich, meine
Übelkeit
niederzuringen. Keine
Ahnung, woher Mr
Nachtmahr auf einmal
gekommen war,
vielleicht war er
wieder von einem der
Balkone gesprungen –
jetzt stand er direkt

vor mir und hatte
nichts Besseres zu tun,
als in meinen Verstand
einzudringen. Warum
jetzt, warum hier? Ich
würde seine Gegenwart
unmöglich lange
ertragen können.

»Llleisa ... h-h-h-
uhuh-nt ...«

Die Hündin, ja.
Atmete sie noch?

»... hhh-uhnt schsch-
schl-ehchchtt ...«

Ja, verdammt, ich
wusste selbst, dass es
dem Hund schlecht ging!
Was wollte er mir damit
sagen?

Mein Nachtjunge
schüttelte genervt den
Kopf und hockte sich
vor dem Tier hin. Ohne

es zu berühren, fuhr er mit einer Hand den pelzigen Körper entlang, und der flackernde Schatten, den mein Dämon auf den Boden zurückwarf, verblasste eine Spur mehr.

»Käpt'n wird es schaffen«, flüsterte ich kaum hörbar.

»Oder?«

*Nein, wird sie
nicht.*

»Woher willst du
das wissen?« Ich
schluchzte. Nein,
unmöglich. Unsere
Käpt'n, die mit so viel
Begeisterung durch das
Leben hüpfte und mir
enthusiastisch das

Gesicht ableckte. Ich konnte mir vieles vorstellen, aber nicht, dass es sie bald nicht mehr geben würde.

Sie hat schwere Verletzungen. Sie verblutet.

Entschlossen richtete ich mich auf.
»Wir müssen sie in eine Tierklinik bringen.

Irgendjemand wird uns
helfen, uns hinfahren
...«

Mr Nachtmahr legte
eine Hand auf das
Hinterteil des Tiers.
Käpt'n zuckte nicht
einmal.

Sie stirbt. Sein
Schatten wurde noch
eine Spur blasser, und

es kam mir vor, als wäre er auf eine groteske Weise zu müde, die Bewegungen meines Dämons nachzumachen, als wartete er nur darauf, sich endgültig von ihm zu lösen.

»Sie stirbt?«

Verzweifelt schaute ich zu Edik, doch er registrierte schon

lange nichts mehr. Sein
Blick wirkte
erschreckend starr.
»Und wir sehen dabei
zu, oder wie?«

Mr Nachtmahr senkte
den Kopf. *Mein Schatten
löst sich auf, siehst
du? Er verschwindet,
wenn ich auch nur
versuche, mehr zu tun.*

»Wenn du versuchst,
mehr zu tun?« Zittrig
stieß ich die
angehaltene Luft aus.
»Das heißt, du kannst
mehr tun?«

*Vielleicht. Kannst
du meinen Schatten
festhalten? Ohne ihn
wird es mir unmöglich
sein, ein Mensch zu*

werden!

»Wie soll ich das
denn machen?«

*Halte meinen
Schatten hier! Ich kann
ihn nicht verlieren,
verstehst du?*

»Sie kriegt das
hin.« Nonja kniete sich
neben ihn und packte
meine Hand. »Ich kann
dich nicht

unterstützen, so wie
ein für dich
auserwählter Wolchw es
tun würde. Ich kann
dich auch nicht lehren,
es zu beherrschen, ich
kann nur sagen, wie es
bei mir ist. Vielleicht
hilft das.« Sie atmete
tief ein und
umklammerte meine Hand

fester. »In Russland
gibt es eine Tradition,
in der Nacht vor
Weihnachten
Weissagungen zu
betreiben. Eine
beliebte Methode ist
es, ein Blatt Papier
zusammenzuknüllen und
es anzuzünden. Aus den
Umrissen, die vom
brennenden Papier an

eine Wand geworfen
werden, versuchen die
Menschen, ihre Zukunft
zu deuten. Solche
Gebilde sehe ich, wenn
ich in die Schatten
blicke. Ist es bei dir
ähnlich?«

Ich sollte
Wladislaws Schatten in
dieser Welt festhalten?

Zum Teufel, wie konnte mir dann das Gerede vom brennenden Papier helfen?

»Liza, ist es bei dir ähnlich?«, drängte Nonja. »Käpt'n stirbt. Wir haben nicht viel Zeit.«

Ich nickte. Ja, ich konnte mir durchaus vorstellen, dass die

Silhouetten, die ich in den Schatten sah, einem brennenden Papier ähneln könnten.

»Gut. Es ist so, als würdest du nach diesem Papier greifen. Du musst es einfach festhalten, du musst nichts formen, nichts beeinflussen. Es soll

einfach dableiben, in
deinen Händen,
verstanden? Wenn dir
etwas dabei helfen kann
- ein Reim, ein Lied,
dann sing es, sag es
auf, egal, wie peinlich
es ist.«

Wieder nickte ich
und dachte an Mamas ›Se
Theg nie Ib-Ab-
Nnameztub‹. Waren

rückwärts gesungene
Kinderlieder peinlich
genug? Vielleicht
würden sie auch mir
helfen, so, wie sie
anscheinend meiner Mama
geholpen hatten.

»Okay.« Nonja
schluckte. »Wenn ich
die Schatten berühre,
fühle ich dabei eine

unerträgliche Hitze
aufsteigen. Ich kann
beinahe den Rauch
riechen. Manchmal habe
ich das Gefühl, Asche
auf meiner Zunge zu
schmecken. Egal, was
passiert, du darfst das
Papier nicht loslassen.
Ich helfe dir. Aber ich
bin bei Weitem nicht so
mächtig wie du.

Bereit?«

»N-nein.«

»Wird schon gehen.«

Sie drückte meine
Finger, nur kurz, dann
führte sie unsere Hände
in den Schatten meines
Dämons hinein.

Der Rauch. Die
Asche. Und die Hitze,
ja da würde noch die

Hitze kommen, hatte Nonja gesagt. Ich hoffte bloß, es würde nicht allzu schlimm werden. Doch es gab weder den Rauch noch die Hitze. Ich roch die Fäulnis, und das moderig-klamme Gefühl nistete sich in meinen Fingern ein. Als würde ich nicht in einen

Schatten, sondern in
Schlick greifen und
dort vergebens nach
einem Stück Papier
wühlen. Das Papier! Ja.
Deshalb tat ich es. Ich
durfte mich nicht
ablenken lassen. Der
Schlamm schwappte meine
Arme hoch. *Se Theg nie*
Ib-Ab-Nnameztub, sumnte

ich, etwas war da, in
den Tiefen, ich musste
es nur zu fassen
bekommen. Doch das
Gefühl, im Sumpf zu
ertrinken, wurde immer
eindringlicher. Ich
konnte nicht schreien,
nicht einmal summen,
ohne dass der Moder
meinen Mund ausfüllte
und jeden Laut

erstickte. Verzweifelt
versuchte ich, nach
Luft zu schnappen und
mich aus dem Schlamm zu
befreien. Ich riss mich
fort, strampelte,
strampelte umso
verzweifelter, um
endlich an die
Oberfläche zu gelangen.
Liza ...

Mein Name.

Jemand rief meinen
Namen.

Ich riss die Augen
auf.

Nonja hielt mich
fest. Als würde sie
versuchen, mich wieder
einmal aus einem
Albtraum zu holen. »Ist
schon gut. Ganz ruhig.

Ist schon gut.«

Nur langsam kam ich wieder zu mir. Sah Edik, der genauso regungslos wie zuvor neben Käpt'n kauerte. Mr Nachtmahr, der beinahe schützend seine Hände über dem Hundeleib ausgebreitet hielt. Den blassen Schatten, den mein

Dämon noch hatte.

Nonja schüttelte den Kopf. »Liza ist einfach zu unerfahren. Und ich bin kein Wolchw, der sie führen könnte. Ich würde es selbst tun, ehrlich, aber meine Kraft reicht dafür einfach nicht aus. Ich bin nicht

besonders mächtig,
weißst du?«

Mr Nachtmahr
presste die Lippen
aufeinander. Seine Züge
waren schärfer,
kantiger geworden, als
hätte er eine
Entscheidung getroffen,
die ihm nicht gefiel.
Dann legte er seine
Hände auf den Hund.

Es passierte
nichts.

Keine Ahnung, was
ich erwartet hatte.
Voodoo, einen
Ritualtanz, wenigstens
einen Trancezustand mit
einem stimmungsvollen
Gesang. Aber Mr
Nachtmahr saß einfach
da, seine Hände ruhten

auf dem Hundekörper,
und mit viel gutem
Willen könnte ich
behaupten, er würde
meditieren. Das
Einzigste, was sich
regte, war sein
Schatten. Er wurde
blasser, schmaler – bis
er gänzlich
verschwunden war.
Instinktiv fuhr ich mit

einer Hand über die
Stelle, wo er gewesen
war, und spürte nichts
mehr. Er war einfach
geschmolzen.

Geschmolzen ... ja,
natürlich!

Ich hatte mich
getäuscht, als ich
Nonja beteuert hatte,
ich würde die Zuckungen

der Flammen darin
sehen. Die
Schattengebilde, die
sich mir offenbarten,
waren so viel
fließender. Als würde
jemand Tinte ins Wasser
schütteln oder den
Sandboden eines Sees
aufwirbeln. Ich konnte
nicht nach dem Papier
greifen, weil es keins

für mich gegeben hatte.
Was bedeutete: Nonja
und auch Rimma hatten
recht. Wenn ich es
verstehen und
kontrollieren wollte,
brauchte ich einen
Wolchw.

Noch eine Weile saß
mein Nachtjunge da, bis
er tief Luft holte und

seine Hände langsam
auseinandergleiten
ließ. Die eine strich
zum Kopf, über die
Schnauze hinweg bis zur
Nasenspitze; die andere
wanderte über das
Hinterteil zum Schwanz.

Er hatte die Hände
noch nicht einmal
zurückgezogen, da
sprang Käpt'n auf und

begann, schwanzwedelnd
und freudig winselnd um
uns herumzuhüpfen. Als
hätte jemand das Licht
wieder angeknipst.
Sogar Nonja schrie auf,
als Käpt'n zu ihr
hüpfte, und blickte den
Hund verstört an.

»Und jetzt?«,
murmelte ich, eindeutig

um einiges verstörter.

Mr Nachtmahr zuckte mit den Schultern. Eine durch und durch menschliche Geste, trotz des fehlenden Schattens. Dafür verstand Käpt'n meine Frage als eine Aufforderung, uns ein Stöckchen zu bringen, das die Ausmaße eines

Prellbocks hatte. Sie warf das Ding vor Edik hin, und als ihr Herrchen sich immer noch nicht regte, bellte die Hündin ihn erwartungsvoll an, um sich sogleich auf Edik zu stürzen und ihm mit voller Begeisterung das Gesicht abzuschlabbern.

Edik hielt dem Ansturm nicht stand. Mit sabbernder Leichtigkeit rang die Hündin ihn zu Boden und erstickte jede Gegenwehr im Keim. Ich schüttelte meine Starre endgültig ab, rief: »Aus!« und versuchte, Käpt'n fortzuziehen, doch erst als Mr Nachtmahr mit

einer flachen Hand
neben sich auf den
Boden klopfte, ließ die
Hündin von Edik ab und
schenkte ihre hechelnde
Begeisterung meinem
Dämon.

Ich half Edik auf
die Beine. Er wirkte
noch immer völlig
durcheinander, als

stehe er gehörig neben sich. »Käpt'n geht es gut«, redete ich auf ihn ein. »Sie hat es überstanden, hörst du?«

»J-ja.«

Die Schockstarre fiel auch von ihm ab, dafür begannen seine Hände zu zittern. Sehr heftig zu zittern. Eigentlich sein ganzer

Körper. Er musste sich beruhigen, eindeutig, bevor er mir noch umkippte.

»Okay. Komm mit.«

Ich führte ihn zur Bank. Die alte Dame hatte sich inzwischen erstaunlich breitgemacht, völlig unbeeindruckt von den

Geschehnissen auf der Straße. Sie zeigte keine Anstalten, uns Platz zu gönnen, daher machte ich deutliche Anstalten, dass ich ihr Edik notfalls auf den Schoß setzen würde, wenn sie nicht ein Stück zur Seite rückte. Also tat sie dies, zeigte aber mit all

ihrer Haltung deutlich:
Hoffnungen auf unsere
gemeinsamen
Wetterkonversationen
sollte ich gleich mit
begraben.

Edik ließ sich am
Rand der Bank nieder.
Unsicher klopfte er
seine Lederjacke ab,
bis er eine

Zigarettenpackung fand.
Es gelang ihm nicht
sofort, einen Stängel
herauszufischen und ihn
sich zwischen die
Lippen zu stecken. Auch
das Feuerzeug streikte
und rutschte ihm
letztendlich aus den
Fingern. Ich hob es auf
und gab ihm Feuer. Nach
ein paar Zügen ging es

ihm besser, auch wenn
seine Hände noch immer
schrecklich zitterten.
Der Rauch wehte in die
Richtung der Frau und
zwang sie, die Bank
gänzlich uns zu
überlassen. Sie
schnaubte empört und
wackelte davon.

»Was ist da

eigentlich passiert?«, wollte Edik wissen, und es klang, als hätte er eine Weile gebraucht, um Worte dafür zu finden.

»Irgendwie hat er Käpt'n gerettet, schätze ich.«

Ich schaute zu Nonja, wie sie die Sachen, die auf dem

Boden verstreut lagen,
aufsammelte und in
meinen zerschundenen
Rucksack stopfte. Mr
Nachtmahr saß noch an
demselben Platz, und
sein verlorener Anblick
machte mich unendlich
traurig. Ich suchte
nach seiner Präsenz in
meinem Inneren, doch er

war fort; dabei
wünschte ich mir so
sehr, er würde spüren,
dass ich alles versucht
hatte, um seinen
Schatten zu halten.

»Das war kein
bloßer Unfall, hab ich
recht?«, holte Ediks
Stimme mich ein. »Sie
haben meine Mutter
mitgenommen.«

»Ja.« Die Bilder
zuckten vor meinem
inneren Auge vorbei.
»Es ist dieser Kult,
von dem ich dir erzählt
habe. Da gehen so
einige krumme Dinge vor
sich. Deine Mutter
wollte dagegen
ankämpfen, anscheinend
hat sie einige Leute

angeworben, gegen das
Oberhaupt zu
rebellieren.«

»Und jetzt hat
dieser Typ sie.« Seine
Hand ballte sich. »Was
werden sie mit ihr
machen?«

»Ich weiß es
nicht.«

»Wo bringen sie sie
hin?«

»Keine Ahnung.

Dieses Oberhaupt
scheint so eine Art
Teufelsgottheit
anzubeten, und was auch
immer er im Schilde
führt, es wird übel
enden. Deine Mutter
wollte, dass ich dem
Widerstand gegen ihn
helfe. Und jetzt ist

sie fort, und ich weiß nichts, absolut nichts.«

Er nahm noch einen Zug und schnippte sich die Asche vor die Füße. »Aber wir haben einen Dämon auf unserer Seite, stimmt's?« Er deutete zu Mr Nachtmahr. »Den du in unsere Welt gebracht

hast und der gerade
meine Hündin geheilt
hat.«

In mir läuteten
sämtliche
Alarmglöckchen. »Ich
halte das für keine
gute Idee.«

»Warum nicht? Wenn
wir herausfinden
würden, wo sie meine

Mutter festhalten, dann könnten wir mit deinem Dämon in petto durchaus Chancen haben, sie zu befreien. Am besten nachts. Wenn er hulkmäßig unterwegs ist. Und nicht gerade aussieht wie ...«, er machte einen undeutlichen Wink in Richtung Straße und zog

abermals an der
Zigarette, »... Legolas
auf Bewährung.«

Ich musste
schmunzeln. Mit seinen
langen Haaren und dem
überirdisch schönen
Antlitz würde er auch
mit Pfeil und Bogen
eine äußerst
ästhetische Erscheinung

abgeben.

*Ich kann euch
hören. Deutlich besser
als in der Zeit, in der
mein menschlicher
Schatten den Dämon in
mir im Zaum gehalten
hat.*

»Ich glaube, deine
Idee stößt bei dem
besagten Dämon nicht
unbedingt auf

Begeisterung.«

Und in Anbetracht dessen, wie deutlich der heutige Vorfall gezeigt hatte, dass Ediks Leben auf dem Spiel stand, vielleicht nicht der schlechteste Standpunkt.

Das habe ich nicht gesagt.

Mr Nachtmahr war zu uns herangetreten. Dabei hatte ich nicht einmal bemerkt, wie er sich bewegt hatte. Um ihn herum hüpfte Käpt'n und scheuchte die Vögel auf, die hartnäckig versuchten, sich in der Nähe meines Dämons einzunisten. Die

fremden Gedanken
kribbelten in meinem
Kopf wie Läuse, ich
musste hart schlucken,
allerdings weniger
wegen seiner Präsenz in
mir. »Das heißt, du
willst den Sitz der
Wolchwy stürmen?«

Es geht um Rimma.

Ich fühlte, wie er kurz
innehielt. *Als ich*

*Mensch war, hat uns
etwas verbunden. Ich
kann sie nicht im Stich
lassen.*

Edik musterte mich
skeptisch. »Redest du
gerade mit ihm?«

»Ja. Er kann nicht
wie wir sprechen, weißt
du?«

Nicht mehr. Seit

*ich meinen Schatten
wieder verloren habe -
gar nicht.*

Ja, doch! Ich hatte
versagt. Kein Grund, es
mir aufs Brot zu
schmieren.

»Und du kannst ihn
hören?«

*Frag ihn bitte, wer
Legolas ist. Ich kann
den Jungen gedanklich*

nicht erreichen.

»Sein Name ist
Eduard. Und Legolas ist
ein Elb.« Ich
beobachtete, wie das
Ende von Ediks
Zigarette zum letzten
Mal aufglühte. Sie war
erst zur Hälfte
aufgeraucht, als er sie
fallen ließ und sie mit

der Schuhspitze
zerdrückte. Seine
Bewegungen wirkten
ruhiger, gefasster. Und
die Entschlossenheit,
die seine Gesichtszüge
verströmten, bescherte
mir Bauchschmerzen.

*Es gibt keine
Elben.*

»Du kannst ihn also
hören«, stellte Edik

fest.

»Bei Tolkien schon.
Und ja, er spricht
gewissermaßen in meine
Gedanken hinein«,
erklärte ich. Ihnen
beiden.

Was ist Tolkien?

»Warum nicht auch
in meine?«

Waaaaaaahhhhh!

Kopfschmerzalarm.

*Sein Verstand ist
ohne Zwang nicht
empfänglich für meinen
Geist.*

»Das ist ja zum
Verrücktwerden.« Ich
drückte mir die
Handballen gegen die
Schläfen.

Edik schmunzelte.

»Darf ich wieder? Oder

ist er dran?«

Es machte mich glücklich, ein ehrliches Lächeln auf seinen Lippen zu sehen, und jede Wette, ich glotzte ihn schon wieder an mit dem Schlafzimmerblick einer verliebten Kuh. Wir saßen so nah

beieinander, dass
unsere Oberschenkel
sich leicht berührten.
Vielleicht war er sogar
ein Stück zu mir
gerückt. Und das
Flattern in meinem
Inneren kam nicht von
einer dämonischen
Präsenz, die sich ...
respektvoll
zurückgezogen hatte.

Wohl ihre Art, ›Nehmt
euch doch ein Zimmer‹
zu sagen.

»Du kannst ruhig
reden. Zumindest im
Moment.«

»Worüber
unterhaltet ihr euch
denn?« Mein Herz setzte
einen Augenblick aus,
als ich spürte, wie

Edik mir durch die
Haare strich und eine
meiner Locken langsam
durch seine Finger
gleiten ließ.

»Im Moment über
Klassiker der Fantasy-
Literatur.«

Wenn sein Gesicht
noch ein Stück näher
käme, würde ich ihn
küssen. Also, wenn ich

mit Bestimmtheit
wüsste, dass er es auch
wollte ... Dann würde ich
ihn küssen, sofort.
Natürlich nur, wenn ...

Er mag dich.

»Was? Nein. Er ...«

Ich biss mir auf die
Lippe. *Darüber* sollte
ich mich lieber nicht
laut unterhalten. Schon

gar nicht in Ediks
Anwesenheit.

*Aber sicher mag er
dich. Das kann man
kilometerweit riechen.*

»Quatsch!«

Edik hob eine
Augenbraue. Äh, genau.
Wollte ich nicht die
Klappe halten?

*Ihr seid ja süß.
Könnt ihr das nicht*

*allein regeln? Na gut,
ich glaube, ich sollte
ihm doch eine
Kleinigkeit direkt
sagen.*

»Was? Nein! Wage
bloß nicht ...« Ich
sprang auf und
stolperte über Käpt'n.
Da war Mr Nachtmahr
schon bei Edik, packte

ihn mit beiden Händen
am Kopf und drückte ihn
sich Stirn an Stirn.

»Untersteh dich!«,
brüllte ich. Nonja
prustete – das müsste
gerade eine herrliche
Theatervorstellung für
sie sein, und Edik
schrie auf. In der
nächsten Sekunde ließ
mein Dämon Edik auch

schon los, der sich nach vorne beugte und sich eine Hand an seine Stirn presste.

»Was hast du mit ihm gemacht?«, polterte ich los, doch Edik hielt mich mit einer raschen Geste zurück.

»Alles okay, Liza«, keuchte er. »Nur eine

Gehirnvereisung.« Er
atmete durch.

»Beziehungsweise fühlt
es sich gerade so an.«

*Oh. Das passiert
also, wenn man sich den
Zugang trotzdem
verschafft.*

»Was hast du ihm
gesagt?« Davon hing
nämlich ab, ob ich
gleich im Boden

versinken sollte, oder
Zeit hatte, das Loch
selbst auszuschaufeln.

Doch Mr Nachtmahr
zuckte die Schultern.
Ein bisschen zu
beiläufig, wie es mir
vorkam. Diese
menschliche Seite an
ihm gefiel mir immer
weniger.

*Es war wirklich
kein großes Ding. Bald
wird es dämmern. Ich
sollte lieber von hier
verschwinden.*

»Guter Plan.«

Er hob eine Hand,
als wollte er uns zum
Abschied winken. Seine
Haut wirkte dünn und
trocken, die Finger -

knochig, als würde er
direkt vor unseren
Augen altern. Ich
nickte ihm zu, dann war
er verschwunden. Wenn
er es wollte, konnte er
sich beinahe katzenhaft
bewegen. Geräuschlos,
ohne dass man seinen
Abgang wahrnahm. Daran
würde ich mich nie
gewöhnen.

Edik stöhnte und presste sich eine Hand auf den Mund.

»Übel?«, fragte ich und musste schmunzeln.
»Soll ich dir deine Haare aus dem Gesicht halten?«

»Danke. Geht schon«, murmelte er.
»Was wird jetzt aus

meiner Mutter? Ich kann
nicht tatenlos
dasitzen, wenn ich
weiß, dass diese Kerle
sie irgendwo
festhalten.«

Und ich hatte
gehofft, sein
Tatendrang hätte sich
gelegt. Ich schielte zu
Nonja, aber sie
beachtete uns nicht.

»Ich versuche, etwas in Erfahrung zu bringen, okay?«, versicherte ich ihm und hoffe, das würde für den Anfang reichen. Am kommenden Montag war Wetsche. Was auch immer dieses komische Oberhaupt vorhatte, er brauchte mich anscheinend

lebendig. Um nicht zu
sagen: kooperativ.
Darauf konnte ich
bauen.

Der kommende Montag
also.

Mein Tag X.

Und bloß ein
Wochenende bis dahin.

Kapitel 19

In dieser Nacht versuchte ich, in die Traumwelt einzudringen. Natürlich wusste ich, was für ein Risiko ich damit einging, aber meine Mama war die Einzige, der ich ein paar Fragen stellen konnte, bevor ich am

Montag einen auf Lara
Croft machen würde -
ja, meine Fantasie ging
ein bisschen mit mir
durch. Doch die Pforte
schien fest
verschlossen zu sein.
Da halfen weder
Yogaübungen noch mein
gesamtes Kindergarten-
Repertoire, egal wie

herum oder falsch
gesungen. Ich dämmerte
weg, wachte wieder auf,
und erst in den frühen
Morgenstunden verfiel
ich in einen unruhigen,
traumlosen Schlaf, aus
dem ich unsanft
gerissen wurde.

»Liza? Liza,
aufstehen!« Larissa
rüttelte an meiner

Schulter. Ich blinzelte verwirrt umher. Hinter dem Fenster war es noch dunkel.

»Es ist Samstag!«

Ich knurrte und vergrub den Kopf unter dem Kissen, das mir energisch entrissen wurde. Samt der Decke.

»Ja, es ist

Samstag«, rief es
fröhlich über mir und
es rüttelte heftiger.
Stärke fünf auf der
Richterskala, Tendenz
steigend. »Du kommst zu
spät zum Unterricht!«

»Unterricht am
Samstag?« Ich schaffte
es, mir das Wirrwarr
meines Haars aus dem
Gesicht zu streichen

und aufzublicken.

Larissa thronte über
mir wie die Nemesis per
se.

»Beeil dich! Noch
ist das Bad frei.«

Das ließ ich mir
nicht zwei Mal sagen.
Wenn Nonja es schaffte,
vor mir
hineinzugelangen, würde

ich den einzig
vernünftigen Spiegel,
den es in dieser
Wohnung gab, an diesem
Morgen nicht mehr zu
Gesicht bekommen. Für
das Überschminken der
Sommersprossen und die
Haare bedeutete es in
meinem Fall:
Totalschaden!

Als ich im Bad

fertig war, schleppte sich Nonja aus dem Schlafzimmer, und ich war froh, dass sich nicht nur mein Geist und Körper mit der Tatsache ›Unterricht am Samstag‹ nicht im Einklang befanden.

Larissa machte uns Frühstück. Heute waren

es Syrniki.

Handflächengroße,
gebratene Küchlein aus
Quarkteig mit einem
Klecks saure Sahne
drauf – saure Sahne aß
man hierzulande zu
absolut allem, fiel mir
auf – und das Ganze mit
Zucker bestreut. Einige
Zeit später schlurfte
Nonja aus dem Bad mit

der gleichen
Begeisterung wie vorher
aus dem Schlafzimmer.
Die morgendliche
Toilette schien sie
nicht besonders
aufgemuntert zu haben.
Sie ließ sich auf die
Bank fallen und begann
sofort, methodisch und
konzentriert die

Frühstücksleckerei in
sich hineinzustopfen.

»Und? Schon bereit
für deinen großen
Auftritt?«, erkundigte
sie sich mit vollem
Mund, während ich
beschloss, den Samstag
mit einem Tee zu
beginnen. Nach den
gestrigen Ereignissen
hielt sich mein Appetit

eh in Grenzen.

»Welcher Auftritt?«

Während Nonja ihre erste Portion bereits fast verschlungen hatte, schaffte ich es gerade so, meinen Syrnik mit einer Gabel zu zerlegen.

»Literatur. Schon vergessen? In der

letzten Stunde. Kann es kaum erwarten.«

Spätestens jetzt war es mit meinem Appetit endgültig vorbei. »Scheiße!«

»Eugen Onegin«, korrigierte mich Nonja.

Ich zog mein Handy hervor und googelte fieberhaft nach dem Text. Das Einzige, was

mein Gedächtnis noch
hergab, waren die
beiden Freunde Lenski
und Onegin, die
knutschten. Vor meinem
inneren Auge sah ich
bereits, wie ich genau
das vor der
versammelten Klasse
verkündete, zuzutrauen
wäre es mir allemal.

Während Nonja ihre Sachen zusammenpackte, versuchte ich, den Text in meinen Kopf einzuprügeln. Die ersten beiden Zeilen hatte ich immerhin:

›Schon fort? Ein Kreuz mit euch Poeten!‹ –

›Leb wohl, Onegin, höchste Zeit!‹ .

Blöderweise konnte ich

mich nicht erinnern, ob
Edik Lenski oder Onegin
mimen wollte. Und wer
übernahm den Part des
Erzählers? Doch nicht
etwa das überaus
hilfsbereite
Rotbäckchen?

»Möchtest du ein
Stück?«, fragte Larissa
und schwenkte einen

weiteren Syrnik auf
einem Pfannenwender vor
meiner Nase.

»Mitnichten!«,
verkündete ich, ohne
den Blick vom Display
abzuwenden. Man könnte
behaupten, ich wäre
bereits in meiner Rolle
versunken.

»Schluss jetzt.«
Beleidigt zog Larissa

das Handy aus meinen
Händen. »Das Ding dulde
ich nicht am Tisch. Du
solltest anständig
essen.«

Ich verabschiedete
mein Smartphone mit
einem wehleidigen
Blick, der Larissa
allerdings nicht
erweichen konnte.

Onegin's Gesellschaft
durfte ich damit erst
auf dem Weg zur Schule
wieder genießen,
während Nonja darauf
achtete, dass ich die
Schlaglöcher und andere
Stolperfallen sicher
umschiffte. Vom Verlauf
des restlichen
Schultages bekam ich
ebenso wenig mit, und

das Schlimmste war: Der
Text wollte ums
Verrecken nicht in
meinem Kopf bleiben.
Zumindest nicht
vernünftig. Wie schlimm
es um mich und meinen
inneren Onegin stand,
zeigte die Tatsache,
dass ich auf Nonjas
Ankündigung, sie müsse

noch schnell zu unserer
Direktorin, ›Schön,
schön, ich will dich
nicht verspäten‹
verkündet und in einer
Antwort an Rotbäckchen
sogar ein beherztes
›Wohlan!‹ untergebracht
hatte, ein Wort, von
dem ich nicht einmal
wusste, dass es
existierte. Sogar Edik

wahrte Abstand, da ich
nur mein Handy im Sinn
hatte. Bis zur
gefürchteten
Literaturstunde
konzentrierte ich mich
auf nichts anderes.

Gleich am Anfang
ging es auch schon los.
Das Rotbäckchen trug
ihren Tschatzki-

Monolog selbstsicher
und sogar durchaus
leidenschaftlich vor,
was ihr ein zufriedenes
Nicken Marjana
Nikolajewnas
einbrachte. Jelisaweta
versuchte mit ihr
mitzuhalten, stolperte
aber mehr durch den
Text. Danach waren Edik
und ich an der Reihe.

Lässig stolzierte er
nach vorne, und erst da
registrierte ich, dass
er einen Anzug trug.

Einen Anzug. Edik!

Meine Güte, die Rolle
eines Adligen schien
er verdammt ernst zu
nehmen. Auch wenn mir
schier das Herz
schmolz, je länger ich

ihn bewunderte: Er sah einfach zum Niederknien aus! Was so ziemlich alle Mädels unserer Klasse bestätigen konnten, allen voran Jelisaweta, die ihn verträumt anschaute und mit ihren langen Wimpern anklimperte.

Als ich mich vor der Tafel platziert

hatte, fühlte ich mich
unzähligen Blicken
hoffnungslos
ausgeliefert. Mir war
heiß und kalt zugleich,
und ich grübelte, ob es
zur Authentizität des
19. Jahrhunderts
beitragen würde,
damenhaft in Ohnmacht
zu fallen.

»Wird schon
schiefgehen«, flüsterte
Edik mir zu.

Genau. Reiß dich
zusammen, Liz!

Irgendwo hatte ich
gelesen, man sollte
sich das Publikum nackt
vorstellen, also tat
ich dies, und in meinem
Kopf war nichts außer

einer nackten Menge,
die mich anstierte.

»Ihr dürft
beginnen«, verkündete
Marjana Nikolajewna
trocken, worauf mein
Hirn »BLACKOUT!« rief
und dann »Hahaha!«
meinte, und mir fiel
nichts, aber wirklich
nichts mehr ein.

»Schon fort? Ein

Kreuz mit euch
Poeten!«, holte Ediks
tiefe, besonnene Stimme
mich ein, ich zuckte
zusammen und schaute
ihn an, offensichtlich
so bedeppt, dass
unter unseren
Kommilitonen bereits
vereinzelte Lacher
ertönten. Und nun? Ein

Kreuz mit euch Poeten -
ja, daran erinnerte ich
mich vage, aber was um
alles in der Welt
musste ich antworten?

»Tschüss, Kumpel,
keine Zeit!«, piepste
ich und die Lacher
wurden nachdrücklicher.
Edik versuchte
krampfartig ernst zu
bleiben. Währenddessen

nahm das Gesicht von
Marjana Nikolajewna
langsam, aber sicher
den Ausdruck an, als
verschaffe der
Beerensaft, um den es
im Onegin-Text später
gehen sollte, ihr schon
jetzt Beschwerden aufs
Heftigste.

Time out. Ich war

erledigt.

Doch als würde es zu unserer Darbietung gehören, strich Edik mir aufmunternd über den Rücken, dass ich beinahe Gänsehaut auf dem ganzen Körper bekam, und gab kund: »Schön, schön, ich will dich nicht verspäten; doch wohin eilst du?

Gib Bescheid.« Er legte so viel Gefühl und so eine große Gestik in diese Worte, dass die Lacher nun auch ihm galten. Ein kurzer Check bestätigte mir: Unsere Kommilitonen lehnten sich entspannt zurück und erwarteten von uns ganz großes

Kino. Samt Popcorn.

Zeile um Zeile

hangelten wir uns durch

den Text, unser

Publikum ließ sich aufs

Köstlichste

unterhalten, während

die Beerensaft-

Beschwerden von Marjana

Nikolajewna langsam

besorgniserregende

Ausmaße annahmen. Aber

für mich gab es nur
Edik, seine sanften,
wie zufälligen
Berührungen, seine
Stimme, die mir Halt
und Zuversicht
schenkte. In seiner
Gegenwart begann die
ganze Vorstellung sogar
Spaß zu machen, auch
wenn ich schon bald

gänzlich den Faden
verlor und kaum noch
wusste, worum es
eigentlich ging. Außer
dass ich als Lenski
wegmusste und Edik
Onegin mich mit
fadenscheinigen Gründen
davon abhalten wollte.
Also stritten wir uns,
weil wir doch so
verschieden waren und

unsere Zuneigung
zueinander irgendwie im
Zaum halten mussten. Er
hielt meine Hand und
deklamierte
unerschütterlich seinen
Part, während sein
Daumen über meine Haut
strich. Ich stotterte
etwas Sinnloses, nur
ganz entfernt an

Puschkin erinnerndes
Zeug, und fühlte seinen
Körper mit meinem
ganzen
gänsehautanfälligen
Wesen. Er hatte After
Shave aufgetragen, nur
einen Hauch, das nach
einer frischen
Meeresbrise roch und
mir unendliche Freiheit
versprach. Mit ihm -

bis ans Ende der Welt.
Ich fühlte mich umgeben
von seinem zärtlichen
Blick und konnte kaum
noch ein vernünftiges
Wort herausbringen.
Außer vielleicht, ihm
»Mein Onegin«
zuzuflüstern. Plötzlich
war sein Gesicht ganz
nah. Ich legte meine

Hände auf seine Wangen
und wir beide
verharreten in der
gegenseitigen Umarmung.

»Stopp, Stopp,
Schluss! Auf der
Stelle!«, rief Marjana
Nikolajewna, wir
zuckten zusammen und
stoben auseinander.

Unsere Kommilitonen
schienen uns

anzustarren, ohne zu
atmen. In die sich
ausbreitende
Grabesstille verkündete
Edik selbstbewusst, das
wäre eine moderne
Interpretation wie
DiCaprios Romeo, doch
Marjana Nikolajewna gab
uns beiden eine dicke
Eins - wir hatten es

echt gebracht! Denn die schlechteste Note hierzulande war eigentlich eine zwei, >durchgefallen<. In eisigem Ton meinte sie, sie würde den Vorfall - welchen Vorfall? - der Direktorin melden und wir könnten nur hoffen, dass die Angelegenheit nicht bis nach >ganz

oben< käme.

»Unverschämtheit,
das!«, polterte sie
noch lange, während wir
vor der Tafel wie
angeprangert ausharren
mussten. »Und das, wo
unsere Gesetze die
homosexuelle Propaganda
so scharf verurteilen!
Wie kann man es wagen,

die Figuren von Onegin
und Lenski auf so eine
obszöne Weise in den
Dreck zu ziehen!«

Bitte was?, wollte
ich protestieren, doch
Edik bedeutete mir zu
schweigen. Als wir
endlich zu unseren
Plätzen zurückkehren
durften, waren unsere
Kommilitonen immer noch

mucksmäuschenstill, und langsam dämmerte es mir: Wir hatten unsere Zuneigung füreinander auf unsere Figuren übertragen. Auf zwei Männer, sodass es schien, als würde die beiden etwas mehr verbinden als bloß die Freundschaft.

Das Unterrichtsende holte mich so unvermittelt ein, als hätte es mich erst daran erinnern müssen, dass das Leben außerhalb dieses Raums weiterging. Lautlos packten die anderen ihre Sachen und zogen davon, ohne die

üblichen Blödeleien
oder die allgemeine
Erleichterung, das Ende
des Unterrichts, gar
das Ende der
Unterrichtswoche
erreicht zu haben. Ich
fragte mich, warum ich
immer mehr das Gefühl
hatte, etwas Unrechtes
getan zu haben, was
doch völlig abstrus

war. Während die
anderen einen Bogen um
mich machten, als hätte
ich Windpocken,
steuerte Jelisaweta
mich an wie eine
Naturgewalt, gar wie
die auffallende Strafe
Gottes, und das
Groteske dabei war,
dass sie auch dann

versuchte, auf ihren
modelmäßigen Gang zu
achten.

»Was glaubst du,
wer du bist?«, zischte
sie so leise, dass
sogar ich sie kaum noch
hörte, als wäre es
schon ein Verbrechen,
überhaupt mit mir zu
sprechen. »Kommst aus
deinem Ach-so-tollen-

Deutschland und denkst,
du kannst hier so eine
Scheiße abziehen? Das
ist ja krank, sich so
etwas auszudenken und
auch noch andere mit
reinzuziehen!«

»Ähm. Meinst du
Lenski und Onegin?
Keine Sorge, sie sind
nicht schwul. Das haben

die beiden mir
höchstpersönlich
versichert«, scherzte
ich und hatte den
Drang, mich
rechtfertigen zu
müssen. Instinktiv
suchte ich Nonjas
Beistand. Doch sie
schüttelte nur
verständnislos den
Kopf, murmelte etwas

wie: »Da hast du echt
den Vogel
abgeschossen«, klemmte
ihr Literaturbuch, das
sie noch nicht in ihre
Tasche hatte werfen
können, unter den Arm
und suchte das Weite.

»Und deine ›Ähm‹s
sind schon lange alles
andere als ›süüüüüüß‹«,

säuselte Jelisaweta,
und die Abscheu in
jeder Silbe traf mich
wie eine Ohrfeige.

»Was ist hier
los?«, hörte ich Edik
hinter mir. Ein paar
Kommilitonen, die den
Klassenraum noch nicht
verlassen hatten,
beobachten das Ganze
wie eine

Fernsehübertragung
einer Havarie in einem
Chemiewerk, die noch
sehr hässlich werden
konnte. Doch Edik
strahlte so viel Ruhe
aus, dass sogar
Jelisaweta beschloss,
den Rückzug anzutreten
und unschuldig mit den
Wimpern zu klimpern.

»Nichts. Hast du heute Nachmittag Zeit? Ich würde gern mit dir Kaffee trinken oder so.«

»Habe ich nicht«, fertigte er sie ab, warf meine Siebensachen in meinen Rucksack, den er schließlich neben seiner Tasche

schulterte und mich
näher an sich heranzog.
»Ich will Liza heute
ein paar
Sehenswürdigkeiten
zeigen. Höchste Zeit
für so was, würde ich
sagen.«

Mir entgingen ein
paar befremdliche
Blicke nicht, die auf
ihn von hier und da

geworfen wurden, aber:
Es war Edik. Edik hatte
keine Windpocken. Und
damit war für die
Allgemeinheit schon
alles gesagt.

Spätestens nachdem das
Rotbäckchen uns »Dann
viel Spaß, ihr beiden!«
wünschte und mir
verschwörerisch

zuflüsterte: »Du musst
mir nachher alles,
absolut alles
erzählen!«

Genau. Mache ich.
Falls ich Jelisawetas
Rachepläne überleben
sollte. Wenn ich ihre
Stimmung richtig
interpretierte, hätte
sie mir am liebsten
ihren Stilettoabsatz in

den Rücken gerammt und
den anderen gleich
hinterher, ungeachtet
dessen, dass es Prada-
Schuhe oder eine sehr
aufwendige Nachahmung
davon waren. Aber da
führte Edik mich aus
dem Klassenraum, als
gehörte ich fest an
seine Seite.

Im Flur wartete Mr
Nachtmahr auf uns. Echt
jetzt? Abrupt blieb ich
stehen.

»Was machst du
hier?«

Doch er antwortete
nicht. Er ließ sich
nicht einmal in der
Nähe meines Geistes
blicken, sondern

reichte Edik eine Plastiktüte und empfing von ihm meinen Rucksack und seine Tasche. Schon gingen die beiden in verschiedene Richtungen.

Moooooooooment, hatte der Dämon dabei gerade gegrinst? Und in meinem Kopf ratterte nur eine Frage:

»Wo willst du
hin?«, keuchte ich, als
wir draußen standen und
Edik keine Anstalten
machte, mich
loszulassen.

»Habe ich doch
gesagt. Ich zeige dir
die Stadt.«

»Jetzt gleich?«

»Warum nicht?«

»Was ist in der
Tüte?«

»Nichts.«

Nichts sah anders
aus.

Hoffentlich hatte
Edik nicht vor,
irgendeine Dummheit
anzustellen. Was, wenn
Mr Nachtmahr
herausgefunden hatte,

wo die Wolchwy ihre
Gefangene einkerkerten?
Andererseits: Würde
Edik mich dann einfach
so mitschleppen? Außer
er hatte vor, mich ›in
Sicherheit zu bringen‹
und dem Oberhaupt im
Alleingang den Kampf
anzusagen.

»Also echt jetzt?«

Ich schluckte. »Bei dir

stehen heute Touristen-
Gassi und Matrjoschka-
Shopping auf dem
Programm?«

»So ähnlich.«

>So ähnlich< klang
nicht gut. Ganz und gar
nicht gut.

Wir rannten, um
eine Straßenbahn zu
erreichen. Kaum waren

wir hineingeschlüpft
und konnten durchatmen,
rief es von hinten:
»Neueingestiegene bitte
bezahlen!« Und eine
ältere Dame in einer
orangenen Weste
kontrollierte, ob alle
eine Fahrkarte hatten.
Auch Straßenbahnen
strotzten in dieser
Stadt vor Gegensätzen.

Unsere war modern, als wäre sie direkt aus Deutschland bis hierhergefahren, direkt hinter uns tuckerte ein klappriges Ding wie aus dem letzten Jahrhundert. Nach dreißig Minuten stiegen wir neben einer Metrostation aus, und

als ich auch dort durch
die Kontrolle durch
war, musste ich erst
einmal haltmachen. Die
Rolltreppe schien ins
Unendliche zu führen
und sie rollte sehr,
sehr flott. Außerdem
hatte ich vor einiger
Zeit gelesen, dass die
russische Metro auch
als Atombunker

fungieren konnte, und wenn ich bedachte, was Edik eventuell vorhaben könnte, wäre die Anlage ohne Zweifel dafür geeignet, eine nichts ahnende Liza in Sicherheit zu bringen. Andererseits stammten meine Informationen aus einem Endzeit-

Bestseller und die Frage war, wie gut der Autor recherchiert hatte.

»Na komm, was ist?«

Edik hielt mir seine Hand hin, ich griff danach und hüpfte vorwärts, um eine der von mir wegrasenden Stufen zu erwischen. Zum Glück fing Edik

mich auf, bevor ich der
Treppe nach ins
Unendliche kullern
konnte, und wir rollten
sicher nach unten,
während er mich an der
Taille festhielt. An
uns vorbei liefen
Menschen, denen das
alles nicht schnell
genug ging, und ich

fragte mich, ob ich
mich an die
Geschwindigkeit dieser
Stadt je gewöhnen
würde. Ich fühlte mich
sicher an Ediks Seite,
vielleicht zu sicher.
Sogar der Onegin-
Schreck verblasste in
mir - viel zu schnell,
wie ich fand. Als würde
ich wie die anderen auf

dieser Rolltreppe an
allem vorbeilaufen.

»Ist es wirklich so
schlimm hier? Mit
Homosexuellen, meine
ich?«

Sein Lächeln wirkte
schief. Sein Gesicht
nahm einen seltsam
verzagten Ausdruck an,
der mich zutiefst

verwirrte und
gleichzeitig bestürzte.
Edik und verzagt?
Unvorstellbar.

»Noch vor zwei
Jahren hätte ich
gesagt, dass so etwas
anormal ist.« Er sah
die Menschen um uns
herum an, sein Blick
schweifte von einem
Gesicht zum anderen,

nur mich schaute er nicht an. »Wenn ich mich das selbst schon sagen höre: ›so etwas‹ ...« Er schüttelte den Kopf und verstummte.

»Es klingt, als hätte etwas deine Meinung geändert.«

»Andrej. In meiner ersten Zeit im Casino

hat er mir sehr unter die Arme gegriffen«, fuhr Edik fort. »Ohne ihn hätte ich dort nicht überlebt. Nur durch einen Zufall habe ich erfahren, dass er schwul ist. Ich weiß noch zu gut, wie sehr mich die Wahrheit über ihn verstört hat, aber er war mein Freund.

Ohne dass er mich in irgendeiner Weise ... nun ja, du weißt schon. Er war einfach nur mein Freund.«

»Und dann?« Ich schluckte. Die Schatten der Menschen um uns herum wurden länger, wenn wir an die Lampen heranfahren, die in

regelmäßigen Abständen
zwischen den
Rolltreppen angebracht
worden waren, und
verschwanden wieder,
sobald wir die
Lichtquellen passiert
hatten. Doch jedes Mal
sah ich in jedem von
ihnen ein seltsames
Wabern, als würde sich
darin etwas wölben,

Silhouetten
merkwürdiger Kreaturen,
die durch die
Schattengrenze zu mir
durchzudringen
versuchten. »Hast du
noch Kontakt zu
Andrej?«, schob ich
schnell hinterher, um
die Schatten von mir zu
weisen und nicht mehr

an sie zu denken. »Oder wurde es dir irgendwie verboten oder so?«

»Nicht nur ich bin dahintergekommen, dass er schwul ist. Eines Tages war er verschwunden. Ich dachte, ich würde nie erfahren, was ihm passiert ist. Leute verschwinden manchmal.

In den Kreisen, in den
ich verkehre - öfter
als woanders. Bis ein
Video im Internet zu
kursieren begann, in
dem er von vier Typen
nackt in den Schnee
gezogen und halb tot
zusammengeschlagen
wurde.«

Als ich zu ihm

aufblickte, merkte ich,
dass in seinen Augen
Tränen standen. Und die
Rolltreppe würde gleich
zu Ende sein. »Das tut
mir leid«, flüsterte
ich. »Das tut mir
wirklich so leid.«

Er senkte den Kopf,
als wollte er seinen
Blick vor mir
verbergen. »Erzähl es

keinem.«

Ich konnte nur noch nicken.

Die U-Bahn jagte durch die schwarzen Tunnel. Es war so voll, dass ich an den Haltestellen kaum etwas sehen konnte, außer dass Menschenmassen rausgingen und sogleich

Menschenmassen
hineinströmten, um uns
an die hinteren Türen
zu quetschen. Als ich
die Gelegenheit bekam,
im allgemeinen Drücken
und Schieben nach Luft
zu schnappen, versuchte
ich erneut mein Glück,
dem Geheimnis der Tüte
auf den Grund zu gehen:

»Was ist denn da drin?«

Edik beugte sich zu mir, ich dachte sogar, er würde es mir tatsächlich verraten, doch stattdessen hörte ich bloß ein neckisches: »Das wüsstest du zu gerne, was?« Beziehungsweise glaubte es zu hören. Denn es verlangte so

einiges von den
Stimmbändern ab, gegen
den Lärm der Fahrt
anzukommen. Ich hätte
nie gedacht, dass ein
Zug so laut sein
konnte.

»Und was ist unser
Ziel?«, brüllte ich
ganz vertraulich Edik
ins Gesicht. »Wo fahren

wir hin?«

Jetzt war ich mir
sicher, dass er wieder
»Das wüsstest du zu
gerne« antworten würde,
stattdessen brüllte er
zurück: »Linie Eins!«

»Linie Eins?«

»Die Metro!«

Aber wir waren
schon in der Metro.
Langsam verstand ich

gar nichts mehr.

Einige Zeit später kämpften wir uns zu den gegenüberliegenden Türen durch, und bei der nächsten Haltestelle gelangten wir endlich aus dem Waggon oder besser gesagt: wurden herausgeschoben. Ich

wusste, dass in Sankt Petersburg circa fünf Millionen Menschen lebten. Aber mussten sie alle ausgerechnet an diesem Samstag U-Bahn fahren? Vor allem: ihre Schatten! In jedem von ihnen glaubte ich etwas zu sehen. Warum jetzt? Warum so oft? Was braute sich da nur

zusammen? Mir wurde
ganz mulmig zumute.

Doch trotz Schatten
und meiner inneren
Unruhe musste ich
innehalten, als ich
mich umsah. Mit einem
Mal schien ich in eine
Parallelwelt gelangt zu
sein. Mich umgaben
Marmorpylonen und

prunkvolle
Kronleuchter,
aufwendige Reliefs und
Mosaiken. In Berlin
soll eine Autobahn
mitten durch ein
Hochhaus gehen. Aber
eine Metro durch einen
Palast?

»Die Linie Eins ist
die älteste Linie
unseres Metronetzes«,

erzählte mir Edik, den Kopf in den Nacken gelegt und mit einem Gesicht, als würde er all das zusammen mit mir zum ersten Mal betrachten. Ich tat es ihm gleich, und so standen wir mitten im Menschenstrom unter einem üppigen

Kronleuchter, und ich dachte daran, dass mir an dieser Stelle auch ein einfacher Mistelzweig gereicht hätte, um mich von den näher rückenden Schatten abzulenken.

»Die Strecke von Ploschtschad' Wosstanija bis Avtowo wurde ...« Edik stockte

und zog den Ärmel
seiner Lederjacke etwas
höher. Ich bemerkte
Kugelschreiber-
Kritzeleien an seinem
Handgelenk und musste
schmunzeln, tat aber
so, als hätte ich
nichts gemerkt, als er
wieder zu mir sah. »...
am 15. November 1955

eröffnet. Auf diesem Abschnitt lagen ursprünglich nur sieben Bahnhöfe, wobei ...«, schon wieder musste er linsen, »Puschkinskaja erst am 30. April 1956 fertig gebaut wurde.«

Anscheinend war Tante Wiki auch sein Freund und Helfer. Als er erneut den Ärmel

höherziehen wollte,
legte ich meine Hand
darauf. Mit Zahlen
konnte ich noch nie
etwas anfangen. »Die
Station ist einfach
überwältigend. Ich
hätte nie gedacht, dass
man so etwas in einer
U-Bahn finden kann.«

Sein Lächeln wirkte

glücklich und ehrlich.
»Die Menschen haben das
alles in der
Nachkriegszeit gebaut;
es sollte Hoffnung
schaffen und jedem
zeigen, dass sich diese
Stadt aus den Trümmern
erheben wird. Und ja,
ein bisschen angeben
auch. Willst du mehr
sehen?«

»Ja!«

Wir fuhren weiter
und stiegen bei jeder
Haltestelle aus, die
uns neue
Architekturkunst
offenbarte. Ich sah den
fürstlichen Glanz der
Vergangenheit und die
elegante Kühle der
Moderne, ich bewunderte

die Haltestellen »vom
geschlossenen Typ«, wie
Edik sie nannte und wo
eine Wand mit
zusätzlichen
Metalltüren die
Wartenden vom Tunnel
mit den ankommenden
Zügen, die teilweise im
Minutentakt fahren,
abschirmte.

»Schau, da«, sagte

Edik, als wir an einem
relativ leeren
Bahnsteig warteten.

»Siehst du die dunklen
und die hellen Flecken
am Boden? So brauchst
du keine Station vom
geschlossenen Typ, um
zu wissen, wo die Türen
des Zuges sein werden,
um beim Einsteigen die

Erste zu sein.«

Wir verbrachten mindestens zwei Stunden im Petersburgischen U-Bahn-Netz, bis Edik die Führung durch die Metro für beendet erklärte. Ich dachte, wir würden nach Hause fahren, doch stattdessen brachte er mich zur Haltestelle ›Nevskij Prospekt‹ und

erst da gelangten wir
endlich an die
Erdoberfläche. Also
wollte er mir
tatsächlich das
Stadtzentrum zeigen.

›Nevskij Prospekt‹ war
mir durchaus ein
Begriff als für
Touristen eine der
bedeutendsten Straßen

der Stadt, wo russische
Adelige vergangener
Zeit ihre Paläste
erbaut hatten. Es war
bereits dunkel, und
dennoch pulsierte hier
das pure Leben.

Beschwingt von den
Lichtern, die mich
umgaben, lief ich an
Ediks Seite. Ich
bewunderte die kleinen

Läden und westlichen
Boutiquen, las die
Plakate, die
Vorstellungen auf den
berühmtesten Bühnen der
Stadt anpriesen, ohne
imstande zu sein,
wirklich alle Eindrücke
aufzunehmen. War das
nicht die Kasaner
Kathedrale da vorne mit

ihrer beeindruckenden
Kolonnade? An einem
Fluss, der unseren Weg
kreuzte, bogen wir
rechts ab und
spazierten am Kai
entlang, wo es zwar
ruhiger war, aber
sehenswürdigkeitstechnisch
eher mau aussah. Gleich
an der Ecke zur
berühmtesten Straße der

Stadt mit ihren
glänzenden Geschäften
und dem nie
versiegenden Menschen-
und Autostrom hockte
ein Obdachloser auf den
ausgebreiteten Pappen,
umgeben von drei
schmuddeligen Hunden.
Ja, Russland war das
Land der vielen

Gesichter, das Land der
Extreme:

herzzerreißende Armut
neben übertheuerten
Sandwiches von
>Subway< .

Unser Weg endete an
einem eher stillen
Platz, umgeben von
historischen Bauten und
herbstkahlen Bäumen.

»Wir sind da. Das

ist der Platz der
Künste. Da vorne ist
das Russische Museum
mit einer der größten
Kunstsammlungen des
Landes, es ist im
ehemaligen
Michailowski-Palast
untergebracht, der von
Carlo Rossi im
Empirestil erbaut

wurde«, berichtete mir Edik in einem Zug. Ich war beeindruckt.

Immerhin musste er dafür nicht einmal von seinem Handgelenk ablesen. »Gleich daneben findest du das ethnografische Museum.«

Aha. Es blieb also nur eine Frage: In welches von beiden

wollte er mich
schleppen?

»Und übrigens,
er kennst du den da?«
Edik deutete auf das
Denkmal: Ein Mann
blickte entschlossen
nach vorne und streckte
großzügig seinen Arm
aus, als würde er in
die ›Unendlichkeit und

noch viel, viel weiter<
greifen wollen. Darauf
hockten einige Tauben,
über uns kreisten Möwen
am nachtschwarzen
Himmel, sodass ich
unwillkürlich
umherspähte, ob ich
nicht irgendwo Mr
Nachtmahr finden würde.

»Na, eine Idee
vielleicht?«

»Michailowski!«,
preschte meine Logik
vor, auch wenn ich
keine Ahnung hatte, wer
Michailowski war, außer
dass er sich einen
Palast leisten konnte.

»Ein zweiter
Versuch?«

Puh. Ich sah
genauer hin.

»Puschkin?«, hauchte ich. War er es? Tatsächlich. Dass ich ihm so von Angesicht zu Angesicht begegnen sollte nach dem Onegin-Desaster.

»Tja, wie er wohl unsere Interpretation der Beziehung zwischen Onegin und Lenski aufgenommen hätte?«,

murmelte ich.

»Womöglich besser
als Marjana
Nikolajewna. Immerhin
galt er als Querdenker
und scherte sich keinen
Deut um die Meinung der
Regierung oder der
Gesellschaft. Dafür
wurde er aus dem
staatlichen Dienst

entlassen und fast nach
Sibirien verbannt. Aber
wir beide müssen ihn
jetzt stehen lassen und
dorthin gehen«, sagte
Edik und zeigte auf ein
längliches Gebäude, das
dem Stil des Palastes
zwar einen gewissen
Tribut zollte,
allerdings eher
unscheinbar wirkte.

»Was ist dort? Noch ein Museum?«

»Wart mal ab.«

Wir waren nicht die Einzigen, die das gleiche Ziel anvisierten, und spätestens im Foyer dämmerte es mir, wohin diese Tour mich geführt hatte: ins Theater. Ich

glaubte, meinen Mund
zuzumachen schaffte ich
erst, als Edik mir
galant aus meiner Jacke
half. Wie gut, dass ich
heute meine beste Jeans
trug! Doch ein Rundum-
Check bestätigte mir,
dass ich extrem
>underdressed< war. Mit
einem Mal fühlte ich
mich in meiner besten

Jeans und dem
kuscheligen Pulli,
dessen Farbe meinen
Teint so gut
auffrischte, alles
andere als wohl. Die
meisten Männer um mich
herum trugen Anzüge,
wobei kaum einer darin
so umwerfend aussah wie
Edik, die Damen

präsentierten
Abendkleider – mal
Designermodelle, mal
eher einfache Roben,
aber: Kleider! Und das
Erschreckendste war:
Die Gebilde in ihren
Schatten wechselten
sich immer schneller
ab; wohin auch immer
ich blickte, sah ich
das Schicksal. Die

Zukunft. Die ich zwar
nicht deuten konnte,
von der ich aber von
allen Seiten mit
merkwürdigen
Silhouetten belagert
wurde. Was war hier
los? Was war mit *mir*
los? Ich will das
nicht!, wollte ich
aufschreiben.

Zärtlich legte Edik mir eine Hand auf den Rücken und am liebsten hätte ich all die Menschen und Schatten um mich herum vergessen und mich an ihn angekuscht.

»Jetzt kann das hier zum Einsatz kommen.« Er reichte mir

eine Tüte, flüsterte
der Garderobiere etwas
zu und reichte ihr
einen Geldschein. Die
Frau winkte mich
herbei, ließ mich
hinter den Tresen
schlüpfen und zeigte in
eine entfernte Ecke, in
der ich vor den Blicken
anderer verborgen war.
Erst hier spähte ich in

die Tüte. Ein Paar elegante Schuhe mit Pfennigabsätzen und ein kleines Schwarzes kamen zum Vorschein. Völlig überrumpelt hielt ich die Sachen hoch.

Das also hatte mein Dämon Edik gegeben?

Mein Dämon.

In der Rolle einer

guten Fee war er herbeigeeilt, um dem Prinzen ein Kleid für sein Aschenputtel zu geben.

»An deiner Stelle würde ich mich beeilen«, fuhr die Garderobenfrau mich an, während sie mit Jacken und Mänteln hin und her huschte. Aber die

Forschheit der Russen
nahm ich schon lange
nicht mehr krumm.

Ich schlüpfte in
die Sachen, machte ein
paar unsichere Schritte
auf den Absätzen und
zog den Saum des
Kleides zurecht. Die
Schuhe waren etwas zu
groß und das Kleid saß

nicht perfekt, aber der
wohlwollende Blick der
abermals
vorbeiziehenden
Garderobenfrau
bestätigte mir, dass
mein Erscheinungsbild
diesem Ort endlich
genügte.

Als ich auf den
Schuhen aus der
Garderobe

hervorgewackelt kam,
konnte ich endlich
einen Blick auf mich in
einem der Spiegel
erhaschen. Abgesehen
vom Haardurcheinander
gab es erstaunlich
wenig zu meckern. Gut,
eine echte Cinderella
hätte die Hände über
dem Kopf

zusammengeschlagen.
Aber wem eine lärmende
U-Bahn statt einer
Kürbiskutsche genügte,
der gab sich auch mit
diesem Erscheinungsbild
zufrieden. Und ich war
zufrieden. Sehr sogar.
Solange Edik die Rolle
des Prinzen übernahm,
war mir absolut alles
recht.

»Und?«, fragte ich
ihn schüchtern.

Er schien mich
schon länger zu
beobachten, jetzt kam
er auf mich zu und hob
langsam, ganz langsam
die Hände zu meinem
Gesicht. Ich dachte, er
wollte mir mein Haar
nach hinten streichen,

doch dann bemerkte ich
in seinen Fingern ein
silbern glänzendes
Kettchen mit einem
Anhänger in der Form
eines ... Flügels. Wollte
sein Schatten mir
vielleicht das zeigen?
Ging es womöglich gar
nicht um seinen Tod?
Ich hatte noch nie
etwas Schöneres

gesehen. Sogar der
feinste Schmuck von
Tiffany & Co. hätte mit
diesem Kleinod in
seinen Händen nicht
konkurrieren können.

Er legte das
Schmuckstück um meinen
Hals und machte den
Verschluss zu. Das
Metall fühlte sich kühl

an meiner Haut an. Oder
mir war einfach zu
heiß.

Ich musste mich
daran erinnern, wieder
zu atmen, während mein
Gehirn mit einem Streik
drohte und mein Herz
mit all seinem Klopfen
langsam am Rande eines
Burn-outs stand. Ein
perfekter Moment also.

Um uns zu küssen.

»Ich hoffe, es gefällt dir«, flüsterte er.

Ja! Natürlich!

Mach's endlich.

Behutsam nahm er mein Gesicht in seine Handflächen, seine Daumen strichen mir federleicht über die

Wangen.

Küss mich doch.

Worauf wartest du nur?

Er neigte seinen Kopf noch ein bisschen tiefer. »Ich hatte befürchtet, du würdest es völlig bescheuert finden.«

Hör auf zu reden.

Hör einfach auf zu reden und ...

»Ich hatte dich nie
Schmuck tragen sehen.«

Unsere Lippen waren
einander so nahe. Ich
spürte seinen Atem auf
meiner Haut. War
vollkommen beschwingt
von der Wärme seines
Körpers. Von seinem
Duft, der
allgegenwärtig schien.

Irgendwo über uns
tönte ein Klingeln. Und
es waren nicht die
Engel, die dem Moment
zu Ehren ein Ständchen
hervorbringen wollten.
Denn der Moment war
vorbei. Endgültig.

»Nach dem dritten
Klingeln darf man nicht
mehr rein. Wir sollten

gehen.«

Hörte ich Bedauern in seiner Stimme? Er ließ sich jedenfalls nichts anmerken und bot mir seinen Arm. Ich hakte mich bei ihm unter und schon führte er mich zur Treppe, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan, als feine Damen

ins Theater zu
begleiten. Meine freie
Hand lag auf dem
Kettchen, als müsste
ich mich jede Sekunde
vergewissern, dass ich
es mir nicht
einbildete. Ein Flügel-
Anhänger. Flügel in
seinem Schatten. Ich
hatte die Vision

einfach überbewertet.
Ihm drohte keine
Gefahr.

»Wie lange planst
du diesen Ausflug
eigentlich schon?«,
wollte ich wissen,
während sich in mir
eine endlose
Erleichterung
ausbreitete.

»Schon lange. Aber

den letzten Schub hat
mir dein Dämon mit
seiner Kopfnuss
verpasst.«

»Ah. Die
Gehirnvereisung,
verstehe. Er sagte dir,
dass du mich ausführen
sollst?«

»Er sagte mir, dass
du in deinen Träumen

das Tanzen liebste. Und
dass ich diese
Information weise
nutzen sollte.«

Plötzlich blieb er
stehen und sah mir in
die Augen. »Aber das
Kettchen habe ich schon
vor einer Weile
gekauft. Nur war ich
mir sicher, dass ich
nie eine Gelegenheit

haben werde, es dir zu geben.«

Mit den
Fingerkuppen zeichnete
ich den Anhänger nach.
»Wofür steht er?«

Seine Augen
lächelten mich an. »Ich
fürchte, wenn ich es
dir jetzt erklären
würde, würde es

unsäglich kitschig und
unsäglich peinlich
klingen.«

»Ich mag kitschig
und peinlich. Und
solange du mich nicht
mein Täubchen nennst ...«

»Siehst du. Schon
fängt es an.« Er
lachte. »Aber genau das
ist es, was mir in
deiner Nähe Flügel

verleiht.«

Er führte mich weiter die Treppe hoch, während seine Worte in mir nachhallten. Auch wenn ich mich auf den Stufen eher darauf konzentrieren sollte, meine Schuhe nicht zu verlieren. Cinderella hin oder her.

»Und wo hast du das Kleid her?«, fragte ich. »Genau genommen: Wo hatte unser Dämon es her?«

Hoffentlich hatte er keine Frau verspeist, um an ihre Klamotten zu kommen. Ürgs. Manchmal sollte ich meinen Wissensdrang

lieber im Zaum halten.

Ich merkte, wie seine Haltung sich etwas verspannte. »Es gehört meiner Mutter. Mein Vater hat einige Sachen von ihr aufbewahrt, nachdem sie uns verlassen hatte. In einer Schrankhälfte hatte er ihr sogar eine Art Schrein daraus

errichtet. Zumindest solange wir überhaupt einen Schrank hatten, bevor wir das meiste Mobiliar verkaufen mussten.«

Ich spürte einen dicken Kloß im Hals. Wie viel ihn das Kettchen und die Theatertickets wirklich

gekostet hatten, war mir nicht in den Sinn gekommen, weil ich noch nie wirkliche Geldsorgen gehabt hatte. Edik und sein Vater hatten dagegen Nägel in der Wand statt einer Garderobe, weil sie jedes bisschen Geld brauchten. Und dann ...
lieh er mir das Kleid

seiner Mutter, damit ich mich hübsch fühlen konnte. Und alles wirkte so perfekt, dass ich an seiner Seite alle Sorgen vergaß.

Er redete bereits weiter: »Jedenfalls habe ich Wladislaw gebeten, es heimlich zu holen und zum College

zu bringen. Daher gilt
der meiste Dank ihm.
Wobei er nicht
glücklich damit war,
uns gehen zu lassen,
und ich bin mir nicht
ganz so sicher, ob
wirklich nur unsere
Sicherheit der Grund
dafür war oder
vielleicht ... doch etwas
andere Gefühle. Egal.

Ich weiß nicht, ob ich dir das schon gesagt habe: Du siehst umwerfend aus. Kleid hin oder her.«

Dieses Mal war ich es, die plötzlich stehen blieb. »Wir werden deine Mutter finden.« Ich schluckte und drückte seinen Arm.

»Wir werden sie
finden.«

Liebevoll strich er
über meine Finger. »Das
werden wir. Aber heute
– heute ist dein Abend.
Und wir werden an
nichts anderes denken.
Versprochen?«

»Ja.«

Unsere Plätze lagen
auf dem letzten Balkon.

Von ganz oben erschien die Bühne klein und die Menschen im Parkett wie Puppen, denen Leben eingehaucht worden war. Dennoch betrachtete ich völlig überwältigt den imposanten Kronleuchter mit Myriaden Ketten aus Kristallen in der Mitte des Saals, die

malerische Decke, den roten Samt und die goldenen Verzierungen. Es hätte mich keineswegs gewundert, wenn in der Königsloge gegenüber der Bühne tatsächlich der Zar mit seiner Familie erschienen wäre, um der Vorstellung beizuwohnen. Im

Orchestergraben
stimmten die Musiker
ihre Instrumente und
erfüllten die Luft mit
einer kribbeligen
Aufregung und
dissonanten Tönen. Kaum
hatten wir uns gesetzt,
klingelte es zum
dritten Mal und der
Saal verdunkelte sich.

Die Instrumente
verstummten. Hier und
da hörte man noch
vereinzelt Husteln
aus dem Publikum,
Rascheln – und
plötzlich tauchte das
Theater in eine ganz
andere Welt ein.
Bereits nach den ersten
Lauten der Ouvertüre
wusste ich, was mich

auf der Bühne erwarten
würde. Die Buchfinken
und Rotkehlchen in
meinem Traum hatten
erstaunlich tonsicher
gezwitschert. Es war
Schwanensee.

Ich war wie
verzaubert. Als hätte
der böse Magier auf der
Bühne auch über mich

einen Bann verhängt,
als wäre ich eines von
diesen wunderschönen,
schwebenden Mädchen,
eine verwunschene Seele
im Körper eines
graziösen Vogels. Ich
hoffte und bangte, mein
Inneres flatterte
voller freudiger
Entzückung, während ich
den vier kleinen

Schwänen bei ihrem noch
kindlich unbeschwerten
Hüpfen zusah. Ich
liebte, ich litt, ich
fieberte dem großen
Glück entgegen, das zum
Greifen nah schien,
doch am Ende wartete
der Tod.

Wirklich zu mir war
ich erst draußen

gekommen, als ich mich
umgezogen und wir das
Theater verlassen
hatten. Jetzt
spazierten wir die
dunklen Straßen
entlang. Tief atmete
ich die kalte
nächtliche Luft ein,
erwachte langsam aus
dem Zauber.

»Ich dachte, sie

würden es schaffen«,
sagte ich leise, als
die Musik in mir nach
und nach abgeklungen
war und das Leben mich
endgültig zurückhatte.
Mit den Fingern
befühlte ich unter
meiner Jacke den
Flügelanhänger, den ich
über meinem

Rollkragenpulli trug.
»Ich dachte wirklich,
ihre Liebe würde
siegen.«

In Sachen
>kitschig< und ja, vor
allem >peinlich< konnte
mir keiner das Wasser
reichen. Dabei hatte
ich doch *Black Swan*
gesehen. Daher wusste
ich, wie es ausging.

»Es ist die
ursprüngliche
Aufführung«, sagte
Edik. Er hielt meine
Hand und wir gingen die
Ingenieurstraße
entlang, vorbei am
Ingenieurschloss, in
dem, wie er mir
zwischen durch erklärte,
der Zar Paul I.

ermordet wurde.

Angeblich streifte sein Geist noch immer durch die Säle, weswegen man besonders das komische Türmchen meiden sollte.

»Während des

Kommunismus wurde der *Schwanensee* abgeändert und mit einem Happy End versehen. Ein sowjetischer Prinz

konnte schließlich
nicht dem Bösen
unterliegen. Diese
Version wird sehr
häufig aufgeführt.« Er
legte mir einen Arm um
die Schultern und
drückte mich an sich,
ich spürte sogar, wie
er ganz kurz sein
Gesicht in meine Haare

senkte. »Also glaub mir: Auch in dieser Geschichte gibt es oft genug ein Happy End.«

Ich vergrub meine Wange in seine Jacke und sog mal wieder seinen Duft ein. »Das ist schön zu hören. Ich mag Happy Ends.«

»Schau, da!« Wir waren den Fluss

Fontanka entlang
spaziert, als Edik über
die Kaibrüstung zum
Wasser deutete. Ich
beugte mich vor, konnte
aber nichts erkennen.

»Die kleine Statue.
Das ist Tschishik-
Pyshik. Der berühmteste
Vogel der Stadt.«

Tatsächlich. Erst

jetzt sah ich unter mir
einen kleinen
Vorsprung, auf dem ein
Metallvogel hockte.

»Tschishik-
Pyshik?«, wiederholte
ich und hätte bei dem
Namen am liebsten
aufgelacht. Wer
errichtete einem
Spatzen eine Statue?

»Eines der

kleinsten Denkmäler der Welt«, erzählte Edik und man sah ihm an, wie sehr er sich – offen und herzlich – über mein Staunen freute. »Ich habe seine genauen Maße aufgeschrieben, leider nahe dem Ellbogen, weswegen ich mich jetzt halb nackt

ausziehen müsste, wenn du darauf bestehst, sie zu erfahren.«

Spielerisch stupste ich ihn an. »Ich hätte nichts dagegen.«

»Mich halb nackt zu sehen? Bei der Kälte? Du bist grausam! Weißt du was?« Wie bei einem Zauberkünstler erschien in seinen Fingern eine

Zweirubelmünze. »Man sagt, Tschishik-Pyshik erfüllt Wünsche. Aber nur, wenn man es schafft, eine Münze so zu werfen, dass sie auf dem Podest liegen bleibt. Versuch dein Glück!«

Na toll. Ich sollte im Dunkeln diesen

winzigen Vorsprung
treffen? Ich? Die sogar
den Trevi-Brunnen
während des Urlaubs in
Rom mit Mama verfehlt
hatte?

Aber wenn man sich
etwas sehr, sehr
wünschte, dann sollte
das doch klappen, oder?
Ich machte die Augen
zu. Möge Edik nichts

passieren. Egal, was
der Montag mir bringt,
möge Edik bloß nichts
passieren!

Ich beugte mich zu
Tschishik-Pyshik und
warf. Die Münze
klirrte, als sie von
der Kaimauer abprallte,
und mit einem dumpfen
Plonk! fiel sie ins

schwarze Wasser des
Flusses.

»Tja«, meinte Edik,
der wie ich noch der
versunkenen Münze
nachsah. »Die genauen
Maße des Denkmals wirst
du wohl ein anderes Mal
erfahren.«

Wir gingen weiter.
Doch das ungute Gefühl
nistete sich in mir

ein. So ein Quatsch,
versuchte ich mich zu
beruhigen. Wollte ich
Ediks Sicherheit
tatsächlich von einem
Tschishik-Pyshik und
meiner Treffsicherheit
abhängig machen? Dann
könnte ich morgen
gleich losziehen, um
nach einem Topf Gold am

Ende eines Regenbogens
zu suchen.

Währenddessen
zeigte Edik mir, wo der
berühmte Sommergarten
lag, in dem der Palast
Peter des Großen stand:
eher ein Häuschen nach
royalen Maßstäben,
vielleicht eine größere
Villa für
Normalsterbliche.

Danach spazierten wir durch das Marsfeld, auf dem die Zaren früher Militärübungen und Paraden veranstaltet hatten. Dort wärmte ich meine Hände an einem Feuer, um kurz darauf zu erfahren, dass es die Ewige Flamme war, die an die Toten des

Massengrabes auf dem
Marsfeld erinnern
sollte.

Edik führte mich
zum Palastkai der Newa
und ich konnte die
Fassade des
Winterpalastes
bewundern. Über die
imposante Schlossbrücke
gelangten wir auf die
Wassiljewski-Insel zu

den Rostra-Säulen und
der ehemaligen Börse.
Hier war ich wieder von
Kultur umgeben - die
Kunstkammer, das
zoologische Museum, das
zentrale Museum der
Kriegsflotte, zum Glück
alle geschlossen zu der
späten Uhrzeit. Schon
wieder verlief unser

Weg am Newa-Kai
entlang. Das Gebäude
der zwölf Kollegien,
erzählte mir Edik,
wurde quer zum Kai
erbaut. Den Bau hatte
Menschikow
beaufsichtigt, dem wohl
aufgefallen war, dass
die lange Fassade (der
Name sprach schon für
sich) kaum noch Platz

für seinen eigenen
Palast lassen würde.
Diesen optischen Bruch
in der Gestaltung des
Kais hatte der Zar ihm
sehr übel genommen,
aber der Gram währte -
wie so oft zwischen den
beiden - nicht lange.

»Sie waren alte
Freunde, auch wenn

Menschikow aus sehr einfachen Verhältnissen stammte«, erzählte Edik. Die Legende darüber, wie Menschikow Piroggen vor dem Palast verkaufte, hatte auch ich aufgeschnappt.

»Wusstest du, dass den beiden eine Beziehung nachgesagt wurde? Er schleppe

Peter wie eine Hure ins Bett, hieß es. Für die Verbreitung dieser Gerüchte wurden damals einige einflussreiche Männer verhaftet.«

»Damals?« Ich wandte den Kopf ab, was der Wind als Aufforderung verstanden hatte, meine Haare

kräftig

durcheinanderzuwirbeln.

»Liegen zwischen heute
und damals tatsächlich
dreihundert Jahre?«

Edik seufzte. »Bald
müssen wir zurück.«

»Schon?«

»›Schon‹ ist gut.«

Vorsichtig drückte er
mein Gesicht am Kinn
hoch und schob mein

zerzaustes Haar nach hinten. »Um halb eins macht die Metro zu. Wenn wir ein wenig warten, dann können wir zwar erleben, wie die Zugbrücken aufgehen, aber von der Insel kommen wir nicht mehr runter.«

So ging es also

vorbei. Das schönste
Date, das ich je hatte.

»Danke«, hauchte
ich ihm entgegen und
meine Finger berührten
den Anhänger. »Für den
Schwanensee und die
Stadtführung.« Für die
Flügel, die du mir
verleihst, fügte ich
stumm hinzu, und für
den Zuspruch, dass es

auch in einem
Schwanensee noch oft
genug ein Happy End
gab.

»Es war ein
wundervoller Abend«,
flüsterte er zurück.

Dann küsste er
mich.

Ich hatte mir so
oft ausgemalt, wie es

sein würde. Doch es war nichts im Vergleich zu dem, was ich fühlte, mit jeder flatternden Zelle meines Körpers, während seine Lippen die meinen berührten. Alles vergessen: die Nervosität oder die Frage nach dem besten Zeitpunkt dafür. Alles unwichtig: die kalte

Nacht oder unsere
ungewisse Zukunft.

Er hielt mich in
den Armen. Küsste mich.
Und ich wusste: Er war
der Richtige.

Kapitel 20

Keine Ahnung, wann
die Welt uns
zurückhatte. Es war wie
das Aufwachen aus einem
Traum, aus einem sehr
schönen Traum, und mit
der Gewissheit, dass
Edik noch bei mir war.
Ein Motorgeräusch
erinnerte mich an die
Realität und dass wir

an diesem nächtlichen Kai doch nicht allein waren. Über Ediks Schulter hinweg spähte ich zu einem dunklen Transporter. Er stand einige Meter von uns entfernt, mit ausgeschalteten Scheinwerfern und laufendem Motor, beinahe aufgelöst in

der Dunkelheit um uns herum. Ich dachte daran, dass wir weitergehen sollten, um wieder allein zu sein, vielleicht würden wir über einen Steg ans Wasser gelangen – und uns dort noch einmal küssen. Wenn es nach mir ginge, könnte ich

mit Edik die ganze Nacht auf dieser Insel verbringen.

Hätte mir auffallen müssen, dass etwas nicht stimmte?

Hätte ich etwas machen können?

Die Türen des Transporters öffneten sich. Ich sah kräftige, langhaarige Gestalten,

die dem Inneren
entstiegen und auf uns
zuliefen, und es war,
als hätte mir ihr
Anblick den Boden unter
den Füßen weggezogen.
Die Wolchwy!

»Edik, weg hier!«
Ich packte ihn an der
Hand und zog ihn mit
mir. Aber die Männer

waren schneller. Edik löste seine Hand aus meinem Griff und fuhr herum.

»Lauf!«, rief er mir zu. Aber ohne ihn konnte ich keinen einzigen Schritt tun. Er meinte doch nicht im Ernst, dass ich ihn allein lassen würde? Nein, auf keinen Fall!

Auch wenn mein Verstand mich völlig berechtigt fragte, ob ich gerade tatsächlich vorhatte, hier die Judo-Techniken aus der Probestunde auszuprobieren.

»Lauf!«, rief Edik noch einmal und schmetterte seine Faust gleich dem ersten Kerl,

der bei ihm war, ins Gesicht.

Die Nacht um mich schien im Takt meines Herzens zu pochen, wie ein einziger, undurchdringlicher Schatten legte sie sich um mich herum und verschleierte mir die Sicht. Vielleicht waren es auch nur Tränen, die

mir in die Augen
schossen.

Ein anderer Kerl
machte einen Bogen um
Edik, schon hatte er
mich erreicht. Obwohl
ich ihn mit aller Kraft
zu treten versuchte,
drehte er mir die Arme
auf den Rücken und
schleifte mich zum

Transporter.

Mit einem Mal war Edik wieder bei mir. Ich hatte nicht einmal registriert, was passiert war - der Typ ließ mich los und ging zu Boden. Wo auch immer Edik so zu kämpfen gelernt hatte, Judo-Probestunden waren es nicht. Als er sich zum

nächsten Angreifer
drehte, schnellte die
Messerklinge in seiner
Hand hervor, mit der er
meinem Dämon einst die
Kugeln aus dem Leib
geschnitten hatte.

Vielleicht hatten wir
doch noch eine Chance.
Zumal die Männer uns
offensichtlich nicht

ernsthaft verletzen
wollten. Ich hatte
Waffen bei ihnen
gesehen, von denen sie
noch keinen Gebrauch
gemacht hatten, und
beim Anblick des
Messers kamen sie nicht
mehr näher.

»Gehen wir«,
flüsterte Edik. Schritt
um Schritt wichen wir

zurück, als unweit von
uns ein anderer Wagen
abbremste. Die Türen
schlugen auf. Drei,
vier Gestalten
schlüpften heraus, und
mir wurde klar, dass
Edik auch mit einem
Messer nichts mehr
ausrichten konnte.

»Lauf. Um alles in

der Welt, lauf!«, stieß er hervor und stürzte sich auf die Neuankömmlinge. Ich wusste, was er vorhatte. Mir Zeit verschaffen. Auch wenn es völlig sinnlos war.

Da schnellte vom Gebäude der zwölf Kollegien eine riesige Silhouette auf die

Straße zu. Im gleichen Moment explodierten die Autoscheiben des zweiten Wagens und schließlich richtete sich mein Dämon auf dem Autowrack zu seiner vollen Größe auf. Anscheinend war er tatsächlich alles andere als glücklich

damit gewesen, uns
allein gehen zu lassen.
An diesem Abend spielte
er unseren Bodyguard.

Schüsse fielen. So
viel zu meiner Theorie,
die Typen wollten
keinen von uns
verletzen. Mr Nachtmahr
zählte offensichtlich
nicht dazu.

Edik realisierte

die Situation um
einiges schneller als
ich, und während die
Männer versuchten, sich
die Kreatur vom Leib zu
halten, packte er
meinen Arm und zog mich
davon.

»Sie werden ihn
verletzen«, keuchte ich
und schaute immer

wieder zurück.

»Sie werden auch uns verletzen. Nur nicht hier. Und etwas langsamer.«

Jemand schrie. Als ich abermals zurückblickte, sah ich einen Körper, der fast grotesk mit den Armen wedelte, während er über die Kaibrüstung

flog und ins Wasser
einschlug. Wie ein
schwarzer Berg stand
die Kreatur zwischen
uns und unseren
Angreifern. Die Männer
versuchten, sie
zurückzudrängen oder an
ihr vorbeizukommen,
doch keiner von ihnen
gelangte auch nur in

die Nähe unseres
Beschützers.

»Weiter!«, rief
Edik mir zu. »Bleib
nicht stehen! Er
schafft das schon.«

Ich zwang mich
weiterzulaufen. Wir
mussten weg, redete ich
auf mich ein, um nicht
daran zu denken, was
hinter mir passierte.

Um die Seitenstiche zu
ignorieren und meinen
stockenden Atem
irgendwie unter
Kontrolle zu halten.
Wir mussten weg.
Deswegen war mein Dämon
da. Es wäre alles
umsonst, wenn wir
blieben, um uns von
ihnen schnappen zu

lassen.

Weg. Weg. Weg.

Vier Schritte -
einatmen, vier Schritte
- ausatmen. Verflucht,
wie lang war dieser
Menschikow-Palast
eigentlich? Irgendwo
musste doch eine
Quergasse sein! Lange
würde ich diesen Sprint
nicht mehr aushalten.

Uns kam ein Wagen
entgegen. Irgendwo in
mir war eine leise
Hoffnung da, dass
jemand uns helfen, uns
einsteigen lassen und
in Sicherheit bringen
würde. Doch das Auto
schnitt uns den Weg ab,
und als die Tür
aufgerissen wurde,

wusste ich, dass dort
keine warmherzigen
Samariter warteten. Wie
viele von den Wolchwy
waren hinter uns her?

Edik stieß mich zur
Seite. »Da lang! Siehst
du den Zaun mit dem
Tor? Du schaffst das,
ich weiß, dass du es
rüberschaffst.«

»Aber ...«

»Kein aber. Tu, was ich dir sage!«

Er wandte sich den Männern zu.

Nein, nein, nein.
Ich wollte zu ihm, bei ihm bleiben, egal, was passierte und wie schlimm es für uns aussah. Abgesehen davon – was glaubte er

eigentlich? Dass ich
einfach so mal
Stabhochsprung
beherrschte? Ich machte
ein paar Schritte auf
Edik zu, als über mich
hinweg die Silhouette
meines Dämons
schnellte. Er landete
zwischen mir und Edik,
neigte den Kopf und
knurrte mich drohend

an.

»Was?«, brüllte ich ihn an, plötzlich klemmte er mich unter seinen Arm und sprang mit mir über den besagten Zaun. Mir verschlug es den Atem. Alles drehte sich in meinem Kopf. Der schwarze Himmel, der

Boden, die imposanten
Gebäude, Edik, die
Wolchwy. Für einen
kurzen Moment dachte
ich, ich würde
ohnmächtig. Aber das
wurde ich nicht. Auf
der anderen Seite ließ
Mr Nachtmahr mich los.
Einige der Männer
eilten uns hinterher
und kletterten

erstaunlich flink über
das Tor. Erneut vielen
Schüsse und ich spürte
einen Stoß in die
Seite. Bloß nicht
anhalten. Ich rannte
über das Gelände, das
von historisch
anmutenden Bauten und
verzweigten Wegen
gesäumt war, völlig

orientierungslos,
einfach weiter und
hoffentlich geradeaus.

Wenn ich bloß eine
Minute hätte, dann
könnte ich die Polizei
rufen, in der Hoffnung,
unter ihnen wären noch
aufrichtige Männer wie
Nonjas Vater im Dienst.
Aber diese Minute hatte
ich nicht. Hinter mir

tönten regelmäßige Schritte, womöglich war es einem der Typen gelungen, um den Dämon herumzukommen. Ich musste ihn abschütteln, irgendwie, doch mir war seltsam schwindelig. Meine Füße fühlten kaum noch den Boden, als liefе ich über Moos.

Hinter mir hörte
ich ein tiefes Knurren
und blickte zurück,
gerade rechtzeitig, um
zu sehen, wie mein
Dämon mit einer Pranke
ausholte und einen der
Männer erwischte.
Unvorstellbar, dass der
Typ noch lebte, als er
gegen eine Wand

klatschte - danach
sicherlich nicht mehr.
Mir war einfach nur
übel. Gütiger. Nie
wieder würde ich eine
Mücke platt machen,
jetzt, wo ich wusste,
was das Gleiche mit
einem Menschen
anrichtete.

Der andere Kerl,
der noch hinter uns her

war, schoss erneut. Ich wusste, dass er Mr Nachtmahr erwisch haben musste, doch mein Dämon ließ sich nichts anmerken. Er packte mich wieder in seine King-Kong-Umarmung und sprang mit mir aufs Dach, dann auf das nächste, bis er mich

endlich losließ. Die
Männer würden
sicherlich ein Weilchen
brauchen, um uns
hierher folgen zu
können.

Meine Beine hielten
mich kaum noch. Ich
sank auf die Knie.

Edik.

Wo war Edik?

Was war mit ihm?

Entfernt hörte ich
Rufe, Motorgeräusche,
also kämpfte ich mich
hoch und taumelte nach
vorne, darauf bedacht,
auf dem schrägen Dach
nicht auszurutschen.
Viel konnte ich nicht
sehen. Oder vielleicht
genug, um kraftlos
wieder

zusammenzusinken.

Einer der Männer
schleifte Edik zum
Transporter. Er wehrte
sich nicht. Nicht mehr.
Vielleicht war er
bewusstlos. Daran, dass
er tot sein konnte,
wollte ich nicht einmal
denken. Sie warfen ihn
hinein, der Wagen
setzte sich in

Bewegung, noch bevor
die Seitentür zugemacht
wurde, und ich
beobachtete hilflos,
wie die Rücklichter
sich in der Nacht
auflösten.

Einige Minuten lang
spürte ich nichts außer
der Leere, die sich in
mir und um mich herum

ausdehnte. Wie ein schwarzes Loch saugte sie alle Gefühle, alle Gedanken auf.

Mein Dämon robbte an mich heran und stupste mich mit der Schnauze in die Seite. Für seine Verhältnisse nur leicht, aber es reichte, um mich umzuwerfen. Ich spürte

einen Stich, tastete unter meiner Jacke und fühlte etwas Warmes und Klebriges. Als die Männer herumballerten, musste eine der Kugel mich erwischt haben. Doch ich blieb seltsam ruhig, obwohl an meinen Fingern mein eigenes Blut klebte.

Die Wolchwy

verfolgten uns nicht mehr, die anderen Autos waren abgezogen. Ich legte eine Hand auf den Kopf meines Dämons.

Unter meinen

Fingerkuppen fühlte ich an seiner Schläfe eine Ader pulsieren. Wie schlimm hatte es ihn

erwischt? Im Dunkeln
konnte ich nichts
sehen, nur das Moos
seines Blutes riechen.

»Kannst du laufen?«

Er schnaubte.

Ich deutete es als
ein Ja.

»Bring mich nach
unten. Bitte.«

Er ließ es sich
nicht zweimal sagen, in

Sekundenschnelle stand ich auf dem Bürgersteig und musste mich einen Moment sortieren, so unvermittelt kam es.

Unter einer Straßenlaterne schob ich den Saum meiner Jacke hoch, um meine Verletzung zu begutachten. Bloß ein

Streifschuss. Halb so wild. Beziehungsweise: Noch vor einer Woche wäre ich bei diesem Anblick zwar nicht in Ohnmacht gefallen, doch ich hätte meine nähere Umgebung zumindest so lange malträtiiert, bis ich Angesichts meiner lebensbedrohlichen Lage alle Zugeständnisse der

Welt bekommen hätte.
Anfangen mit einem
Yorkshire-Welpen zu
Weihnachten bis zu
einem Shopping-Trip
nach New York. Jetzt
zählte nur eins: Ich
lebte noch, und ich
musste dies noch lange
genug tun, um Edik zu
finden und ihn zu

retten. Das ›Wie‹ schob
ich erst einmal
beiseite. Also ging ich
los; zum Glück waren
die Brücken noch unten.

Mein Dämon schien
meine Gedanken zu
spüren, als wäre er
trotz seines Zustands
ein Teil von mir,
womöglich tief in
meinem animalischen Ich

verwurzelt, das bei der
kleinsten Erinnerung an
den Überfall Blut, viel
Blut seiner Feinde
sehen wollte. Er hüpfte
auf das Dach des
Winterpalastes und
schlängelte sich
katzenhaft zwischen den
auf dem Sims
aufgestellten Statuen

hindurch, dann
schnellte er zur
Alexandersäule und von
dort zu einem
imposanten Bogen mit
einer Quadriga, von der
er etwas abgebrochen
haben musste, weil ich
deutlich hörte, wie
etwas Metallisches
herunterpolterte. Ich
folgte ihm am Boden,

ohne die hiesigen
Sehenswürdigkeiten zu
beschädigen, und guckte
nicht schlecht, als wir
bald zum Nevskij
Prospekt gelangten. Im
Dschungel der Stadt
schien sich Mr
Nachtmahr bestens
auszukennen – sein
Orientierungssinn war

um Längen besser als meiner.

Mir war immer noch schwindelig, ich wusste nur nicht, ob wegen meiner Streifwunde oder weil meine Empfindungen nach und nach zurückkehrten und ich langsam wirklich realisierte, was passiert war.

Empfindungen konnte ich nicht gebrauchen.

Vielleicht war ich einfach nur hungrig, dachte ich, als ich an dem Subway-Restaurant vorbeilief, das 24 Stunden offen hatte.

Die Subway, zu der ich musste, dagegen nicht.

Mein Handy zeigte zehn

vor eins Ortszeit und
der Eingang zur Metro
in der Unterführung war
mit einem Metallgitter
versperrt. Ein Schild
setzte mich in Kenntnis
darüber, dass ich vor
5:45 von hier nicht
mehr wegkommen würde.

Ich ließ mich auf
die Stufen nieder und
schloss die Augen.

Immer wieder sah ich,
wie die Wolchwy Edik
zum Transporter
schleiften. Warum hatte
ich den Wagen nicht
früher bemerkt? Warum
hatte ich nicht
gesehen, dass uns
jemand folgte? Oder
wollten die Schatten
mich von Anfang an

warnen, doch ich hatte zu viel Romantik im Kopf, um ihnen zuzuhören?

Die Fragen, die mich quälten, klangen schmerzlich vertraut. Etwas Ähnliches hatte mich auch nach Metas Unfall geplagt, nur dass ich es damals wirklich nicht besser

gewusst hatte. Im
Gegensatz zu jetzt.

Es war meine
Schuld.

Einzig und allein
meine Schuld.

Das konnte ich
nicht leugnen.

Irgendwann war ich
eingenickt und
schreckte hoch, als das

Handy, das ich nicht
weggesteckt hatte, in
meinem Schoß brummte.

»Anonym« stand auf dem
Display. Fast
mechanisch drückte ich
auf das Hörer-Symbol.

»Liz«, begrüßte
mich eine tiefe,
männliche Stimme. Sie
sprach meinen Namen
merkwürdig routiniert

aus, als wären wir gute
Freunde, alte Bekannte.
Ich schwieg. Wer auch
immer am anderen Ende
war, er gab mir
genügend Zeit, meine
Gedanken und Gefühle
unter Kontrolle zu
bekommen, mich
zusammenzureißen und zu
konzentrieren.

Anscheinend kannte er mich gut. »Liz, dieser Abend ist für uns beide nicht so verlaufen, wie wir ihn uns vorgestellt haben. Zu gerne hätte ich dich jetzt bei mir gehabt, um mit dir von Angesicht zu Angesicht zu sprechen, und wir haben so einiges zu besprechen, glaube mir.

Doch dann dachte ich
mir: nicht schlimm.
Vielleicht möchtest du
deinen Freund bei uns
besuchen? Ich gebe
jedenfalls nicht die
Hoffnung auf, dich bald
hier zu sehen.«

Das Oberhaupt
persönlich? Ich fragte
mich, ob ich ihn kennen

sollte. Ob mir
irgendwas an seiner
Stimme, seinem Ausdruck
bekannt vorkommen
müsste. Doch noch
während ich grübelte,
legte er auf, grußlos,
als hege er keine
Zweifel daran, dieses
Gespräch bald
fortsetzen zu können.

Kurz darauf kam

eine Nachricht an: eine
Straße mit einer
Hausnummer in Lissij
Nos. Verbissen gab ich
den Namen in die
Suchmaschine ein und
stutzte. Konnte das
wirklich so einfach
sein? Lissij Nos war
ein winziges Örtchen
nahe Sankt Petersburg.

Es gab dort ein paar
Straßen, mitten durch
die Siedlung lief eine
Chaussee. Man konnte
sich sogar einige
Street-View-Bilder
ansehen, und das, was
dort den stolzen Namen
>Bolschoj Prospekt<
trug, hätte in einem
Dörfchen nahe Hamburg
nicht einmal die

Bezeichnung ›Gässlein‹ verdient. Die Adresse, die ich erhalten hatte, konnte ich virtuell nicht auskundschaften. Ich sah, dass da ein Weg vom ›Seljonyj Prospekt‹ fortführte, doch wohin er führte und wie weit, blieb unklar. Er schien sich

irgendwo im Wald zu verlieren, der von rechts an das Dorf angrenzte, und wenn ich die Google-Earth-Sicht betrachtete, konnte ich tatsächlich so etwas wie ein Haus erkennen. Während ich noch versuchte, den Pixel-Haufen genauer zu interpretieren, meldete

sich mein Handy erneut.
Dieses Mal mit einer
Videobotschaft. Ich
wusste, dass ich sie
mir lieber nicht
ansehen sollte. Dass
sie mir mehr vorführen
würde, als ich im
Moment vertragen
konnte. Und dennoch
drückte ich drauf.

Die verwackelten
Aufnahmen erfassten
zuerst Füße in
Sportschuhen, etwas
verwaschen Bunt, dann
hörte ich murmelnde
Stimmen im Hintergrund,
die fast gänzlich von
Motor- und
Reifengeräuschen
überlagert wurden.

Schließlich kam der Innenraum eines Autos zum Vorschein – es musste ein Transporter sein. Obwohl ich saß, musste ich mich mit meinem ganzen Körpergewicht gegen die Wand lehnen, um nicht völlig zusammenzuklappen, denn im gleichen Augenblick

sah ich Edik. Er lag
seitlich auf dem Boden
auf einer schmutzigen
Wolldecke, seine Arme
hatte man ihm auf dem
Rücken gefesselt. Die
Kamera zoomte auf sein
Gesicht. Seine Lippen
waren zerschlagen, an
der Wange und im Haar
nahe der Schläfe klebte

Blut. »Ich weiß, dass du wach bist«, nuschelte jemand neben ihm. »Bring ihn dazu, die Augen aufzumachen«, forderte ein anderer. »Der Höchste will sehen, dass er lebt.«

Der Mann neben Edik beugte sich zu ihm und schlug ihm grob auf die Wangen. »Komm schon,

Dornröschen. Zeit für
einen kleinen
Auftritt.« Edik
stöhnte, seine Lider
flatterten. Der Typ
packte ihn am Haar und
riss seinen Kopf hoch,
drehte sein Gesicht
Richtung Kamera. »Sag
Hallo, Junge. Und immer
hübsch lächeln.« Was

Edik durch die
zusammengepressten
Zähne hervorstieß, war
mit Sicherheit nicht
für meine Ohren
bestimmt, und ich war
froh, nur ein Drittel
davon zu verstehen. Der
Mann, der ihn hielt,
wurde wütend. Ich bekam
noch mit, wie er zu
einem Schlag ausholte,

dann brach die Aufnahme
ab.

Ich wollte heulen.
Mich irgendwo
verkriechen und heulen,
meine Tränen liefen
bereits unkontrolliert
über meine Wangen und
ich spürte die nassen,
warmen Bahnen, die sie
zogen. Dann packte mich

die blanke Wut, ich sprang auf und trat gegen das Gitter, das mir den Zugang zur Metro versperrte. Ich trat immer wieder dagegen, rüttelte daran, bis die Kräfte mich gänzlich verließen und ich zurück auf den Boden sank. Die Wolchwy hatten Edik, und sie

wollten, dass ich zu dieser Adresse kam. Natürlich kam ich, sofort! Wenn nur die verdammte Metro fahren würde.

Stopp.

Ich zwang mich zu denken.

Sie brachten Edik nach Lissij Nos, das

Video wurde aber im
Wagen gemacht, was
bedeutete: Sie waren
noch gar nicht am Ziel!
Mit Sicherheit wusste
das Oberhaupt, dass ich
im Stadtzentrum festsaß
und bis in die
Morgenstunden
nirgendwohin konnte.
Womöglich zählte er
sogar darauf, brauchte

selbst Zeit, um die
Falle perfekt
vorzubereiten.

Denk, denk nach,
spornte ich mich an.
Was sollte ich tun? Was
konnte ich tun?

Aus dem dunkelsten
Winkel der Unterführung
tönte ein Knurren.
Redete ich etwa laut?

Als das fordernde
Knurren nicht aufhörte,
ging ich zu meinem
Dämon, um nachzusehen.
Er lag an einer Wand,
beinahe mit der
Dunkelheit um uns herum
verschmolzen.

»Was ist?« Mit
einer Hand fuhr ich ihm
über die Rippen. Die
Fellbüschel fühlten

sich weich an, die Haut
- schuppig wie die
einer Schlange, aber
angenehm warm. »Geht es
dir gut?« Hätte es mir
nicht schon früher
einfallen sollen, nach
seinen Wunden zu sehen?
Eine tolle Freundin war
ich! Der Geruch nach
frischem Moos umhüllte

meinen Geist, fast
glaubte ich, in einem
Wald zu sein und nicht
in einer trostlosen
Unterführung. »Zeig mal
her. Wo haben sie dich
erwischt?« Doch er
schob meine Hand mit
der Schnauze weg,
stattdessen stupste
seine Nase das Handy
an, das ich noch immer

festhielt.

»Du willst
telefonieren? Mit einem
Tierarzt, oder wie?«

Er schüttelte
energisch den Kopf.
Klar, wie sollte er
auch telefonieren, in
seinem Zustand?
Anscheinend hatte der
leichte Blutverlust

meinen Verstand
besorgniserregend
vernebelt. Beste
Voraussetzungen, um
waghalsige
Rettungsaktionen zu
starten.

Wieder stupste er
das Telefon an und
schnaubte mich
ungeduldig an. Okay.
Ich versuchte es

erneut: »Edik? Du
willst das Video sehen?
Oder die Adresse?«

Ein Nicken auf die
zweite Frage. Ich rief
die Nachricht wieder
auf, doch er begnügte
sich nicht damit,
forderte mich weiterhin
auf, etwas zu tun. Nur
was? Brauchte er die

Karte? Um die Lage
auszukundschaften?

Anscheinend.

Er nickte, beinahe
menschlich, dann
richtete er sich auf,
schüttelte sich und
deutete mit dem Kopf
auf seinen Rücken.

»Du willst mich
hinbringen?«

Ich glaubte zu

sehen, wie er
angesichts meiner
Begriffsstutzigkeit die
Augen rollte und mir
noch nachdrücklicher
bedeutete aufzusteigen.
Shit. Wie sollte das
gehen? Er verlor
endgültig die Geduld,
beförderte mich selbst
auf seinen Rücken und

mir blieb nichts
anderes übrig, als mich
in seinen Fellbüscheln
festzukrallen. Mein
Kopf schrammte dabei
fast an die Decke, ich
musste mich ducken,
hockte völlig
verkrampt auf ihm und
hoffte, es wäre nicht
allzu weit. Geschmeidig
brachte er mich hoch

zur Straße, von einigen
Seiten ertönten ein
paar überraschte,
leicht panische Ausrufe
des einen oder anderen
nächtlichen Passanten,
aber die morgigen
Schlagzeilen der
Klatschpresse waren mir
egal, weil ich nur noch
daran denken konnte,

mich festzuhalten. Mein
Dämon sprang auf ein
Hausdach. Mit meinem
ganzen Körper schmiegte
ich mich an ihn und am
liebsten hätte ich die
Augen

zusammengekniffen, so
viel Schiss hatte ich.
Spätestens jetzt ahnte
ich, wie die Märchen
über den Zarensohn Iwan

und seinen Ritt auf
einem Grauwolf, die mir
Mama einst vorgelesen
hatte, entstanden
waren. Ein paar
praktische Reittipps
hatten sie allerdings
nicht parat gehabt oder
ich hatte damals
schlecht zugehört. Denn
natürlich stürzte ich,

mindestens ein Dutzend
Mal, und war froh, dass
Mr Nachtmahr eine
unglaubliche
Reaktionszeit bewies
und mich jedes Mal
auffing. Ungeachtet
dessen, dass ich ihm
beim Fallen regelmäßig
so einige Fellbüschel
herausriss und dabei
kreischte, als wäre ich

diejenige, die
skalpiert wurde. Erst
als wir die Stadt
verlassen hatten, wurde
es besser, die
Bewegungen meines
Dämons fanden einen
gleichmäßigen Rhythmus
und ich passte mich
ihnen an. Die ganze
Zeit über roch ich den

warmen Moosduft seines
Blutes, aber er
beachtete seine
Verletzungen nicht.
Nach einer Weile ging
sein Atem jedoch
stockender und sein
Gang wurde langsamer,
aber auch dann machten
wir keine Pause. Das
letzte Stück des Weges
führte uns durch einen

Wald, in dem ich nicht einmal meine Hand vor Augen sah, so dunkel war er, und auch hier bewies Mr Nachtmahr einen beeindruckenden Orientierungssinn. Zielsicher lief er durch das Dickicht. Plötzlich schnellte er auf einen Baum und ich

entdeckte unweit das
von allen Seiten
beleuchtete Grundstück,
von einer mindestens
zwei Meter hohen Mauer
umgeben. Das war also
unser Ziel. Das massive
Metalltor sicherte die
Zufahrt, die Anlage
dahinter ähnelte einem
englischen Park:
sorgfältig gestutzte

Bäume, die zwar kein
Laub trugen, jedoch
äußerst edel aussahen,
Beete mit in Jutesäcken
gehüllten Pflanzen, ein
Teich mit einem
schneeweißen, wie aus
feinster Spitze
gewebten Pavillon. Ich
war gerade dabei, die
fehlenden Schwäne zu

bemängeln, als mir
einfiel, dass sie sich
vermutlich in wärmeren
Gefilden aufhielten.
Auf dem runden Platz
vor der Eingangstreppe
erkannte ich den
Transporter. Mist. Die
Entführer waren bereits
da. Also nichts mit
Abfangen und durch
einen Blitzangriff

überraschen. Plan B war vonnöten, noch bevor Plan A überhaupt eine Form angenommen hatte.

Mr Nachtmahr kletterte zurück auf den Boden und pirschte an die Mauer heran. Mit einem Satz hüpfte er auf das Grundstück, als wäre er ein Rassehund

bei einer Zuchtschau,
der Kunststücke im Ring
vorführte. Wenn er auch
eine Rolle machen
konnte, würde ich mit
ihm glatt beim
>Supertalent<
auftreten.

Mein Dämon suchte
Deckung hinter einer
Buschreihe und legte
sich hin, sichtlich

erschöpft. Der Ritt
hierher hatte ihm
anscheinend sehr
zugesetzt. »Danke.« Ich
drückte mich noch
einmal an ihn und ließ
mich heruntergleiten,
froh darüber, festen
Boden unter den Füßen
zu haben. Mein Hintern
tat mir schon jetzt

tierisch weh, an morgen wollte ich nicht einmal denken. Immerhin lenkte es mich geschickt von den Schmerzen der Streifschusswunde ab.

Ich lugte hinter den Büschen hervor und inspizierte noch einmal die Umgebung. Von links könnte ich nah genug ans Haus

heranschleichen, ohne entdeckt zu werden.

Theoretisch. Wie hoch meine Chancen

tatsächlich standen, wollte ich mir lieber nicht ausrechnen. Ich

visierte die nächste Buschreihe an, kroch

auf dem Bauch einige

Meter weit, wie ich es

aus den besten Karl-May-Büchern kannte, und fand mich Nase an Nase mit einer Hundeschnauze. Einer äußerst unfreundlichen Hundeschnauze, die zu einem Dobermann gehörte. Mit dem tief geneigten Kopf, gehobenen Lefzen und aufgestellten spitzen

Ohren knurrte er mich
an. Mir blutete das
Herz, während ich seine
kupierten Lauscher
betrachtete, wobei er
mir deutlich genug
machte, dass bei mir
gleich etwas ganz
anderes bluten würde.
Meine Kehle zum
Beispiel. Dann fielen

mir drei seiner
Kollegen auf, die mich
eingekreist hatten. Wie
lautete noch einmal die
Nummer des
Hundeflüsterers? So
endete also mein
Rettungstrip. Hätte ich
mir denken können.

Plötzlich rissen
die Hunde ihre Köpfe
hoch, mit einem

aufgereagten Hecheln und freudigem Zucken ihrer Stummelschwänzchen sahen sie über mich hinweg – zu ihrem Herrchen? Ich schielte über meine Schulter, innerlich darauf gefasst, in den Lauf einer Pistole zu blicken, und entdeckte

meinen Dämon. Die Hunde
waren nicht mehr
zurückzuhalten. Mit
enthusiastischem
Winseln stürmten sie
auf ihn zu.

Offensichtlich
verstanden sie sich
prima. Vielleicht sogar
zu prima. Sah ich das
richtig? Mr Nachtmahr
schnüffelte gerade am

Hintern einer der
Dobermänner? Okay,
dieses Bild sollte ich
so schnell wie möglich
aus meinem Gedächtnis
streichen.

Alle fünf hatten
offensichtlich Spaß,
wenigstens sorgte die
Schnüffelei für eine
entspannte Atmosphäre.

Höchste Zeit, den Weg fortzusetzen. In der Nähe des Anwesens hielt ich Ausschau nach Überwachungskameras, konnte allerdings keine entdecken. Und nun?

Gleich am Haupteingang mit der Tür ins Haus zu fallen, erschien mir als keine gute Option, also machte ich einen

Kriech-Rundgang um das
Gebäude. Seitlich
entdeckte ich ein
Kellerfenster, das auf
Kipp stand, außerdem
verfügte das Haus über
einen Hintereingang und
eine Kellertreppe,
neben der gerade einer
der Wolchwy rauchte.
Ich drückte mich an den

eisigen, matschigen
Boden. Anscheinend
hatte es vor Kurzem
geregnet, und
spätestens jetzt
brauchte ich keine
Tarnbemalung mehr, der
Dreck klebte perfekt
auf meinem Gesicht.

Der Mann rauchte
äußerst ausgiebig und
genüsslich, vielleicht

war es ihm einfach nur
langweilig, da er es
wohl zu einem Spiel
erklärt hatte, die
Asche so lange wie
möglich auf der
Zigarette zu behalten.
Als das Türmchen
herunterrieselte und er
daraufhin die Kippe
ausdrückte, dachte ich,

er würde endlich gehen,
doch er zündete sich
gleich eine neue an und
das Spiel ging von
vorne los. Nach einer
geschlagenen halben
Stunde bewegte er
seinen Hintern endlich
von der Stelle weg und
lief die Kellertreppe
nach unten. Ich wartete
noch ein Weilchen, dann

pirschte ich mich an die Treppe heran und schlich die Stufen hinunter. Die Tür war nicht abgesperrt. Durch den Spalt konnte ich wenig sehen, nur eine Art Vorraum mit Regalen wie in einem Baumarkt. Ich machte die Tür noch ein bisschen auf und

schlüpfte

letztendlich in den Raum

hinein. Leer. Könnte

eine Werkstatt sein.

Von einem Tisch, der

seitlich an der Wand

stand, stützte ich

einen massiven

Schraubenschlüssel, der

erstaunlich gut in der

Hand lag. Sollte der

rauchende Wolchw

zurückkommen, könnte ich damit seinem Lungenkrebs durchaus zuvorkommen. Ein tröstender Gedanke. Liz – bewaffnet und sehr gefährlich.

Genauso vorsichtig wie vorhin öffnete ich die einzige Tür, die es in diesem Raum noch

gab, abgesehen von der,
durch die ich
hineingelangt war.
Dahinter erstreckte
sich ein trister
Korridor mit Nischen,
in regelmäßigen
Abständen durch
Kellerlampen
beleuchtet. Die ideale
Kerkerstimmung, zumal
ich vom Ende des Ganges

gedämpfte Stimmen
hörte. Ich beschloss,
mich bis zur Ecke
vorzuwagen. Sollte
jemand den Gang
betreten, würde ich in
einer der Nischen
Schutz suchen und
hoffen, unbemerkt zu
bleiben. Immerhin war
ich mit nichts als

vager Hoffnung immens
weit gekommen.

Vielleicht würde es mir
sogar gelingen,
herauszufinden, wo die
Männer Edik
festhielten.

Wie lang dieser
Korridor wirklich war,
wurde mir erst bewusst,
während ich mich so
geräuschlos wie möglich

vorantastete. Die Stimmen wurden deutlicher. Es waren zwei oder drei Männer, wobei hauptsächlich nur einer redete und die anderen sich mit grummelnden Lauten der Zustimmung begnügten. »Was denkst du, wie das weitergeht? Mach es

nicht noch schlimmer.
Ich weiß, dass du müde
und verzweifelt bist,
dass du wirklich,
wirklich glaubst, das
Richtige zu tun. Aber
du irrst dich. Dein
Verstand betrügt dich,
er beginnt,
verrückt zuspielden, bis
du Richtig und Falsch
nicht mehr

auseinanderhalten
kannst. Alles, was du
zu wissen glaubst,
wofür du kämpfst, ist
nichts als der Trug der
Schatten, die dich
langsam, aber sicher in
ihre Tiefen ziehen. Wir
können dir helfen. Wir.
Können. Dir. Helfen.«

Die Worte klangen

verständnisvoll und
beruhigend, so sprach
man mit einem Kind,
aber ein Kind konnte
ich mir in diesen
Gemäuern beim besten
Willen nicht
vorstellen.

»Bitte rede mit
uns. Ich weiß, wie sehr
dich die Ereignisse
neulich verstört haben.

Aber du musst dich uns
öffnen, dann wird alles
besser!«

»Fick dich«,

lautete die Antwort.

Rimma!

Alles in mir zog
sich zu einem
schmerzhaften Knoten
zusammen. Ihre
schwache, aber so

furchtlose Stimme zu hören, war fast mehr, als ich im Moment ertragen konnte. Dabei wollte ich sie doch finden! Sie und Edik. Wenigstens wusste ich jetzt, dass einer von beiden lebte. Ich sammelte meinen Mut und riskierte einen Blick um die Ecke. Ein paar

Sekunden reichten aus,
um die Situation zu
erfassen, schon drückte
ich mich wieder an die
Wand. Hinter der
Biegung erstreckte sich
ein beeindruckender
Weinkeller. Die Wände
waren mit Naturstein
dekoriert, in
Holzregalen lagen

unzählige Flaschen, ich hatte sogar einige Fässer entdeckt und ein paar Nischen, in denen anscheinend besonders edle Weine und Spirituosen aufgestellt worden waren. Das warme, goldene Licht verlieh der Umgebung eine beinahe gemütliche Atmosphäre. Wenn da

nicht die Wolchwy
gewesen wären und
Rimma, kauernnd in einer
Nische, die mit einem
Gitter abgesperrt
worden war. Ich
überschlug meine
Möglichkeiten. Drei
Männer, ein bisschen zu
viel für meinen
Schraubenschlüssel.

Also wartete ich.

Zwanzig Minuten,
vielleicht etwas mehr.

Der Mann, der ständig
redete, seufzte müde.

»Ich sehe, das bringt
nichts. Dabei habe ich
wirklich gehofft, du
würdest einsehen, dass
du Hilfe brauchst.

Weißt du was?

Vielleicht kann dein

Sohn dich vernünftiger
stimmen. Denk darüber
nach.«

Ich hörte Schritte
und wie Rimma am Gitter
rüttelte und schrie:
»Nein! Lasst ihn in
Ruhe! Lasst ihn in
Ruhe!«

Mit rasendem Herzen
drückte ich mich in

eine der Nischen,
schmiegte mich an den
Stein, als könnte ich
mit nur etwas mehr
Vorstellungskraft platt
wie eine Briefmarke
werden. Die Männer
kamen näher. Kalter
Schweiß trat auf meine
Stirn, meine Finger
umklammerten fest den
Schraubenschlüssel,

doch den Metallgriff in meiner Hand spürte ich kaum. Dann sah ich die drei Typen. Ausgelassen scherzend zogen sie an mir vorbei. Kurz darauf schlug die Tür zu, während Rimmas panische Rufe mich bis ins Mark erschütterten.

Ich löste mich aus

der Starre und lief zu
ihr. Sie verstummte
augenblicklich, als sie
mich bemerkte, und
diese Stille war noch
fürchterlicher als ihre
Schreie von vorhin. Ihr
Gesicht war
aufgequollen,
tränennass und
rotfleckig, das lange
Haar wirr und verfilzt.

Sie hockte auf dem
Boden, die Bluse und
der Rock zerrissen,
riesige Laufmaschen in
der nudefarbenen
Strumpfhose, keine
Schuhe. Ihr Blick, der
kaum noch etwas
beherbergte als
Verbitterung und
Verzweiflung,

traktierte mich.

»Wie geht es dir?

Alles gut?« Eine dumme Frage, in Anbetracht dessen, wie sie aussah.

»Bist du verletzt?«

»Mach das Gitter auf«, keuchte sie.

»Worauf wartest du noch?«

»Womit?«

»Ich weiß nicht!«,

brüllte sie mich an. In der Nische konnte sie sich kaum aufrichten und so, wie sie da kauerte, ähnelte sie mehr einem Tier als einem Menschen. »Lass dir was einfallen, verdammt.«

Ich rüttelte am Gitter. Fest

verschlossen. So leicht
würde ich es nicht aus
den Angeln heben
können.

»Beeil dich! Oder
willst du, dass sie
meinen Sohn vor unseren
Augen foltern, nur
damit ich verrate, wer
zu unserer Rebellion
gehört?«

Was stellte sie

sich vor, was ich hier
ausrichten konnte? Ich
zog mein Handy heraus.
Kaum Empfang. Aber mit
etwas Glück müsste das
klappen. Ich steckte es
ihr durch die
Gitterstäbe zu. »Hier.
Ruf deine Leute an. Ich
werde sehen, dass ich
an den Schlüssel zum

Gitter herankomme.«

Ich drehte mich um
und lief zurück zum
Korridor – zu spät. Die
Männer kamen zurück.
Ohne nachzudenken
schlug ich mit dem
Schraubenschlüssel zu
und erwischte einen der
Männer an der Schulter.
Er packte mich und
drehte mir den Arm

herum, bis ich den
Schlüssel fallen ließ.
Mit der anderen Hand
angelte ich nach einer
der Flaschen und
schmetterte sie ihm ins
Gesicht. Dieses Mal
verfehlte ich seinen
Kopf nicht. Er schrie,
ließ mich los, doch die
anderen beiden waren

schon da und griffen
nach meinen Armen.

»Endlich«, sagte
der eine mit so einer
unheimlichen Ruhe, dass
ich überall auf meinem
Körper Gänsehaut
spürte. »Das Oberhaupt
möchte mit dir reden.«

Meine

Strampelaktion brachte
nichts. Souverän drehte

er mir die Arme hinter
den Rücken und
schleifte mich den Gang
entlang, während sein
anderer Handlanger
blieb, um den
Verletzten zu
versorgen.

»Wo ist Edik? Was
habt ihr mit ihm
gemacht?«, rief ich.

Doch meine Fragen
blieben ohne Antwort.
Er zwang mich, eine
Treppe hochzusteigen,
stieß mit dem Rücken
eine Tür auf und zog
mich in eine so pompöse
Eingangshalle, dass ich
mich glatt fragte, wer
hier die Station Avtowo
samt ihren
Kronleuchtern gemopst

hatte. Der Mann
manövrierte mich die
Marmortreppe hoch zur
Galerie der zweiten
Etage, wir betraten den
rechten Flügel und
blieben vor einer
schweren, mit
Schnitzereien
verzierten Eichentür
stehen. Während er mich

fest am Oberarm hielt,
klopfte er mit der
anderen Hand an und
fast sofort ertönte ein
wohlwollendes

›Herein!‹ . Der Typ
schob mich über die
Schwelle, trat eilig
zurück in den Flur und
schloss hinter sich ab;
ich stand da wie
bestellt und nicht

abgeholt und glaubte fast, im Oval Office gelandet zu sein.

Hinter einem massiven Schreibtisch mir gegenüber erhob sich eine Gestalt.

»Liz. Zugegeben, ich habe dich später erwartet. Schön, dass du da bist.«

Das Oberhaupt
persönlich. War ja
klar.

Den Kopf in der
Kapuze seiner Kutte
fast demütig zu Boden
geneigt, kam er auf
mich zu. Ich fragte
mich, ob er gleich
gregorianische Gesänge
anstimmen würde. Tat er

nicht. Kaum eine Armlänge von mir entfernt blieb er stehen und hob sein Gesicht zu mir.

»Ich freue mich sehr, dass wir uns endlich aussprechen können.«

Gütiger! *Dieses* Gespräch dürfte etwas länger ausfallen.

Es war mein Vater.

Und mir fiel nichts

Besseres ein, als

einfach umzukippen.

Hoffentlich ist der

Teppich weich, dachte

ich noch, bevor ich mit

dem Kopf gegen die Tür

knallte.

Kapitel 21

Stimmen.

Irgendwo weit weg.

Mir ist wohlig

warm, ich fühle mich
sicher und geborgen.

Alles ist gut. Mir wird
nichts passieren. Mein
Vater streichelt mir
über den Kopf und ruft

leise meinen Namen. Er hört sich besorgt an, wie damals, als ich von einer Schaukel gefallen war, aber das muss er nicht sein - mir geht es gut. Wirklich gut. Ich lächele ihm mit geschlossenen Augen zu, völlig aufgelöst in seiner melodischen, sonnigen Stimme, die

mir gut zuredet. Liz,
Kleines, was machst du
nur für Sachen?, sagt
er. Ach, wir hätten es
anders machen sollen,
ganz anders. Wach auf,
Kleines. Hab keine
Angst.

»... wach auf, Liz,
du hast nichts zu
befürchten ...«

Widerwillig seufzte
ich und öffnete die
Augen. Über mir – mein
Vater.

»Endlich.« Auf
seinen Lippen schlich
sich ein Lächeln der
Erleichterung.

Ich dachte, ich
hätte sein Gesicht
längst vergessen.

Vollkommen aus meinem
Gedächtnis gelöscht,
als er gegangen war.
Aber alles an ihm kam
mir vertraut vor. Ich
musterte seine fein
gemeißelten Züge, die
leuchtenden Augen mit
braunen Sprenkeln, die
beinahe frechen
Grübchen, die kleinen
Fältchen in den

Augenwinkeln.

»Hast du uns einen Schrecken eingejagt«, flüsterte er auf Deutsch, und meine Muttersprache schien wie eine Hand zu sein, die er mir liebevoll reichte. Er redete mit einem leichten Akzent, und jeder Laut war wie

eine glückliche
Erinnerung an längst
vergangene Tage.

»Uns?« Meine Stimme
klang schwach und rau.
Uns ... die Wolchwy!
Nein, ich durfte mich
nicht einlullen lassen!
Ich schreckte hoch,
wollte aufspringen,
mich wenigstens
aufsetzen, doch mein

Vater hielt mich
zurück.

»Nein, nein,
Kleines. Das ist noch
zu früh. Du wurdest
verletzt. Und hast dir
schlimm den Kopf
gestoßen. Bleib besser
liegen.«

»Finger weg!« Ich
schubste ihn von mir

und tastete unter
meinem Pullover. Die
Wunde vom Streifschuss
war verbunden.

Abgesehen von den
Kopfschmerzen ging es
mir gut. Na ja. Okay
eben.

»Ich weiß, wie
durcheinander du bist.«
Er stand auf und ging
nach hinten, wo ich ihn

Flüssigkeit in ein Glas einschenken hörte.

Hoffentlich etwas, was mich stärken würde. Mit Hochprozentigem hatte ich noch nie etwas anfangen können, aber der Moment erschien mir als durchaus geeignet, um darüber hinwegzusehen. Aber als

er zurückkam, nippte er genüsslich am Drink, ohne Anstalten zu machen, mir auch einen zu spendieren.

»Liz, ich kann dir alles erklären. Glaube mir.«

»Dann sag mir, wo Edik ist.« Ich versuchte mich erneut aufzurichten, aber der

Raum begann sich zu drehen und das schmerzhafteste Pochen in meinem Schädel schien mein Gehirn zu Brei zermahlen zu wollen.

»Hey, hey«, holte mich eine viel zu vertraute Stimme ein. »Mach mal langsam.«

»Meta?« Alles in

meinem Kopf überschlug
sich. Gefühle,
Gedanken. Ich wusste
noch kaum, wo oben und
unten war, als sie
hinter dem Sofa
hervorkam und sich vor
mich kniete. Im
halbdunklen Raum hatte
ich sie gar nicht
bemerkt. Was tat sie
hier? In Russland? Ich

packte sie an einer Schulter. »Hält er dich fest? Hat er dich entführen lassen?«

»Quatsch, was redest du da?« Sie lachte. Vorsichtig, aber bestimmt nahm sie meine Hände von sich weg. »Dein Vater hat mich gefunden, als ich

dachte, ich würde
meinen Verstand
verlieren. Als ich an
meinem absoluten
Tiefpunkt war und nicht
weiterwusste. Als ich
kurz davor stand, mir
etwas anzutun.« Sie
schob die Kapuze ihrer
Kutte zurück. Obwohl
ich ihre Narben schon
so oft gesehen hatte,

zuckte ich zusammen.
Was mir sofort leidtat.

»Keine Sorge.« Sie
schüttelte sanft den
Kopf. Das dämmrige
Licht zeichnete ihre
Züge weich. Sie fuhr
mit den Fingern über
die wulstige Haut. »Es
macht mir nichts mehr
aus. Ich bin mehr als

mein entstelltes
Gesicht. So viel mehr!
Dein Vater hat mich
gerettet und
hierhergebracht. Ich
bin ein Teil dieser
Gemeinde, die mich mit
offenen Armen empfangen
hat. Ich fühle mich
sicher bei ihm.
Bedeutend. Ich
wünschte, du könntest

das auch.«

»Nein, nein, Meta!

Er ist gefährlich!«

»Ach Liza.« Sie strich mir über das Haar und zog die kuschelige cremefarbene Decke, unter der ich lag, etwas höher. »Bald wirst du alles verstehen, vertraue

mir. Du hast viel durchgemacht, einiges an Blut verloren, bist sicherlich dehydriert.« Ich stöhnte. Mein Verstand schien da einfach nicht mehr mitzumachen. Sie holte ein Glas, das auf einem Beistelltisch neben dem Sofa stand, und reichte es mir.

»Du solltest etwas trinken. Das wird dir guttun.«

Vorsichtig nippte ich daran. Wasser. Hauptsächlich. Es schmeckte süß, mit einem leicht bitteren Nachgeschmack. Tonic Water, schätzte ich.

»Traubenzucker«,

sagte sie.

»Damit du schneller zu Kräften kommst«, fügte mein Vater hinzu und stellte sich hinter Meta, wie ein zufriedener Regisseur, der die Früchte seiner Arbeit genoss. Am liebsten hätte ich ihm das Wasser ins Gesicht gespuckt. Aber ich war

durstig, und während ich trank, nutzte ich die Zeit, meine Gedanken zu sortieren.

Okay. Meta war eine Seherin wie ich. Mein Vater hatte sie in Deutschland aufgespürt, nachdem ihre Kräfte sich entfaltet hatten, und in seine Sekte

gebracht. Klar, dass sie ihm vertraute. Sie hatte ja keine Ahnung.

Über den Rand des Glases blickte ich in das zufriedene Gesicht meines Vaters. »Du willst mir alles erzählen? Fang an.«

»Immer so voreilig!« Mein Vater lächelte. Gütig und

liebevoll. Wie in den Kindertagen, wenn er mit seinem kleinen Sturkopf redete. »Ich habe doch gesagt: Alles zu seiner Zeit. Erst einmal musst du ...«

Ich packte das Glas am Rand und schmetterte es gegen die Ecke des Beistelltisches. Die

Scherbe, die in meiner Hand blieb, richtete ich gegen ihn. »Und ich habe gesagt: Diese Zeit ist gekommen. Wo ist Edik? Was ist mit Rimma? Spuck's aus!«

Erschrocken fuhr Meta zurück, während mein Vater die Ruhe selbst blieb. Er tätschelte ihre

Schulter und setzte sich zu mir auf die Couch. Ich drückte mich noch weiter gegen die Rückenlehne, während er es sich neben mir gemütlich machte.

»Ja, das ist meine Tochter. Wild und übereifrig. Gut. Ich erzähle dir meine

Geschichte, und danach stellst du mir deine Fragen, die ich alle beantworten werde. Aber zuerst hörst du mir zu. Abgemacht?«

Blieb mir etwas anderes übrig? »Schieß los.«

»>Schieß los!<« Er lachte auf. Ja, ein Schenkelklopfer

schlechthin. Meta
dagegen verlor keinen
Ton. Stocksteif stand
sie vor dem Sofa, das
verunstaltete Gesicht
wie aus Stein
gemeißelt.

»Nun gut.« Lässig
drückte er seinen
Ellbogen in die
Sofalehne und stützte

den Kopf mit einer Hand
ab. Sicherheitshalber
führte ich die Scherbe
näher an sein Gesicht
heran, doch es störte
ihn keineswegs. »Womit
fängt man so eine
Geschichte an? Dass ich
das Oberhaupt dieser
Gemeinschaft bin, weißt
du ja schon. Meinen
Vater habe ich nie

kennengelernt, ich weiß nur, dass er selbstverständlich auch ein Wolchw war, meine Mutter gehörte zu den Seherinnen des Inneren Kreises und hatte wenig Zeit für mich. Wir wurden praktisch von dem gesamten Kult aufgezogen, mein Bruder

und ich ...«

»Halbbruder«,
zischte ich. Den du
getötet hast, du mieser
Heuchler – aber das
konnte ich gerade noch
zurückhalten.

Er schwieg eine
Weile. Ein bisschen
enttäuscht, wie es mir
vorkam, als wolle er
mich für meinen

unbedachten Einwurf
bestrafen, bis er
beschloss, Gnade walten
zu lassen: »Hatten wir
nicht ausgemacht, dass
du erst einmal nur
zuhörst? Ich finde, du
solltest alle Seiten
kennen, bevor du ein
Urteil fällst. Da hat
dein Freund um einiges

mehr Geduld und
Verständnis bewiesen.«

Edik! Mit einer
Hand umklammerte ich
meinen Flügelanhänger.
Ging es ihm gut? Die
Frage brannte mir auf
den Lippen, doch mein
Vater bedeutete mir zu
schweigen. »Natürlich
hast du recht:
Wladislaw war mein

Halbbruder. Aber wir
hatten es nie so
gesehen. Ich meine, was
heißt das schon:

Halbbruder. Als gehöre
man nur halb
zueinander, als dürfe
man sich nur zur Hälfte
umeinander kümmern.

Nein, nein, Wladislaw
und ich waren

unzertrennlich, und
solange wir einander
hatten, konnte uns
nichts aus der Bahn
werfen. Ich war mir
sicher, dass er das
nächste Oberhaupt wird,
mein kleiner Bruder. Er
hätte Geschichte
geschrieben. Stell dir
das nur vor: der
mächtigste Mann unserer

Gemeinschaft, und das bereits mit achtzehn Jahren! Aber seinen achtzehnten Geburtstag hat Slawa nicht mehr erlebt.« Er senkte den Kopf. Einige Strähnen seines langen Haars fielen ihm ins Gesicht, kitzelten an seiner Nasenspitze, doch er

bemerkte es nicht.

»Slawa wurde entführt
und grausam getötet, um
einen uralten Gott,
Veles, aus dem ewigen
Schlaf zu erwecken. Die
Kraft, die meinem
Bruder innewohnte, war
bestens geeignet, um
das schwarze Ritual zu
vollziehen. Doch es
ging schief, Glück im

Unglück, sagt man dazu wohl, der Gott erwachte nicht. Nach ein paar Tagen hatten wir Wladislaws Überreste unweit von hier gefunden, wobei ihn keiner mehr hätte identifizieren können. Nur ich wusste es irgendwie.«

Bloß ›irgendwie‹?

Ich biss mir auf die Zunge. Warum sagst du nicht gleich, dass *du* ihn entführt hast, Vater? Dass *du* es warst, der ihn getötet hat?

Ich brauchte nichts zu sagen. Es schien mir deutlich genug ins

Gesicht geschrieben zu stehen. »Was hat man dir erzählt? Dass ich es war?«

»So ungefähr.«

»Um den Posten des Oberhaupts für mich zu beanspruchen?«

»Ich habe schon
>Tatort< mit Mama geguckt. Da wird für weniger gemordet.«

»Dann sag mir,
warum ich den Kult
verlassen habe, wenn
ich so scharf auf
diesen Posten war.«

»Um den Verdacht
von dir zu weisen?
Keine Ahnung! Wladislaw
hat mir selbst erzählt,
wie ...«

»Das ist nicht

Wladislaw!«, schnauzte er mich an, stand ruckartig auf und machte ein paar wütende Schritte durchs Zimmer. »Es ist ein Dämon der Traumwelt. Ein listiges, grausames Wesen, das nur ein Ziel hat: deinen Verstand mit seinen Lügen zu vernebeln.«

»Für einen Nicht-
Wladislaw hat er
ziemlich deutliche
Erinnerungen daran
gehabt, was deine
Beteiligung an der
Sache betrifft«,
giftete ich zurück.
Kindisch, den eigenen
Gefühlen so sehr freien
Lauf zu lassen. Aber

das Gespräch ließ mich nicht kalt, egal, wie sehr ich mich darum bemühte, nichts von dem zu zeigen, was in mir brodelte.

»Was genau hat er dir denn erzählt? Vielleicht etwas von den Angelausflügen, die wir beide oft heimlich unternommen hatten?

Oder von Tante Maria,
die der Meinung war,
uns aus den Fängen
einer Sekte befreien zu
müssen – und wie wir
uns tagelang versteckt
hatten, bis sie endlich
abgezogen war? Nein,
glaube ich nicht. Denn
dein Dämon weiß nichts
von alldem. Das

Einziges, was er hat,
sind nur ein paar
Erinnerungsbruchstücke,
die er aufgeschnappt
hat, als er bei dem
Ritual an die Gestalt
meines Bruders gebunden
wurde. Vielleicht
galten Slawas letzte
Gedanken mir. Der Dämon
schnappte sie auf und
fügte dieses Wirrwarr

zu einer Szene
zusammen, die er nutzen
konnte.« Er beugte sich
zu mir. »Ich weiß, dass
du versucht hast,
Wladislaws Schatten an
ihn zu binden. Du
konntest das nicht,
zumindest nicht
wirklich, oder? Weil
das nicht mein Bruder

ist!«

Ich schluckte. Am liebsten hätte ich mir die kuschelige Decke über den Kopf gezogen. Ich fühlte mich schuldig und wusste nicht warum. Der Schatten, ja. Wladislaws Schatten, der nicht meinem Dämon gehörte, das hatte ich

doch deutlich gespürt,
ich wusste nur nicht
warum. Jetzt wurde mir
einiges klar. Sagte
mein Vater also doch
die Wahrheit?

Zufrieden nickte er
mir zu. »Mal ehrlich,
warum hätte ich dem
Kult so lange
fernbleiben sollen?

Abgesehen davon
verliert man dadurch
den Zugang zum Inneren
Kreis, man muss ganz
von vorne anfangen und
mühsam beweisen, dass
die Kräfte, die man
besitzt, eines
Oberhauptes würdig
sind.«

»Du hast's aber
trotzdem gut

hingekriegt, wie es scheint.«

»Liza!«, fuhr Meta mich an, doch mein Vater besänftigte sie mit einer kaum bemerkbaren Geste.

»Ich sage dir gern, warum ich den Kult verlassen habe. Ohne Slawa hielt ich es

einfach nicht aus.

Alles, absolut alles
erinnerte mich an ihn.
Sein Tod hat mir den
Boden unter den Füßen
weggerissen. Die Suche
nach dem Täter oder den
Tätern blieb erfolglos.
Ich wusste, dass es
jemand aus unseren
Reihen war, und dieser
Gedanke ließ mir

einfach keine Ruhe. Es
war unerträglich, in
die Gesichter um mich
herum zu blicken und
sich Tag für Tag zu
fragen: Warst du es?
Oder du? Du vielleicht?
Ich ging daran
zugrunde, ich
vernachlässigte meine
Pflichten und brachte

andere in Gefahr.

Irgendwann war mir

klar: Ich musste weg.

Also bin ich gegangen.

Dann lernte ich deine

Mutter kennen. Sie war

eine verlorene Seherin

und brauchte dringend

Hilfe, ich hatte es vom

ersten Augenblick an

gespürt. Ich wollte ihr

Halt geben, ihr

beibringen, mit ihrem
Erbe richtig umzugehen
und nicht daran zu
zerbrechen. Doch wie
viel ich ihr auch gab,
sie gab mir viel mehr.
Als du unterwegs warst
...«

... warst du der
glücklichste Mensch auf
Erden. Jaja, schon

klar, dachte ich. Erst
jetzt merkte ich, wie
müde ich war. Meine
Hand mit der Scherbe
war schon längst auf
die Kuscheldecke
herabgesunken, ich
machte mir keine Mühe,
sie hochzuhalten. Wenn
er es gewollt hätte,
hätte er mich schon
längst entwaffnet.

Verrückt. Was wollte ich mit dieser Scherbe überhaupt?

»Du warst unser Herzenskind, unser größter Schatz«, redete er beinahe hypnotisch auf mich ein. »Doch die Familie deiner Mutter war gegen uns.« Seine Stimme brach kurz, er

musste sich sammeln.

»Also sind wir nach
Russland gereist, um in
unserem Kult deine
Kräfte zu entfalten und
dich an die Mysterien
dieser Welt
heranzuführen.«

»Aber meine Mama
hat gesehen, dass du
ein doppeltes Spiel
spielst, oder? Deshalb

hat sie dich verlassen
und ist mit mir zurück
nach Deutschland
gegangen, damit du und
deine Sekte uns nicht
in die Finger
bekommen!«

Er zog die
Augenbrauen zusammen.
Gleichzeitig verärgert
und unendlich traurig.

»Wer hat dir das erzählt? Wieder dein Dämon?«

»Tante Inga.«

»Verstehe. *Die*

Tante Inga, die so sehr gegen uns intrigiert hat? Die alles getan hat, um uns auseinanderzubringen? In Wirklichkeit war ich es, der deiner Mutter

gesagt hatte, sie solle euch beide in Sicherheit bringen.

Weil Wladislaws Mörder noch immer auf freiem Fuß war und langsam auch mich ins Visier genommen hatte. Ich wollte nicht, dass er dir oder deiner Mutter das antut, was er

meinem Bruder angetan
hat. Ich musste
loslassen, was ich am
meisten liebte. Was mir
alles, absolut alles
bedeutete.« Er drehte
sein Gesicht weg. Als
wollte er nicht, dass
ich seine Tränen sehe.

Mama. Kurz schloss
ich die Lider. Sagt er
die Wahrheit, Mama?

Darf ich ihm trauen?

*Se Theg nie Ib-Ab-
Nnameztub ...*

Keine Ahnung, warum
ihr Singsang
ausgerechnet jetzt in
meinem Kopf ertönte,
warum ich ihn partout
nicht mehr loswerden
konnte. Als wäre meine
Mama irgendwo da,

hinter dem Schleier
meines immer träger
werdenden Verstandes,
sie wartete auf mich,
sie musste mir
unbedingt etwas sagen ...

*Se Theg nie Ib-Ab-
Nnameztub ...*

*Ni meresnu Sierk
mureh.*

Ihr Summen ließ
mich erschauern. Sag du

es mir, Mama, wem soll
ich glauben?

Bidebum.

Ich zwang mich,
mich zu konzentrieren.
Der einlullenden Stimme
meines Vaters
standzuhalten. Bis ich
nicht die ganze
Wahrheit wusste, durfte
ich nicht unachtsam

werden.

»... habe euch vermisst. So sehr vermisst! Aber ich durfte euch keiner Gefahr aussetzen. Ich konnte keinen Kontakt zu euch aufnehmen, um Wladislaws Mörder nicht doch noch auf eure Spur zu bringen.« Ich hörte Sehnsucht in seiner

Stimme. So eine tiefe Sehnsucht. In all den Jahren hatte ich mir wie ein kleines Kind gewünscht, meine Familie zusammen zu sehen. Jetzt könnte mein Wunsch in Erfüllung gehen. Ich musste es nur zulassen.

»Und hast du den

Mörder gefunden? Ist
die Gefahr vorbei?«

Er schüttelte den
Kopf. »Je mehr ich
seinen Spuren folgte,
desto mehr beunruhigte
mich das Ganze. Das
Ritual war nicht völlig
fehlgeschlagen, wie ich
es angenommen hatte.
Der Täter wollte Veles
in unsere Welt bringen,

ihm eine Gestalt geben
und Macht über ihn
ausüben. Die Opfergabe
hatte Veles erweckt,
doch er blieb in der
Traumwelt
eingeschlossen. Also
setzte ich alles,
absolut alles daran,
dass es auch so blieb,
während er seine

Dämonen auf uns hetzte,
um endlich die Kraft zu
bekommen, die er
benötigte, um in unsere
Welt zu gelangen. Viele
Seherinnen und Wolchwy
waren ihm zum Opfer
gefallen, doch wir
hielten ihm stand. Bis
er sein Auge auf eine
mächtige Seherin
gerichtet hat, mit der

ich nie und nimmer
gerechnet hätte -
dich.« Seine Stimme
versagte wieder. Er
räusperte sich, ich
konnte beinahe
körperlich spüren, wie
schwer es ihm fiel,
darüber zu sprechen.
»Aber jetzt bist du
hier. Mit deiner Macht

können wir den Dämon
verbannen, Veles für
alle Ewigkeiten in der
Traumwelt einsperren
und denjenigen
entlarven, der hinter
alldem steckt. Du hast
so viel Macht!« Er
drückte meine Hand. Und
ich ließ es zu. Dankbar
lächelte er mich an.
»Natürlich ist das

alles noch sehr
verwirrend für dich.
Ich kann mir nicht im
Ansatz vorstellen, was
du durchgemacht hast.
Du warst allein, und
Veles nutzte deine
Unwissenheit, um mit
deiner Kraft einen
Dämon in unsere Welt zu
schicken. Du bist die

Einzig, die Veles
aufhalten kann. Ihn und
seine Dämonenschar.
Verstehst du jetzt,
warum es so wichtig
war, dass du
hierherkommst? Dass wir
miteinander reden und
du die Wahrheit
erfährst? Ohne dich
schaffen wir es nicht,
Liz!«

Erwartungsvoll sah er mich an.

Offensichtlich war seine Geschichte zu Ende. Was sollte ich sagen? Ich war zu erschöpft, um noch etwas Ordentliches denken zu können. Mama ... Veles ... mein Vater und Mr Nachtmahr ... Ich

fühlte mich matt.
Schläfrig. Der Morgen
ist klüger als der
Abend, sagte man
hierzulande nicht so?
Vielleicht sollte ich
lieber ins Bett gehen.
Aber ich hatte noch so
viele Fragen!

»Du wolltest mich
in deinem Kult, damit
ich dir helfe, den

Mörder zu finden und
Veles aufzuhalten.« Vor
Müdigkeit klangen meine
Worte verwaschen. »Und
dir fiel nichts
Besseres ein, als mir
Wolchwy auf den Hals zu
hetzen, die mich mit
Pistolen bedrohen?« Ich
kniff die Augen
zusammen. »Dann einen

Hund zu überfahren, um
Rimma hervorzulocken?
Und schließlich Edik zu
entführen – wobei, ich
weiß: Der Abend lief
nicht so, wie du es dir
vorgestellt hast. Du
hast dir doch
vorgestellt, dass deine
Männer uns beide
erwischen, nicht wahr?«
Mehr Kraft hatte ich

nicht. Die Couch war so verdammt bequem, und die Decke wie gemacht dafür, sich einzukuscheln und alles zu vergessen. Ich war mir nicht einmal sicher, ob meine Fragen überhaupt irgendeinen Sinn ergaben.

»Ich gestehe, es

waren sehr heftige
Maßnahmen. Aber welche
Wahl blieb mir schon?
Sophia konnte dich
nicht dazu bewegen, zu
uns zu kommen. Ich
hatte Angst, wir würden
dich verlieren. Deshalb
schickte ich meine
Leute, damit sie dich
zu mir bringen, auch
wenn sie dich gegen

deinen Willen ins Auto stecken müssten. Sie hatten klare Anweisungen, dir kein Haar zu krümmen. Du warst sicher.«

»Und was ist mit Edik? Ich habe das Video gesehen! Soll ich dir noch immer glauben, dass du der Gute bist?«

Die Bilder der
Videobotschaft
flackerten vor meinem
inneren Auge auf. Mein
Handy, wo zum Teufel
war mein Handy? Ich
tastete fahrig über
meine Kleidung, fühlte
mich ganz komisch,
irgendwie linkisch,
denn meine Finger
wollten nicht in die

Taschen passen. Dann
fiel es mir ein: Es war
bei Rimma.

»Erst einmal:

Deinem Freund geht es
gut.« Mein Vater legte
seine Hände auf die
meinen. »Meine Männer
haben ihn gefesselt,
weil wir nicht wussten,
wie er reagieren würde,

sobald er aufwacht. Ja,
die Wolchwy haben ihn
etwas grob angefasst,
aber im Moment liegen
die Nerven bei uns
allen blank. Die
beiden, die du im Video
gesehen hast, habe ich
nach ihrem Eintreffen
hier sofort
suspendiert. So etwas
wird unter meiner

Obrigkeit nicht
geduldet, das kannst du
mir glauben. Eduard
erholt sich von den
Strapazen, die er
ertragen musste. Wir
haben ihm alles erklärt
und er ist bereit, uns
zu helfen.«

Ohne mich zu
rühren, starrte ich ihn

an. Edik ging es gut?
Es war nie der Plan
gewesen, ihm etwas
anzutun?

»Ich will ihn
sehen.«

Ja, genau. Wenn er
hier war, wenn es ihm
gut ging und er dem
Kult helfen wollte,
dann sollte er es mir
selbst sagen.

»Es ist vier Uhr morgens. Was meinst du, was die meisten Menschen zu dieser Uhrzeit machen? Er schläft«, erwiderte mein Vater besonnen. Er hatte immer leiser gesprochen, und jetzt flüsterte er fast, als hätte sich Edik gleich

im Oval Office
hingelegt und wir
würden ihn aufwecken,
wenn wir etwas lauter
reden würden. »Es war
eine lange Nacht für
uns alle. Wie wäre es
damit: Ich bringe dich
auf dein Zimmer, und
wenn du dich ausgeruht
hast, kannst du zu
ihm.«

Nein. Mühsam
schüttelte ich den
Kopf. Nein, nein, nein.
Aber ich wusste nicht
einmal, warum ich mich
so gegen diesen
Gedanken wehrte. Ich
war hundemüde. Und wenn
ich nicht zum Zimmer
ginge, würde ich
bestimmt bald hier auf

dem Sofa einschlafen.

»Da wäre noch
Rimma«, fiel mir ein.
»Du hast sie in deinem
Weinkeller eingesperrt.
Ihr wolltet Edik vor
ihren Augen foltern,
damit sie verrät, wer
zur Rebellion gegen
dich gehört. Oder?«
Sicher war ich mir
nicht mehr.

»Das hat sie
gesagt? Liz, Rimma ist
verwirrt. Sie hat sich
schon einmal vom Kult
losgesagt und stand vor
dem Abgrund. Die
Gemeinschaft konnte sie
damals gerade so vor
den Schatten retten,
aber das blieb nicht
ohne Folgen. Sie ist

eine mächtige Seherin,
aber psychisch sehr
labil. Ich hätte sie
nie bitten sollen,
diesen Versuch zu
unternehmen, deinen
Dämon in die Traumwelt
zurückzubefördern. Der
Vorfall auf dem Dach
hat ihr sehr zugesetzt,
Liz, sie hat ihre
Freunde sterben sehen!

Jetzt denkt sie, ich
würde hinter einer
Verschwörung stecken,
unentwegt spricht sie
von einer Rebellion,
die es nicht einmal
gibt.«

Bidebum.

Ich drückte mir
meine Fingerkuppen auf
die Lider, doch das

machte es nur
schlimmer. Eigentlich
wollte ich gar nicht
mehr die Augen
aufmachen.

»Wir haben sie
hierhergeholt, um ihr
zu helfen. Sie stellt
eine große Gefahr dar,
sowohl für sich selbst
als auch für andere.
Wir alle hoffen, dass

es ihr bald besser geht. Ich bin mir dessen sogar sicher.«

»Und Käpt'n?«, murmelte ich. »Die Hündin, die ihr kaltblütig überfahren habt?«

»Liz, das mit dem Hund tut mir furchtbar leid. Aber du hast doch

selbst gesehen, was passiert ist. Er ist vor den Wagen gesprungen, niemand hätte so schnell reagieren können. Und ja, die Jungs haben diese schreckliche Situation ausgenutzt, um Rimma dazu zu bewegen, schnell und ohne Widerstand

einzusteigen.«

War die Hündin wirklich vor den Wagen gesprungen? Ich wusste es nicht mehr.

»Und Edik geht es gut?«, nuschelte ich schlaftrunken. »Ich kann ihn wirklich sehen?«

»Natürlich! Sobald

du dich erholt hast.«

»Bitte gleich. Ich will nur wissen, ob er okay ist.« Endlich schaffte ich es, die Augen aufzumachen. »Ich werde ihn nicht wecken. Nur nach ihm sehen. Versprochen. Dann gebe ich Ruhe. Putze mir die Zähne und gehe ins Bett. Indianer-

Dingsbums-Wort.«

»Liza!«, schnaubte Meta. Offensichtlich ging ihr das alles langsam auf den Keks. Vor allem, wie mein Vater sich um mich kümmerte. Wie geduldig er mir alles erklärte. Und wie begriffsstutzig ich war.

Mein Vater hob eine Hand. »Wenn Liz ihn sehen will, dann kann sie ihn sehen. Ich habe nichts zu verbergen.«

»Danke«, flüsterte ich.

Er wartete, während ich mehrere hilflose Versuche unternahm, mich vom Sofa zu

hieven. Die
Koordination meiner
Arme und Beine ließ
mich endgültig im
Stich. Ich fühlte mich
wie ein Käfer auf dem
Rücken, bis ich
seitlich vom Polster
kullerte, auf alle
viere kam und mich erst
dann aufrichten konnte.
Sogleich taumelte ich

und schlug schmerzhaft
mit dem Schienbein
gegen den Beistelltisch
- keine Ahnung, womit
das geendet hätte, wenn
Meta mich nicht
gestützt hätte. Dankbar
lehnte ich mich an sie,
beteuerte, ich bräuchte
nur einen Moment, um
mit der plötzlich

aufgetretenen
Schwerkraft
klarzukommen, aber
langsam musste ich
zumindest mir selbst
eingestehen, dass ich
völlig fertig war.

»Geht's wieder?«,
wollte mein Vater
wissen. Er klang
besorgt.

»Ich glaube, ich

sollte mir wirklich
eine kurze Sendepause
gönnen.«

»Natürlich. Meta
bringt dich auf dein
Zimmer. Du wirst sehen,
nach ein paar Stunden
Schlaf bist du wie
neu.«

Ich nickte. Meta
führte mich auf den

Flur; vom weiteren Weg hatte ich nicht viel mitbekommen, nur dass sie irgendwann eine Tür geöffnet und mich behutsam über die Schwelle dirigiert hatte. Ich machte ein paar wackelige Schritte in den Raum und registrierte weiße Möbel, fliederfarbene

Wände, schwere Gardinen
in dunklem Lila, ein
Himmelbett mit
Seidenbehang, prächtige
weiße Rosen in Vasen
auf säulenähnlichen
Podesten.

»Ich hoffe, es
gefällt dir«, sagte
Meta und ich hörte ganz
deutlich eine kleine

Spitze in ihren Worten.
»Dein Vater hat sich
viel Mühe gegeben.«

Anscheinend dachte
er noch immer, ich wäre
fünf und spielte gern
Prinzessin.

»Kein Barbie-Haus
und Plüschteddys?« Ich
drehte mich zu ihr und
musste mich wieder mit
der Schwerkraft

auseinandersetzen - da
kamen mir die
Himmelbettpfosten ganz
gelegen. Irgendwo vom
Rand meines Verstandes
kam ein Gedanke auf;
ich wollte ihn
beiseiteschieben, bis
ich erholt genug war,
um Kopfarbeit zu
leisten, aber er ging

nicht.

»Dieser Gott da. In der Traumwelt. Velours ... Venus ... nein ... wie heißt er?« Nicht einmal das wollte mir noch einfallen.

Meta seufzte genervt. »Veles.«

»Veles. Genau. Wenn ihr ihn bekämpfen wollt. Warum. Ähm.

Warum tragt ihr sein Zeichen?« Ich deutete auf ihren Hals.

»Es ist kein Symbol der Verehrung. Es ist ein Schutzmittel gegen ihn, um seine bösen Kräfte von uns fernzuhalten. Das Amulett verleiht ...«

Ich hörte einen

dumpfen Schlag.

Meta verstummte,
einen Sekundenbruchteil
hielt sie sich noch auf
den Beinen, dann sackte
sie in sich zusammen.
Das Blut aus der Wunde
an ihrer Schläfe
sickerte auf den
flauschigen weißen
Teppich.

Im Türrahmen stand

Nonja.

Offensichtlich
hatte sie meinen
Schraubenschlüssel
gefunden.

Kapitel 22

Ich musste mich
erst einmal sammeln.

Auch Nonja schien nur langsam zu begreifen, was gerade passiert war – von ihrem spontanen Schwingen des Schraubenschlüssels hatte sie sich offensichtlich erheblich weniger versprochen.

»Liesah«, leierte ihre Stimme irgendwo in

meinem Kopf, in dem es
wohl ziemlich leer
aussah, weil jeder Laut
darin hübsche
Echoeffekte erzeugte.
»Liesah!«

Da ich nicht
antwortete, stieg Nonja
über Meta hinweg und
eilte zu mir.

»Komm.« Sie zog an

meinem Arm. »Wir müssen hier weg. Ich konnte Rimma befreien. Sobald wir Edik finden, werden wir von hier verschwinden.«

»Was hast du getan?« Stumpf sah ich Meta an und beobachtete, wie ihr Blut den Teppich besudelte.

»Liesah!«, holte Nonjas Stimme mich abermals ein. Sie klatschte mir auf die Wangen, ihre Finger fühlten sich kalt an, oder mein Gesicht war seltsam erhitzt.

»Liesah, hörst du mich? Wir müssen weg!«

Warum? Was wollte

sie von mir?

Ich kippte einfach zur Seite und kuschelte mich mit einer Wange an den Boden, betrachtete Metas blasses Gesicht. Ihre entstellte Seite war dem Teppich zugewandt. Die andere Hälfte sah wunderschön aus. Und so friedlich! Diese Ruhe in ihren

Zügen hatte ich nach dem Unfall nie wieder bei ihr gesehen. Und ich wollte auch nur noch schlafen.

»Oh nein, schlag dir das aus dem Kopf. Hoch mit dir!« Es gelang Nonja, mich aufzurichten, mit neuer Wucht schlug sie mir

auf die Wangen.

Autsch, ey. War sie
völlig übergeschnappt?
Ich wehrte mich, aber
meine Hände schwenkten
nur sinnlos herum und
trafen bloß die Luft.
»Lass mich. Edik ... gut
...«

Ja, es ging ihm
gut. Und das war das
Wichtigste. Wenn dieses

Mädel nur endlich
verschwinden und mich
in Ruhe lassen würde!

»Okay.« Sie drückte
meine Schultern. »Ich
habe mitbekommen, was
im Kabinett vor sich
ging. Er ist dein
Vater, du willst ihm
glauben. Und du hast
nicht viele Gründe, mir

mehr zu vertrauen als ihm.«

»Geeeeh-nau.« Ich hob einen Zeigefinger und hätte ihr damit fast ein Auge ausgestochen. Sie nahm meine Hand und zwang mich, den Arm zu senken, ohne mich loszulassen oder meinen Blick zu verlieren.

»Rimma ist nicht geistig verwirrt.« Sie sprach langsam, aber bestimmt. »Die Rebellion gibt es wirklich, und seit den letzten Ereignissen gehöre ich dazu.«

»Du gehörst dazu«, wiederholte ich stumpfsinnig.

»Das Oberhaupt tut alles, absolut alles, um seine Ziele zu erreichen. Er will dich benutzen, um den Dämon unter seine Kontrolle zu bringen. Dein Dämon ist verletzt und bald wird es hell! Du weißt, wie geschwächt er ist, wenn seine Verwandlung

einsetzt.«

»Mh. Ich bin müde.«

Warum war ich nur
so müde? Alles schien
unwichtig. Nicht einmal
die bewusstlose Meta
auf dem so gemütlich
flauschigen Teppich
setzte mir in
irgendeiner Weise zu.
War das normal? War ich
noch normal?

»Ja, du bist müde,
ich weiß. Sie haben dir
etwas ins Wasser
gemischt, damit du
einschläfst. Um dich zu
zwingen, die Traumwelt
zu betreten. Verstehst
du? Sie brauchen deine
Kraft dort!«

»Bullshit.« Mein
Kopf, mein armer Kopf,

gleich würde er
platzen.

Sie schnaubte.

»Gut. Letzter Versuch.«

Völlig entkräftet
beobachtete ich, wie
sie zu einem
Blumenständer ging und
die Rosen auf den Boden
warf. Die hübschen
Blumen!, wollte ich
protestieren. Doch sie

griff bereits nach der Vase, kam zurück und kippte das Wasser über meinen Kopf.

Prustend schnellte ich hoch. »Spinnst du?«

»Da bist du wieder. Leider wird die kleine Erfrischung keine anhaltende Wirkung zeigen. Hör zu. Wenn

ich tatsächlich nur
spinne und dein Vater
nichts zu verbergen
hat, dann können wir ja
Edik suchen. Und wenn
es ihm gut geht, dann
kannst du beruhigt ins
Bett.«

»Okay«, stieß ich
hervor und wischte mir
mit beiden Ärmeln über
das Gesicht. Ein paar

Minuten würde ich noch durchhalten, wenn sie dann endlich Ruhe geben würde. »Machen wir es schnell.«

»Prima.« Energisch zog Nonja mich aus dem Raum. »Ich weiß nicht, wo sie ihn festhalten. Aber im linken Flügel habe ich einen

Wachposten gesehen. Wir sollten es zuerst dort probieren.«

Meinetwegen auch das. Ich ließ mich von ihr durch die Flure navigieren, doch weit kamen wir nicht.

An einem Treppenansatz stand mein Vater.

Beleuchtet durch

den sanften Schein der
hennafarbenen Lampen
wirkte er in seinen
langen Gewändern wie
ein elfenartiges Wesen.
Anmutig. Stark.
Unbeugsam. Und vor ihm
sah ich Edik.

Mit einem Mal war
ich hellwach.

Edik trug kein

Hemd, die Hände waren hinter seinem Rücken gefesselt und sein nackter Oberkörper offenbarte zu deutlich die Spuren dessen, was er ertragen haben musste.

Seine Peiniger hatten ihn nicht nur geschlagen.

Sie hatten ihn

gefoltert.

Mit Schnitten und
Brandwunden – und der
Rest lag jenseits
meiner
Vorstellungskraft.

»Nikcht so schlimm,
wie aussieht das«,
flüsterte er auf
Deutsch. Er gab sich
unerschütterlich wie

immer, er brachte sogar
sein aufsässiges
Grinsen zustande,
dennoch merkte ich, wie
der Widerstand in
seinen Augen brach, als
er mich sah. »Was du
tust nur chier,
doitsche Mädken?«

»Gütiger«, keuchte
ich, befreite mich aus
Nonjas Umklammerung und

stolperte auf ihn zu,
doch mein Vater hielt
mich mit einer raschen
Geste zurück, und als
er den Lauf einer
Pistole gegen Ediks
Schläfe drückte,
erstarrte alles in mir
zu Eis.

»Ich dachte mir
schon, dass wir nicht

umhinkommen, etwas
nachdrücklichere
Methoden anzuwenden, um
deine Mitarbeit zu
sichern. Also, entweder
machst du das, was ich
dir sage, oder ...«

Hausarrest? Das
alles bildete ich mir
doch nur ein! Das
konnte unmöglich sein!

»Ich sehe, wir

verstehen uns. Deine
Freundin bleibt hier«,
fuhr mein Vater fort
und nickte jemandem
hinter meinem Rücken
zu. »Sperrt sie ein.
Meta?«

Ich fuhr herum.
Schwankend kam meine
Cousine mit einem der
Wolchwy auf mich zu,

einem kleinen, aber
stämmigen Mann, der
Nonja von mir wegriss.

»Nur einsperren?«,
zischte Meta und
befühlte ihre Wunde
unter der Kapuze. Sie
wirkte blass und nicht
ganz fest auf den
Beinen, schien dennoch
voller Tatendrang zu
sein, Nonja den Hals

umzudrehen. »Das
Miststück hat mich
bewusstlos geschlagen!
Ich habe tierische
Kopfschmerzen.«

»Nimm ein Aspirin
und komm mit. Wie es
aussiehst, wird Liz
etwas Unterstützung auf
dem Weg brauchen. Keine
Sorge, du wirst

reichlich belohnt,
sollte unser Ausflug
klappen.«

»Hoffentlich«,
murmelte Meta und
packte mich.
Schmerzhaft bohrten
sich ihre Finger in
meinen Oberarm.

»Warum tust du
das?« Flehend schaute
ich zu ihr hoch. War da

noch etwas
Menschlichkeit in ihrem
Blick geblieben? Nein.
Ihre Augen wirkten kalt
und leer. Das Blut aus
ihrer Kopfwunde war in
jede Unebenheit ihrer
Narben eingedrungen,
und ihr entstelltes
Gesicht kam mir vor wie
die Filmmaske aus einer

aufwendigen

Horrorproduktion.

»Los, beweg dich!«

Sie schubste mich zur

Treppe, hinter mir

hörte ich Vaters feste

Schritte und Edik, der

mehr vorwärtsstolperte

als ging. Es war, als

hätte Vater *mir* eine

Pistole an die Schläfe

gedrückt, nicht ihm.

Nur eine falsche
Bewegung, und etwas in
meinem Inneren würde
zerbrechen.

Ich zählte die
Stufen. Vierunddreißig,
bis ich den Marmorboden
der Eingangshalle unter
mir hatte.

»Was habt ihr
vor?«, flüsterte ich.

»Das ist doch verrückt.
Lasst Edik gehen, und
ich mache alles, was
ihr wollt!«

»Nein, doitsche
Mädkenchen ...«

»Halt den Mund«,
schnauzte Vater ihn an,
mich vielleicht gleich
mit. Bei jedem seiner
Worte zuckte ich
zusammen wie unter

einem Schlag. »Mach keine Dummheiten, wenn dein Freund dir lieb ist.« Ich hörte Edik schmerzhaft aufstöhnen.

»Okay, okay!«, stammelte ich. »Tu ihm nicht weh!«, flehte ich inbrünstig und spürte, wie Tränen meine Augen füllten.

Wir verließen das Haus. An der frischen, kalten Luft fühlte ich mich etwas klarer, auch wenn mir jede Bewegung schwerfiel. Keiner der Wolchwy folgte unserer kleinen Prozession. Wie viele wussten überhaupt von dem, was hier geschah?

Die Dobermänner
liefen uns freudig
entgegen, die Ohren
neugierig aufgestellt.
Mein Nachtjunge!,
strich es durch meinen
Kopf. Wo war er?
Vielleicht hatte er
sich ein ruhiges
Plätzchen für die
Verwandlung gesucht,

weit weg von all dem
Irrsinn hier. Was auch
immer noch geschehen
mochte – mein Vater
durfte ihn nicht
bekommen! Auf keinen
Fall! Andererseits ...
was würde dann aus
Edik? Ich schluckte.
Mein Hals fühlte sich
wund an. Wie alles
andere in meinem

Inneren.

Die Hunde knurrten.
Mit ihren kupierten
Schwänzchen wedelten
sie schon lange nicht
mehr. Ich hatte nicht
einmal bemerkt, wie
ihre Stimmung
umgeschlagen war. Mit
tief geneigten Köpfen
und gefletschten Zähnen

nahmen sie uns in die Zange.

»Platz!«, befahl Vater. »Pius, Nero, Cäsar!«

Waren wir jetzt durch mit der Liste der römischen Kaiser? Die Tiere wirkten unsicher. Als hätten sie mit Freuden meinen Vater zerfleischt, trauten

sich aber nicht, ihr
Herrchen anzugreifen.

Bist du es, mein
Dämon?, pochte es in
meinen Schläfen.

Versuchst du, uns zu
helfen? Bitte, lauf
weg. Versteck dich!

Bring wenigstens dich
in Sicherheit!

Von links bemerkte

ich den vierten Hund an
meinen Vater
heranpirschen. Du auch,
Brutus? Los!

»Pescennius Niger!

Zurück!«

Brutus - aka
Pescennius - machte
deutlich, dass die
Befehle meines Vaters
ihn nicht aufhalten
würden. Leider merkte

der es auch - und
schoss.

Ich schrie auf, als
die Kugel den Hund von
den Beinen riss; er
winzelte und
verstummte. Die anderen
drei schnellten auf
meinen Vater und Meta
zu. Den nächsten
Dobermann holte er noch

im Sprung mit einer
weiteren Kugel
herunter, und es kam
mir vor, als wollte das
Tier mit Absicht das
Feuer auf sich lenken,
während der dritte Edik
anvisierte. Eine
Schrecksekunde lang
glaubte ich, das Tier
würde ihm die Kehle
zerfetzen, stattdessen

schlug es ihn mit
ganzer Wucht zu Boden
und der vierte
schnappte nach Meta,
die vor Schmerz
aufschrie. Die Waffe
fiel meinem Vater aus
der Hand. Die Waffe!
Ich musste sie haben.
Ich schnellte zur
Pistole, doch Meta

schaffte es dennoch,
mir gegen die Knie zu
treten und ich
stolperte. Mein Vater
griff mit der linken
Hand nach der Pistole
und knallte den Hund
ab, der ihn angefallen
hatte. Einfach so. Mit
einem Kopfschuss. Eine
weitere Kugel traf den
letzten Dobermann, der

Edik aus der
Schusslinie geholt
hatte und Meta in
Schach hielt.

Dann richtete er
sich auf und atmete
tief durch. Sein
rechter Arm blutete,
der Ärmel der Kutte war
zerfetzt. Er wickelte
sich die Lumpen um die

Wunde, wischte sich
über die Stirn und sah
zu mir herüber. »Jetzt
pass gut auf, *Kleines*«,
zischte er mir zu. Dann
zeigte die Pistole auf
Edik, der noch auf dem
Boden kauerte, und er
drückte ab. Ich schrie,
zusammen mit Edik, als
die Kugel seine
Schulter durchschlug.

»Noch so ein Versuch,
und das nächste Loch,
das dein Freund
abbekommt, wird in
seinem Kopf sein. Wie
bei dem Köter da.« Er
nickte zu Nero. Oder
Cäsar? »Haben wir uns
verstanden?«

Ich schluchzte.

»Ich war das nicht! Ich

habe nichts getan,
ehrlich!«

»Nein, natürlich
nicht.« Er packte Edik
an den Haaren und
zerrte ihn hoch. Edik
taumelte, sein Blick
wirkte benebelt vor
Schmerz. Schon lange
kein Grinsen mehr auf
den blassen Lippen. »Du
hast es nur deinem

Schoßdämon befohlen,
nicht wahr? Ein
väterlicher Ratschlag:
Lass das sein.«

»Was? Nein! Nichts
habe ich befohlen!«

»Du solltest mich
lieber nicht
herausfordern, Liebes.«
Er drückte die Pistole
gegen Ediks Schläfe.

»Ich schwöre, ich werde ihn ...«

»Dann machen Sie es halt«, flüsterte Edik kraftlos und schloss die Augen.

»Nicht!«, rief ich.
»Okay, okay. Keine Vorfälle mehr.
Versprochen!« Ich konnte nur hoffen, dass mein Dämon es hörte.

Keine Vorfälle mehr,
bitte keine Vorfälle!

»Wunderbar. Meta -
hilf ihr,
weiterzugehen.«

»Danke. Schaffe ich
selbst.« Ich stieß ihre
Hände beiseite. »Warum
machst du das nur?
Warum?«

»Das fragst du

noch?«, zischte sie mir ins Gesicht. »Du hast mir alles genommen und mich zu einem Krüppel gemacht. Jetzt werde ich *dir* alles nehmen.«

»Du hast doch auch Visionen! Du weißt, wie schwer es ist, etwas daraus zu deuten! Besonders beim ersten Mal!«

»Ich habe gar nichts. Aber bald wird sich das ändern.«

»Was?«

»Dein Vater ist auf mich zugekommen, als ich am Boden war. Als ich nicht mehr weiterwusste. Er hat gesagt, dass ich unvorstellbare

Fähigkeiten erlangen werde, sobald er den Quell der Macht gefunden hat. Wenn ich ihm helfe, werde ich zwar mein Gesicht und meine toten Geschwister nicht zurückbekommen, dafür aber die Kraft erlangen, die Zukunft so zu formen, wie ich sie mir wünsche.«

»Das kannst du doch auch jetzt!«

»Schluss mit dem Gerede. Vorwärts.« Sie stieß mir in den Rücken, damit ich weiterging.

Mein Vater dirigierte uns zum Eingangstor. Er diktierte den Code,

meine Finger verfehlten
die richtigen Knöpfe,
bis Meta selbst den
Code eingab.

Erstaunlich leise glitt
die schwere
Metallplatte zur Seite.

»Hier, nimm das.«

Mein Vater warf Meta
eine Taschenlampe zu,
den Schmerzen in seinem
Arm hielt er tapfer

stand. Was für
Schmerzen Edik
aushalten musste, um
aufrecht zu bleiben,
wagte ich mir kaum
vorzustellen. »Jetzt
nach links. Dann immer
geradeaus.«

Am Zaun führte kein
Weg entlang, wir
stolperten querfeldein

durch das Dickicht, das
sicherlich kein Förster
je betreten hatte. Ohne
Meta wäre ich bestimmt
längst auf dem Boden
gelandet, gestrauchelt
über irgendeine Wurzel
und ohne jegliche
Chance, wieder auf die
Beine zu kommen. In
meinem benebelten
Zustand musste ich

meine ganze
Konzentration darauf
verwenden, einen Fuß
vor den anderen zu
setzen. Die Vorstellung
von einer Droge, die
meinem Wasser zugefügt
worden war, klang schon
lange nicht mehr irre.
Oder weniger irre als
die von meinem Vater

mit einer Pistole
hinter uns, der ohne zu
zögern Edik vor meinen
Augen erschießen würde.

Keine Ahnung, wie
lange wir uns unter den
Anweisungen meines
Vaters durch den Wald
gekämpft hatten, es kam
mir wie Stunden vor -
doch so lange hätten
Edik oder ich unmöglich

durchgehalten. Die Dunkelheit um mich herum veränderte sich, rückte näher, schien mich zu umarmen – wie etwas Lebendiges, das mich zu sich lockte. Keine Taschenlampe dieser Welt vermochte sie zurückzuweisen. Immer wieder blickte

ich umher, wenn die
Schatten sich zu
erheben drohten, um
nach mir zu greifen.
Irgendwann knarzten
Bretter unter meinen
Füßen, das Licht der
Taschenlampe erfasste
einen Graben und wir
kamen auf eine Art
Lichtung, die ein Wall
vom Wald trennte. Mein

Vater bedeutete uns,
stehen zu bleiben. Das
hätte ich auch so
getan, denn abgesehen
vom Weg, den wir
gekommen waren, ging es
hier nirgendwo weiter.
Um uns herum lag eine
alte Stätte, von der
Zeit völlig zerfressen
und von der Wildnis

bezwungen. In der Mitte
der Lichtung erstreckte
sich ein Altar. Er
hatte eine runde
Grundform, an den
Himmelsrichtungen
endete er in
quadratförmigen
Ausläufern. Dahinter
ragte eine Holzstatue
in den schwarzen
Himmel, von Weitem

hätte ich sie für einen
Baumstamm gehalten. Nur
kurz streifte das Licht
der Taschenlampe
darüber und ich
erkannte das
stilisierte Gesicht
eines alten Mannes, das
ins Holz eingeschnitzt
worden war. Veles?,
huschte es mir durch

den Kopf, und ich
fröstelte, als der
Schatten der Statue
sich zu wölben begann,
als würde er atmen. War
Wladislaw auf diesem
Altar gestorben?

Ich hielt inne.

Jetzt nicht einknicken.
Einfach durchhalten.
Nonja hatte doch
gemeint, es wäre ihr

gelungen, Rimma zu befreien. Vielleicht kam schon bald der Widerstand, um uns zu retten! Oder mir würde etwas einfallen. Erst einmal galt nur eins: durchhalten, egal was kommt.

Ich sammelte meinen ganzen Mut, um mich

umzudrehen und meinen
Vater anzusehen.

Unweigerlich streifte
mein Blick auch Edik.

Noch stand er aufrecht,
obwohl sein Kopf

kraftlos auf seiner

Brust hing. Ich ballte
die Hände. Bleib

stark!, befahl ich mir.

Wenn du aufhörst zu
kämpfen, ist er tot.

»Und jetzt? Wir
sind da. Was hast du
vor, *Vater*?« Ich musste
mich auf jedes Wort
konzentrieren, um nicht
zu lallen. Meine Zunge
fühlte sich träge an,
unbeweglich. »Meinst du
wirklich, es kann dir
gelingen, einen Gott
dazu zu bringen, dir

diesen Quell der Macht
auszuhändigen?«

»Mir vermutlich
nicht. Dir schon. Er
ist dir hörig. Dein
Dämon, Schätzchen, ist
eigentlich kein Dämon.
Er ist der leibhaftige
Veles. Oh. Ich habe
vergessen, das zu
erwähnen.«

Mein Vater stieß

Edik mir entgegen und ging zum Altar. Mit einem Kopfnicken befahl er Meta, uns im Auge zu behalten.

Ein paar taumelnde Schritte, dann brach Edik zusammen. Ich lief zu ihm und ließ mich neben ihm auf die Knie fallen. Meine Finger

fuhren über sein
Gesicht, tasteten
seinen Hals entlang,
fühlten den schwachen,
unregelmäßigen Puls.

»Schon okay«,
flüsterte er. Um die
Augen zu öffnen, hatte
er keine Kraft mehr.
»Schon okay. Was auch
immer er von dir will ...
tu's nicht ...«

»Niedlich. Als hätte sie eine Wahl.«
Meta baute sich über uns auf, als wäre sie selbst eine leblose Götzenstatue. Ihr Schatten flackerte, etwas zerrte an ihm, rüttelte ihn, als würde eine gewaltige Kraft ihn abreißen wollen.

Ich sah weg, beugte mich über Edik und hob seinen Kopf an. »Halte durch«, flüsterte ich ihm zu und drückte meine Wange an die seine. »Halte bloß durch.«

»Ich glaube ... ich hatte noch keine Gelegenheit gehabt ...

dir zu sagen ...« Wie schwach seine Stimme klang! Wie zerbrechlich.

»Scht. Was auch immer du mir sagen willst, sag es mir später.« Ich strich ihm die Haarsträhnen aus der Stirn. Mit der anderen Hand versuchte ich, seine Fesseln zu

lösen oder wenigstens zu lockern. Aber der Knoten saß zu fest, die Stricke hatten sich tief in seine Haut gegraben und gaben keinen Millimeter nach.

»Ich liebe dich«, hauchte er mir ins Ohr und ein Schauer lief über meinen Rücken, als

ich spürte, wie sein Körper in meinen Armen erschlaffte.

»Genug gekuschelt«, knurrte Meta und riss mich von ihm los.

»Showtime.«

»Nein. Edik!« Doch sie ließ mich nicht mehr zu ihm.

»Alles mit der Ruhe«, erwiderte mein

Vater besonnen. Eins
nach dem anderen
zündete er etwas in den
Schalen an, die auf den
quadratförmigen
Ausläufern des Altars
aufgestellt worden
waren. Das Feuer
flackerte auf und
lockte die Schatten.
Ich konnte spüren, wie

sie an mich
heranrückten und mir
mit ihren modrigen
Schwaden unter die Haut
krochen. »Gleich sind
wir so weit. Weißt du,
warum ich mir Veles
ausgesucht habe, um ihn
zu erwecken? Weil er so
vielseitig ist. Der
Viehgott, die
Schlangenbestie, der

Teufel schlechthin,
könnte man meinen. Aber
so einfach war es bei
den Slawen nicht. Veles
ist der Gott des
Reichtums und des
Wohlstands – was man
damit bewirken könnte!
Wer braucht schon einen
Sechser im Lotto? Er
befiehlt über

Dämonenscharen, sagen
die alten Bücher. Jeder
Einzelne würde vor mir
niederknien! Nicht zu
vergessen den Quell der
Macht, der mir helfen
wird, die Welt nach
meinen Visionen zu
formen.«

Jaja, schon klar.
Nehmt es und
verschwindet, lasst

mich Edik helfen und
ihn ins Krankenhaus
bringen, solange er
noch atmet!

»Das alles würde
auch dir gehören, Liz.
Die Kräfte, über die du
zurzeit verfügst, sind
nichts im Vergleich zu
dem, was wir haben
könnten! Deine Gabe ist

keine Bürde, sondern
ein Geschenk. Nimm es
an. Nimm noch mehr.
Nimm alles!«

»Danke. Kein
Bedarf. Du musst
wahnsinnig sein, wenn
du glaubst, dass mein
Dämon Veles ist. Ich
habe die Gestalt in der
Traumwelt gesehen. Sie
hat meinem Dämon

befohlen, mich zu verfolgen. Er kann keine Gottheit sein! Er war ein Sklave!«

»Die Gestalt war ich.« Mein Vater kam auf mich zu. In seiner linken Hand lag ein kurzes Messer. Ein sehr altes, vermutlich archäologisch

wertvolles, so klobig
wie es aussah. »Als ich
Wladislaw bei dem
Ritual geopfert habe,
konnte ich nicht nur
einen alten Gott
aufwecken. Es gelang
mir, ihn an die
Überreste der
menschlichen Seele
meines Halbbruders zu
binden, und solange er

gebunden war, konnte
ich ihn in der
Traumwelt bezwingen.
Nein, nicht nur
bezwingen. Ich konnte
ihn ein bisschen
quälen. Ihn wie ein
Tier auf Abtrünnige
Wolchwy und Seherinnen
hetzen. Nichts im
Vergleich zu dem

Einfluss, den du auf
ihn hast! Ihm zu
befehlen, den Köter zu
heilen oder auf seinem
Rücken durchs Land zu
reiten, nein, dazu
reichte meine Kraft
nicht. Deine aber
schon.«

»Verstehst du es
immer noch nicht? Ich
habe keinen Einfluss

auf ihn! Er gehorcht mir nicht! Das alles hat er aus freiem Willen getan!«

»Aus freiem Willen? Ich bitte dich.« Er seufzte. »Warum hätten ihn deine lächerlichen Belange kümmern sollen, wenn er eine Wahl gehabt hätte?« Mein

Vater beugte sich über Edik, hob ihn hoch und legte seinen reglosen Körper auf den Altar.

»Einen standhaften Jungen hast du dir da ausgesucht. Ich bin kein Monster, Liz. Je eher wir hier fertig sind, desto schneller kann dein Freund versorgt und in ein

Krankenhaus gebracht werden. Er wird es schaffen. Das ist doch das Einzige, was du willst, oder? Jetzt musst du Veles befehlen, zu erscheinen und uns zum Quell der Macht zu führen.«

Ich zitterte am ganzen Leib. »Ich habe

keine Ahnung, was du dir da zusammengereimt hast, aber zum letzten Mal: Er ist mir nicht hörig.«

»Ruf den Viehgott, Liz.« Wie in Trance beobachtete ich, wie mein Vater Ediks Wange tätschelte. »Noch lebt dein Freund. Du bist die Seherin, sag mir,

wie lange.«

Vom Wall rutschten
Erde und Steinchen
herab. Wie eine kleine
Lawine kam das Geröll
herunter. Ich blickte
auf und sah die
Silhouette der Kreatur,
die sich schwerfällig
die Schräge hinabließ.
Ihr Gang war ungelenk,

langsam. Ich wusste,
dass es die Kugeln sein
mussten, die in ihr
steckten – mein Mr
Nachtmahr war am Ende
seiner Kräfte.

»Na siehst du, war
gar nicht so schwer.«
Mein Vater reichte Meta
das antike Messer.
»Deine Cousine passt
auf, dass du keine

Dummheiten anstellst.
Denk daran: Wenn mir
etwas passiert, stirbt
dein Freund.« Er
tauchte die Finger in
Ediks Blut und kam zu
mir. Ich spürte, wie er
etwas auf meine Stirn
zeichnete – und die
Schatten erhoben sich
um mich herum. Ich

fröstelte. »Du hast es
fast geschafft. Jetzt
bringe uns in die
Traumwelt.«

»Wie du willst.«

Die Schatten
flüsterten mir etwas
zu. Immer
eindringlicher. Das
klamme Gefühl des
Moders hatte sich tief
in meine Seele

eingegenistet. Ich
schloss die Augen, ließ
mich fallen – und die
Schatten verschlangen
mich.

Kapitel 23

Regungslos liege

ich auf der
Sommerwiese, und die
warme Brise streift
über mein Gesicht. Die
Sonne schwebt über mir
wie ein Unheil
versprechender Ball,
der sich immer weiter
aufbläht, um den Himmel
zu verschlingen. Noch
sind die Vögel nicht
verstummt, sie trällern

den *Schwanensee* mit
ihren letzten Kräften,
doch die Musik in mir
ist tot.

Ich kann nicht
tanzen, mich nicht
einmal bewegen. Meine
Beine sind gebrochen;
gleichgültig sehe ich,
wie sie seltsam
verrenkt daliegen, als

würden sie nicht mir
gehören. Was soll's.
Ich konnte ohnehin nie
wirklich gut tanzen.

*Komm schon,
Schätzchen. Du hast es
fast geschafft.*

Mein Vater hilft
mir hoch. Eine dunkle
Gestalt, die mich
umarmt und in deren
Gewändern ich fast

versinke. Er drückt mich an sich, wirbelt mich herum, wie damals, wie ein kleines Kind, aber das sorglose Kichern bleibt mir in der Kehle stecken. Ich bin in der Version dieser Geschichte gefangen, die ohne ein Happy End auskommen

muss.

*Nur noch eine Sache
musst du für mich tun,
flüstert er in mein Ohr
und ich kann spüren,
wie die Erregung in ihm
flattert. Bringe Veles
dazu, mir den Quell der
Macht zu offenbaren.*

Warum will er stets
Sachen von mir, die

einfach nicht in meiner
Hand liegen? Andere
Väter verlangen gute
Noten.

Klaviergeklimpere. Oder
zumindest ein
aufgeräumtes Zimmer.

Er streicht mir
über das Haar. *Mach
schon, meine Kleine.
Ich weiß, dass du das
kannst. Ruf Veles*

herbei.

Neben uns bildet
sich eine Rauchsäule.
Vater dreht den Kopf,
ich sehe, wie er
zufrieden lächelt, dann
wendet er mich dem
seltsamen Gebilde zu,
hält mein Kinn fest,
damit ich zusehe, und
erlaubt mir nicht,

zurück auf den Boden zu
gleiten. *Wunderbar,
mein Schatz. Einfach
wunderbar. Nur weiter
so!*

Die Säule erhebt
sich gen Himmel. Sie
könnte ein Tornado
sein, nur dass ich bloß
ein laues Lüftchen auf
meinem Gesicht spüre
und keinen tosenden

Sturm. Bald erkenne ich
in den wirbelnden
Schwaden einen langen
Bart und das Gesicht
eines alten Mannes.
Veles? Seine Züge
fließen und wabern im
schwarzen Dunst.

Der Quell! Mein
Vater hält mich fest,
schiebt mich weiter und

weiter der Säule
entgegen. *Befehle ihm,
mir den Quell zu
zeigen.*

*Aber ich kann ihm
nichts befehlen. Ich
verstehe nicht, warum
er das nicht begreift.
Wenn Veles hier ist,
dann sicherlich nicht
meinetwegen. Sondern*

weil Edik ihm genauso
am Herzen liegt wie
mir. Weil er nicht
will, dass uns etwas
passiert.

*Unsinn, meine
Kleine.* Er schüttelt
mich durch. Meine Beine
baumeln wie die Pendel
einer kaputten Uhr.
*Schau, wie weit du es
schon gebracht hast!*

Nicht die Fäden aus der Hand lassen, spüre ich die Worte meiner Mutter in mir. Da, etwas abseits erscheint ihre schwach leuchtende Gestalt.

Ich beiße die Zähne zusammen. Nein, ich lasse die Fäden nicht aus der Hand. Aber was

kann ich schon tun?
Meinem Vater die
Position ›Aufrecht
sitzende Schildkröte‹
beibringen? Gerne mit
Nike-Lapti. Mein Blick
wandert nach unten. Da
trägt er die komischen
Flechtschuhe schon.

Seine Finger
krallen sich in meine
Schultern. *Ich warne*

dich. Spiel keine
Spielchen mit mir, wenn
dir etwas an deinem
Freund liegt!

Lass sie doch
endlich zufrieden,
Adam, schwingen die
Worte um uns herum, als
würden sie von überall
kommen. Die Säule wird
dunkler, es brodeln

heftiger in ihr, doch nicht sie ist es, die zu uns spricht.

Mein Vater lässt mich los. Auf gebrochenen Beinen kann ich nicht stehen und sacke zu Boden. Meine Mutter kommt näher. Ich kann deutlich ihr feines Kostüm sehen, eine Perlenkette um den

Hals, die sorgfältig
lackierten Fingernägel
und die Schuhe, die sie
so liebt.

*Was willst du
hier?, schnaubt mein
Vater verächtlich. Mich
aufhalten? Sieh dich
nur an. Du hast kaum
noch Kraft. Schon bald
wird nichts von deiner*

Seele übrig bleiben.

Das denkst du. So
wie du denkst, dass du
Liza gebrochen hast,
dass sie alles tun
wird, was du willst.
Aber sie und ich -
zusammen sind wir
stark. Stärker als du!

Wirklich? Was wollt
ihr beide denn tun?
Mein Vater weicht ein

paar Schritte zurück,
stolpert über meine
Beine, kann jedoch das
Gleichgewicht halten.
Lapti zu tragen, ist
sichtlich ungewohnt für
ihn, aber es gelingt
ihm nicht, sie
loszuwerden. Nützt
meiner Situation
nichts, aber ich

verbuche es trotzdem
als einen klitzekleinen
Sieg.

Die Gestalt meine
Mutter leuchtet
eindringlicher, erhaben
und schillernd schwebt
sie auf ihn zu. *Wenn du
Liza willst, musst du
zuerst an mir vorbei.
So war es schon immer.*

Er lacht und

breitet die Arme aus.
Im Nu verdunkelt sich
alles um uns herum.

*Hier herrsche ich. Das
scheinst du immer noch
nicht begriffen zu
haben.*

Ich frage mich,
warum es keinen
beunruhigt, dass die
schwarze Säule immer

größer und bedrohlicher
wird. Wenn ich genau
hinsehe, kann ich darin
unzählige Schatten wie
Geister hin und her
huschen sehen. Sie
verändern ihre
Gestalten - unzählige
Dämonen, die nur darauf
warten, losgelassen zu
werden.

Ihr Freund stirbt,

wenn ich nicht das
kriege, was ich will!
Mein Vater will
schreien, aber das
gelingt ihm hier nicht.
Mit einem Ruck dreht er
sich zu mir. Befehle
Veles, mir den Quell zu
geben! Jetzt!

Das kann sie nicht.
Meine Mutter lächelt.

Sie ist so unglaublich schön, wenn sie lächelt, und dabei so eindringlich leuchtet wie jetzt. Hast du es immer noch nicht kapiert? Was ein bisschen Menschlichkeit mit einem Gott anstellen kann? Die Menschlichkeit, die du ihm geschenkt hast.

*Auch wenn bestimmt
ungewollt.*

Die Säule
schrumpft. Das Wirbeln
legt sich, die Schwaden
formen eine Gestalt,
die ich so gut zu
kennen glaubte. Mein
Nachtjunge steigt aus
dem Rauch.

Das stimmt wohl. Er

hat eine beeindruckende
Präsenz. Als wäre er
überall und doch
nirgends, als würde er
in jeden Winkel meines
Verstandes kriechen und
in jeder Zelle meines
Körpers nachhallen. *Mir
war jedes Gefühl fremd.
Bis Liza mir gezeigt
hat, was es heißt,
Mensch zu sein.*

*Nein, das ist
absolut unmöglich.*

Verzweifelt blickt mein
Vater von einem zum
anderen. *Wir reden hier
über einen Gott. Einen
GOTT!* Sein Blick bleibt
an Mama hängen. *Bist du
es? Legst du ihm die
Worte in den Mund?
Steht er unter deiner*

Kontrolle? Das ist es,
oder? Nicht Liza hat
ihn aus der Traumwelt
in unsere Realität
gebracht, sondern du!

Wir waren es
zusammen, erwidert
meine Mutter. Aber das
tut nichts zur Sache.

Mein Vater lacht.
In Ordnung. Er trägt

Menschlichkeit in sich.
Er fühlt Dankbarkeit,
weil Liza und ihr
dummer Freund ihm in
seiner Not geholfen
haben. Er schaut Veles
an. Was wirst du
fühlen, wenn der Junge
wegen dir stirbt?

Er stirbt nicht.

Veles streckt eine Hand

aus. Zuerst ist da nur
ein Funke, der über
seinen Fingern wie ein
winziges Irrlicht
tanzt, dann wächst der
Funke zu einem Ball
heran, der das Strahlen
aller Sterne des
Universums zu
beherbergen scheint und
über deren Oberfläche
silber-blaue Blitze

zucken. *Hier ist dein
Quell.*

Mein Vater zögert.
Du gibst ihn mir also?

Das ist es doch,
was du willst. In einer
durch und durch
menschlichen Geste legt
Mr Nachtmahr den Kopf
leicht schräg und
lächelt herausfordernd.

Hier. Er wirft den Ball
hoch. Mein Vater stürmt
auf den Quell zu,
streckt die Arme aus,
meine Mutter leuchtet
noch eindringlicher,
gibt all ihre Kraft, um
ihn aufzuhalten, ruft
Nein! Du kannst es ...
Ich sehe, wie aus dem
Ball ein Blitz
hervorschießt -

und mich mitten in die
Brust trifft.

Ich stehe vor dem
Altar.

Nein, ich stehe
nicht, ich schwebe. Und
eigentlich bin ich es
nicht. Verwundert drehe
ich meine Hände, schaue
auf mich herab. Ich bin

ein Schatten. Nein,
Quatsch, kein Schatten
... Ich bin ...

Ich habe keine
Ahnung, was ich bin.

Ich bestehe aus
einer blauschwarzen,
rauchigen Gestalt, in
der etwas Silbernes
pulsiert und Wellen bis
in meine Fingerspitzen
ausstrahlt. Und was für

eine Rolle spielt es
überhaupt, wie ich
aussehe? Auf dem Altar
liegt Edik. Ich will
nach ihm greifen,
seinen Puls spüren,
doch meine Finger
gleiten einfach durch
ihn und durch den
Stein, auf dem er
liegt. Neben ihm

breitet sich eine Lache aus. Ich weiß nicht, ob sie nur sein Schatten ist oder sein Blut. Sie kriecht auf mich zu wie eine zähe Flüssigkeit. Während sie in die Rillen des Steins einsickert, erkenne ich Runen darin. Über Edik hockt Meta. Sie streift mit der Messerklinge

über seine Wange,
schlitzt seine Haut auf
und lächelt. »So
schweigsam?«, flüstert
sie ihm zu.

Konzentriert ritzt sie
mit dem Messer in sein
Gesicht. Ich erkenne
das Muster. Sie
schlitzt ihm ihre
Narben in die Haut ein.

»Amüsierst du dich nicht? Verstehe. Ich mich auch nicht. Es macht überhaupt keinen Spaß, dich zu quälen, wenn du bewusstlos bist und mein liebes Cousinchen«, sie deutet beiseite, »nicht zusehen kann.«

Ich sehe meinen Körper im Laub liegen.

Auch den Körper meines Vaters. Es sieht so aus, als würden wir schlafen.

»Keine Sorge«,
wispert Meta, »bald ist sie zurück und ich kann mich wieder mit dir vergnügen.«

»Das werden wir noch sehen!«, brülle

ich, meine Stimme ist
wie ein Beben, das
durch das Erdreich
geht. Ich bin
elektrisiert. Im
wahrsten Sinne des
Wortes. Über meine
Gestalt zucken kleine
Blitze wie vorhin über
die Oberfläche des
Balls. »Lass deine
Finger von ihm!«, rufe

ich wieder, packe sie
an der Kehle - nein,
will sie packen, aber
meine Finger gleiten
auch durch sie
hindurch.

Dafür greifen sie
ihren Schatten, als
wäre er etwas
Lebendiges.

Meta zuckt

zusammen. Keucht. Das
Messer fällt ihr aus
der Hand. Sie fasst
sich an den Hals.

Ich halte ihren
Schatten fest,
schüttele ihn durch.
»Lass Edik zufrieden!«,
schreie ich Meta an,
und es bebt um mich
herum. »Lass ihn in
Ruhe!«

Ihr Schatten zuckt
und windet sich in
meinen Händen. Ich
zerre noch verbissener
daran. Ich will ihn in
Stücke reißen. Die
winzigen Blitze
schießen in ihn - und
Metas Körper krampft,
als würde sie
tatsächlich Stromstöße

abbekommen. Ich schreie
nicht mehr, ich knurre,
meine Finger krallen
sich immer tiefer in
ihren Schatten - und
mit einem Ruck reiße
ich ihn von ihr ab, als
hätte ich eine Seite
aus einem Buch
herausgerissen. Meta
sackt in sich zusammen
und rührt sich nicht.

Einen Moment lang halte
ich ihren Schatten in
meinen Händen. Dann
verschlingt mich die
Dunkelheit.

... *nicht* geben!,
ruft meine Mutter, sie
will meinen Vater
beiseitestoßen, doch

seine Finger greifen
schon nach dem Ball -
nein, sie greifen ins
Leere. Der Ball ist
nicht mehr da.

*Was spielt ihr für
Spielchen?* Wütend fährt
mein Vater herum.

Ich habe keine
Ahnung. Hatte ich jetzt
einen Traum in einem
Traum gehabt? Meine

Hände halten immer noch
... nein, Metas Schatten
verformt sich, wie ein
Geist fließt er aus
meinem Griff und
verschwindet in der
Rauchsäule hinter Mr
Nachtmahr.

*Habt ihr es
vergessen?, brüllt mein
Vater. Meta wird diesen*

*jungen Mann töten, wenn
ihr ...*

Veles hebt die
Augenbrauen und schaut
zu mir. Ich gucke
vermutlich wie eine
Kuh, wenn's donnert,
aber anscheinend will
er nicht mehr von mir
wissen. *Ich glaube, wir
müssen uns um Meta*

*keine Sorgen mehr
machen. Er macht einen
Schritt zurück und
verschwindet in der
Rauchsäule, die in den
Boden einzieht.*

*Du! Mein Vater
dreht sich um geht auf
mich zu. Das wird dir
noch leidtun!*

Lass meine Tochter

in Ruhe!, ruft Mum. Sie
breitet ihre Arme aus.
Ihr Leuchten strahlt
heller als jede Sonne.
Meine Augen brennen.
Ich muss ihr helfen,
ich muss meinen Vater
aufhalten!

Ich sammele meine
ganze Kraft. Stelle mir
vor, dass die Lapti,
die er noch trägt,

Wurzeln schlagen und
sich tief in die Erde
graben. Dass das
Flechtwerk seinen
Körper umschlingt und
ihn bewegungslos macht.

Irgendwas,
verdammt!

Ein Riss geht durch
die Wiese und trennt
meinen Vater von mir.

Ein schwarzer Nebel
steigt auf, ich sehe
wieder die Gestalt
eines alten Mannes, der
Nebel klumpt sich und
formt einen Bären und
einen Stier. Der alte
Mann zeigt auf meinen
Vater und die beiden
Tiere stürmen auf ihn
zu, ziehen immer enger
werdende Kreise um ihn,

bis sie gänzlich zu
einem einzigen Wirbel
verschmelzen. Ich
glaube wahrzunehmen,
wie mein Vater dagegen
anzukämpfen versucht,
wie er schreit, dann
saugt der Riss den
Wirbel zurück und die
Erde schließt sich.

Einen Moment lang

versuche ich zu
begreifen, was
geschehen ist.

Überhaupt, was um mich
herum passiert, seit
ich in dieser Traumwelt
wiederaufgetaucht bin.
Meine Mutter. Vater.
Mein Dämon - pardon,
Gott. Ein Gott! Ist das
zu fassen?

Ich glaube, wir

sollten uns
verabschieden. Meine
Mutter ist kaum noch zu
sehen. Ich habe all
meine Kraft gegeben, um
deinen Vater
aufzuhalten. Jetzt habe
ich nichts mehr.

Nein! Ich stehe
auf, überrascht, dass
meine Beine nicht mehr

gebrochen sind. *Du gehst?* Alles in mir bebt, während ich hilflos zusehen muss, wie ihre Gestalt nach und nach verschwindet. *Für immer? Und wir sehen uns nie wieder?*

Sie lächelt. *Du bist ein tapferes Mädchen. Du schaffst es*

auch ohne mich.

*Warte! Verlass mich
nicht! Ich strecke
einen Arm aus. Ein
Blitz schießt aus
meinen Fingern und
trifft sie.*

Dann ist sie fort.

Kapitel 24

»Liza? Liza, bist du okay?« Etwas rüttelte an mir, ich stöhnte protestierend, konnte jedoch nicht umhin, doch noch die Augen zu öffnen. Mein Kopf fühlte sich an, als hätte man ihn mit einer Axt gespalten. Jede Bewegung tat weh

und schürte die
Übelkeit.

»Liza? Es ist
vorbei. Du bist in
Sicherheit.«

Ich schoss hoch.
Und knallte Nonja mit
dem Kopf voll gegen die
Nase. Sie schrie auf
und hielt eine Hand auf
sie, doch ich beachtete

sie wenig. Edik! Noch
unsicher auf den
Beinen, taumelte ich
auf den Altar zu.

Rimma saß auf den
Steinen, hielt seinen
Oberkörper an sich
gepresst, wiegte ihn
sanft hin und her und
flüsterte immer wieder
seinen Namen. Sein
blutverkrustetes

Gesicht war nicht mehr
kreidebleich, sondern
grau. Und überall auf
den Steinen – sein
Blut. Ich kletterte auf
den Altar und beugte
mich über ihn. Er
atmete nicht. Wie von
Sinnen tastete ich nach
seinem Puls, obwohl
etwas in mir bereits

wusste, dass ich keinen finden würde.

Mein Vater, schnitt es durch mein Inneres. Mein Vater und Meta haben ihn getötet.

Sie haben ihn getötet.

Getötet.

Jemand trat an mich heran und legte mir eine Hand auf die

Schulter. Nonja. Sie drückte mich, redete auf mich ein – Rimma hätte den Inneren Kreis gestürzt, der Widerstand habe gewonnen, ab heute würde sich die Gemeinschaft ändern können ... zurück zu den Wurzeln ... zu den

Beschützern der
Menschen ...

Wie betäubt ließ
ich meinen Blick
schweifen. Ein paar
Wolchwy untersuchten
die Stätte, etwas
weiter weg entdeckte
ich den Körper meines
Vaters im Laub. Die
regungslose Meta lag zu
Rimmas Füßen und

abseits von all dem stand, neben dem Wall, mein Mr Nachtmahr, der immer noch die Gestalt von Wladislaw trug.

»Veles!«, flüsterte ich. Er nickte und kam langsam auf mich zu. Rimma verharrte, als hätte sie ihn erst jetzt wirklich bemerkt,

und sah ihn verstört
an. Etwas an ihm hatte
sich verändert, das
spürte nicht nur ich.
Er strahlte eine
unglaubliche Kraft aus.
Was auch immer wir für
Mächte entfesselt
hatten - sie waren
jetzt frei und er
allein befahl darüber.

Vorsichtig legte

Rimma Ediks Körper auf
den Altar und entfernte
sich, bedeutete den
Wolchwy, Abstand zu
halten, die sichtlich
angespannt den
leibhaftigen Gott der
alten Slawen beäugten.
Ich griff nach Ediks
kalter Hand und drückte
die schlaffen Finger.

»Heile ihn!«, bat
ich inbrünstig. »Heile
ihn, wie du seine
Hündin geheilt hast!«

Veles strich mit
den Fingern über Ediks
Gesicht, fuhr ihm
vorsichtig über die
Stirn, die Nase, die
von Metas Messer
zerschnittene Wange.

*Ich kann nicht, schwang
es schließlich durch
mein Inneres.*

»Das heißt ... du
kannst nichts für ihn
tun?«

*Ich habe gesagt,
dass ich ihn nicht
heilen kann.*

Meine Kehle wurde
eng. »Sondern?«

Er antwortete

nicht. Ich presste die
Zähne aufeinander, um
nicht aufzuheulen.

»Sondern?«

Ihn zurückholen.

»Zurückholen.«

Meine Synapsen hatten
endgültig einen
Kurzschluss. »Das
kannst du?«

Er hob kaum

merklich die Schultern.
So menschlich. Und doch
so mächtig und über
allem erhaben. *Gott*
über das Totenreich und
so weiter. Aber dir ist
hoffentlich klar, dass
so etwas die
Grundpfeiler dieser
Welt erschüttern würde,
oder?

Ich schluckte. »Was

bedeutet das? Die
Grundpfeiler der Welt
erschüttern?«

*Da sie noch nie
erschüttert wurden,
kann ich dir das nicht
mit Sicherheit sagen.
Aber Perun wird Blitz
und Donner kotzen, wenn
er davon erfährt. Ich
bin zwar der Herr des*

Totenreiches, aber in
die Belange der
Menschen darf
eigentlich nur er sich
einmischen.

Die Betonung lag
auf eigentlich, oder
nicht? Ich drückte
Ediks Hand noch fester.
»Perun ist nicht hier.«
Und wer las schon die
AGBs, wenn es auch nur

eine klitzekleine
Chance gab, Edik
zurückzubringen?
Abgesehen davon hatte
die Welt keine
Grundpfeiler, sie war
eine Kugel, die durch
das All raste. Ich
hatte gut in der Schule
aufgepasst, jawohl.

Veles nickte, als

wären wir eins, als
bräuchte er keine
ausgesprochenen Worte,
um zu verstehen, was in
mir vorging.

*An deiner Stelle
würde ich zur Seite
treten.* Er legte eine
Hand auf Ediks Stirn,
die andere auf seine
Brust. *Ich garantiere*

nichts.

Ich zögerte. Dann
ließ ich Ediks Hand
los, ohne meinen Blick
auch nur für eine
Sekunde von Veles'
Gesicht zu lösen. Seine
Pupillen weiteten sich
und verschluckten
vollständig das Blau
der Iriden. Ich sah
Schatten darin und den

letzten Schmerz der
Myriaden von Toten, die
für diesen einen Moment
aufgeweckt wurden, um
nur einen von ihnen
wiederzufinden. Tief
sog Veles die Luft ein,
beugte sich über Edik
und presste ihm seine
Lippen an den Mund.
Erste-Hilfe-Maßnahmen,

beruhigte ich mich. Und die Grundpfeiler der Welt fühlten sich auch ganz stabil an. Nichts, worüber ich mir Sorgen machen müsste.

Ein Zucken ging durch Ediks Körper. Er hustete und bäumte sich auf, behutsam von Veles gestützt. Irritiert, beinahe panisch huschte

sein Blick hin und her.
Die Augen – ganz
schwarz, und nur ein
schmaler Rand wies
darauf hin, dass seine
Iriden eigentlich eine
andere Farbe trugen.

»Ist das normal?«,
hauchte ich. Eine blöde
Frage, in Anbetracht
dessen, was hier gerade

geschehen war.

Wird schon werden.

Veles hielt ihn fest,
während Edik um jeden
Atemzug zu kämpfen
schien und schließlich
völlig entkräftet
zusammensank.

»Hey«, flüsterte
ich.

Mühsam hob Edik die
Lider und blickte mich

mit seinen beängstigend
schwarzen Augen an. In
diesen Blick
einzutauchen, war, als
würde man in einen
Abgrund stürzen und mit
dem Fall nie aufhören.
Als würde man sterben,
während man noch darin
versank. Rasch schaute
ich beiseite.

»Wie fühlst du dich?«, brachte ich schließlich hervor.

»Wie halb verdaut und ausgespuckt.«

Ich lächelte ihm zu. »Und, hast du das Licht am Ende des Tunnels gesehen?«

»Mein Licht am Ende des Tunnels bist du.«

Er stockte kurz. »Habe ich schon erzählt, wie peinlich ich werde, wenn ich versuche, romantisch zu sein?« Neckisch zog er eine Braue hoch und grinste.

Okay. Das war Edik. Keine Zweifel. Ganz egal, was für Augen er im Moment hatte.

Ich wollte ihn

umarmen, ihn vor
Erleichterung ganz fest
an mich drücken, doch
Veles hielt mich
zurück. *Er braucht
Ruhe. Wir sollten ihn
nach Hause bringen.*

Ja. Das klang um
einiges vernünftiger
als mein erster Impuls,
ihn durchzuknuddeln und

abzuknutschen. Hätte auch mir einfallen können.

Edik hielt die Augen wieder geschlossen, seinen Kopf entspannt an Veles' Brust gelehnt. Ich sah zu, wie er ruhig atmete. Meine Finger lagen an seinem Handgelenk und fühlten

seinen regelmäßigen
Puls. Seine Wunden
heilten nicht in
Sekundenschnelle, aber
ich merkte bereits,
dass eine dünne
Gewebeschicht sie
bedeckte. Also wird er
wieder gesund. Entspann
dich, du Weltordnung,
alles gut, ihr

Grundpfeiler.

Letztendlich war es Rimma, die von unseren Zuschauern als erste zu sich fand. Sie gab sich merkwürdig gefasst, in Anbetracht dessen, dass ihr Sohn gerade von den Toten auferstanden war. Mit einem Mal war sie wieder diejenige, die den Ton angab, und nur

ihr aufgequollenes
rotes Gesicht deutete
auf den Schmerz hin,
den sie erlebt hatte.
Einem der Wolchwy trug
sie auf, die Stätte
weiter zu untersuchen,
ein anderer kümmerte
sich um Metas Körper.
Aus dem Augenwinkel
bemerkte ich, wie

jemand meinen Vater mit einem Mantel zudeckte. Aber die beiden waren mir egal.

Schon gab Rimma weitere Anweisungen, sie ließ uns kaum Zeit, die Situation irgendwie zu verarbeiten oder einen klaren Gedanken zu fassen. »Bringt Edja zur Villa zurück. Dort

muss noch der
Transporter stehen.
Miron? Fahr die Kinder
nach Hause.« Einer der
Wolchwy nickte, ein
Wunder, dass er nicht
versucht hatte zu
salutieren.

Ich bin kein Kind!,
wollte ich
protestieren, ließ es

aber sein. Veles hob Edik auf die Arme und trug ihn zum Steg, der über den Graben und aus der Stätte führte. Ich folgte ihm.

Tagsüber sah der Wald wie verwandelt aus, hell, unendlich weit – mit anderen Worten, ich verlor die Orientierung. »Weißt du

denn, in welche
Richtung wir gehen
müssen?«, fragte ich
meinen Mr Nachtmahr und
stolperte prompt auf
dem unebenen Boden.

*Ich bin der Herr
aller Wege und Patron
der Reisenden. Die
Chancen stehen ziemlich
gut, dass wir uns nicht*

verlaufen.

Das hatte Tante Wiki verschwiegen. Aber es erklärte, wie er während unseres nächtlichen Ritts so zielsicher das Anwesen gefunden hatte.

Nach einer Weile standen wir vor dem Tor, mein Herr über alle Wege hatte seinem

Namen alle Ehre
gemacht. Ich gab den
Code ein und das Tor
ließ uns passieren. Der
Transporter parkte noch
vor dem Haupteingang,
die Seitentür offen,
sodass Veles Edik ohne
Umstände auf die Decke
betten konnte. Miron
war bereits in die

Kabine geklettert und startete den Motor.

»Und du?«, fragte ich Veles.

Habe noch zu tun.

Er schaute zur Seite. Mein Blick folgte dem seinen, wo ich die reglosen Körper der Dobermänner entdeckte.

»Die Tiere haben es echt gut, dich als

Beschützer zu haben.«

*Ich gebe mein
Bestes. Es wird
sicherlich noch dauern,
bis ich gänzlich der
Alte bin. Wobei ich mir
nicht einmal sicher
bin, ob ich wirklich
der Alte sein möchte.
Er zögerte. Du hast
mich verändert. Dann*

winkte er ab und ging davon.

»Wir sehen uns später!«, rief ich ihm hinterher, doch er blickte nicht mehr zurück. Kurz darauf kamen Nonja und Rimma dazu. Zusammen mit meiner Gastschwester kletterte ich zu Edik in den Transporter und

zog die Tür hinter mir zu. Eigentlich wollte ich mit Nonja reden, sie so vieles fragen, doch das regelmäßige Schaukeln des Wagens machte mich unglaublich schläfrig. Ich dämmerte schnell weg - traumlos, wie betäubt.

Kapitel 25

Nur am Rande bekam ich mit, wie das Auto stehen blieb, jemand trug mich eine Treppe hoch und legte mich auf eine Matratze. Der traumlose Schleier hüllte mich erneut ein,

der eine oder andere
Gedanke, beunruhigend,
störend, huschte noch
durch meinen Kopf, dann
hisste auch mein
Verstand die weiße
Fahne.

Ich wachte erst
auf, als mir jemand
zärtlich über die Wange
strich. Mein ganzer
Körper schmerzte, ich

rekelte mich, bis meine
eingerosteten Gelenke
knackten, und öffnete
stöhnend die Lider.
Halb gegen die Wand
gelehnt, saß Edik neben
mir, was meinem ganzen
Wesen ein süßes
Kribbeln bescherte.
Erst als mein Blick auf
seine Pupillen fiel,

verwandelte sich das Kribbeln in eine Gänsehaut. Hatte Veles nicht etwas von ›Wird schon werden‹ gesagt? Wenn man diese Augen so nah vor sich sah, war tiefe, nagende Furcht das Einzige, was man spürte.

»Wie fühlst du dich?« Ediks Stimme,

ein bisschen
schwermütig und
besorgt, wie es mir
vorkam, wiegte mich
wieder in Sicherheit.
Vergiss seine Augen,
rügte ich mich. Er ist
da, bei dir. Was willst
du noch?

Ich richtete mich
auf.

»Müsste nicht eher
ich dich das fragen?«

Mit meinen Fingern fuhr
ich seine Gesichtszüge
nach. Er hatte das Blut
abgewaschen, die Wunden
an seinem Körper
wirkten inzwischen wie
harmlose Kratzer. Wir
befanden uns in seiner
Wohnung, die Zimmertür

war zugezogen, und obwohl ich aus der Küche leise Stimmen hörte, gab es in diesem Moment nur noch ihn und mich.

Er schmunzelte, doch die Schwermut von vorhin legte sich erneut auf seinen Ausdruck, seine Stimme, sein Lächeln, sein

ganzes Wesen. »Ich bin nicht derjenige, der in einer Nacht seinen Vater gefunden und wieder verloren hat.«

Ich schluckte,
horchte in mich hinein.
Nichts rührte sich in mir bei dem Gedanken an ihn. »Er ist also tot.
Was ist mit Meta,

meiner Cousine?«

»Meine Mutter sagt,
sie liegt im Koma. Sie
wurde in ein
Krankenhaus gebracht,
aber
höchstwahrscheinlich
wird sie nie wieder
aufwachen.«

Ihr Geist war also
irgendwo in der
Traumwelt geblieben. Es

würde kein Zurück
geben. Nicht für sie.

»Habe ich das
richtig verstanden«,
fuhr er fort, »unser
Dämon ist ein Gott?«

»Der Herrscher über
das Totenreich, der
Patron der Tiere, der
Hüter der Reisenden,
der Bewacher des Quells

der Macht ... und den Rest habe ich schon wieder vergessen.«

»Cool. Wir haben einen Gott in unserer Freundesliste.« Er drückte mich an sich, der unerschütterliche Edik, dem nicht einmal der Tod etwas anhaben konnte.

»Tut mir leid, was

passiert ist«,
flüsterte ich. »Dass
mein Vater seinen
Halbbruder opferte, um
einen Gott aufzuwecken
und ihn zu binden, dass
er ...« Vorsichtig legte
Edik mir einen Finger
auf die Lippen. Was
hätte er auch sagen
können? ›Mach dir

nichts draus, dass dein
Vater mich gefangen
gehalten und deine
Cousine mich gefoltert
hat<?

Vielleicht würden
wir einander Halt
geben, um darüber
hinwegzukommen. Nicht
heute, nicht morgen,
aber irgendwann würden
wir nicht mehr daran

denken müssen.

Ich vergrub mein Gesicht an seiner Schulter. »Danke. Danke, dass du da bist. Ich weiß einfach nicht, was ich tun soll. Es ist so schrecklich.«

»Ich weiß es auch noch nicht.« Er seufzte tief. »Aber wir

schaffen das schon.

Möchtest du vielleicht
einen Tee für den
Anfang? Eigentlich
müsstest du halb
verhungert sein.«

Ich nickte heftig.

»Ja. Tee wäre gut.«

Vorsichtig, als
wäre ich etwas sehr
Zerbrechliches, ließ er
mich los. »Bin gleich

wieder da.«

Er ging aus dem
Zimmer, ich hörte seine
Stimme in der Küche,
Rimma antwortete. Nach
einer Weile kam er
zurück mit einer Tasse,
von der feine
Dampffäden aufstiegen
und den herben Duft von
Ceylontee verbreiteten.

In der anderen Hand
trug er einen Teller
mit Keksen. »Ich konnte
leider nicht viel
Essbares finden. Mein
Vater ist kein guter
Provianthüter.«

»Wo ist dein Vater
eigentlich?«

»Er und meine
Mutter haben sich
gestritten. Er ist

gegangen.«

»Kommt er klar?«

Ich probierte den Keks.

Keine gute

Entscheidung. Das Ding

fühlte sich an, als

hätten Ediks Vorfahren

damit bereits Napoleon

in die Flucht

geschlagen. Vom

Geschmack wollte ich

gar nicht erst
anfangen. Vielleicht
ging es besser, wenn
ich ihn in den Tee
tunkte.

»Ich werde ihn
nachher suchen gehen
und mit ihm reden.« Er
nahm sich auch einen
Keks und knabberte
gedankenverloren daran.

»Wenn du reden

möchtest, bin ich für dich da.«

»Ich weiß.« Er nickte, in Gedanken noch immer unendlich weit weg.

»Ist Nonja okay?«, wechselte ich das Thema.

»Sie wartet in der Küche auf dich. Ihr

solltet zusammen nach
Hause gehen und euch
eine plausible
Geschichte für Larissa
ausdenken. Sie macht
sich bestimmt
schreckliche Sorgen, wo
ihr die Nacht verbracht
habt.« Er strich mir
den Wirrwarr meiner
Strähnen aus dem
Gesicht und lächelte

mir zu. »Aber erst einmal: Trink deinen Tee.«

Ich war versucht, mich mit einer Wange in seine Handfläche zu kuscheln. Was ist das eigentlich, das mit uns?, wollte ich fragen. Hatten wir eine Zukunft? Wenn ja -

welche? Ich schielte zu seinem Schatten und wandte den Blick sofort ab.

Nein!

Alles ganz normal.

Da war bloß Ediks Schatten. Und *keine* gewaltigen Flügel eines Vogels, die in einem Sekundenbruchteil aufgeflackert waren.

Die Zukunft konnte mich mal.

»Was ist?« Edik drehte mein Gesicht zu sich hoch.

»Nichts«, hauchte ich. Dann spürte ich seine Lippen auf meinem Mund.

»Ich hoffe so sehr«, flüsterte er,

»dass wir bald endlich
nur für uns allein sein
können, für einen
wirklich perfekten
Kuss.«

Ich fuhr ihm mit
den Fingern durch das
Haar. »Ich glaube, den
habe ich jedes Mal.«

Er schmunzelte.
Seine Schattenflügel
breiteten sich aus und

schienen uns
einzuhüllen, während
ich ihn immer wieder
küsste und der Tee
neben mir langsam kalt
wurde.

Später hatten wir
Larissa erzählt, dass
wir nach der Schule ins
Stadtzentrum gefahren
waren, wo Nonja und ich

überfallen worden
waren. Nichts
Schlimmes, es ging uns
gut. Wir sagten, dass
wir in der Nacht nicht
mehr von der Insel
gekommen waren und
glücklicherweise
stellte Larissa keine
Fragen. Offensichtlich
war sie einfach froh,

uns heil wiederzusehen.

Als Erstes rief ich Tante Inga an, ohne wirklich zu wissen, was ich ihr sagen sollte. Nach dem Autounfall war ihr nur Meta geblieben. Nun hatte ich ihr auch ihre letzte Tochter genommen.

»Lizzie!!!!«, schallte mir ihre

fröhliche Stimmgewalt
aus dem Telefonhörer
entgegen. »Lizzie,
meine Süße, wo warst
du? Ich habe die ganze
Zeit versucht, dich zu
erreichen!«

»Tut mir leid. Mein
Handy ...« Musste bei
Rimma sein. Falls sie
es noch besaß und nicht

während ihres kleinen
Putsches verloren
hatte. Jetzt musste ich
Tante Inga sagen, dass
ihre Tochter ...

»Lizzie, Schatz,
deine Mutter ist
aufgewacht!«

»Was?«, hauchte ich
und umklammerte das
Telefon fester.

»Heute am frühen

Morgen. Es geht ihr gut. Die Ärzte wollen sie noch ein paar Tage unter Beobachtung halten, aber dann kann sie nach Hause. Anscheinend fehlt ihr nichts.«

»Wirklich?«

»Ein Wunder. Es ist ein Wunder, Liebes! Sie

wollte dich gleich
selbst anrufen, aber du
bist ja nicht
rangegangen.«

Sie redete und
redete und redete. Ich
saß wie erstarrt da,
mit klopfendem Herzen,
zitternden Händen, und
versuchte, das Gesagte
zu verarbeiten. Meiner
Mutter ging es gut. Sie

würde bald zu Hause
sein! Irgendwie konnte
ich ihr im letzten
Moment wohl Kraft
schenken, sie der
Traumwelt entreißen und
zurück in ihren Körper
bringen! Ein Wunder.
Ein Wunder, das ich
nicht begriff, wie so
viele an meiner Gabe.

Schließlich

verabschiedete sich

Tante Inga - jedes Wort

ein Ausrufezeichen -

und legte auf. Ich

senkte die Hände in

meinen Schoß. Was mit

Meta passiert war,

hatte ich ihr nicht

gesagt. Nicht sagen

können.

Und meine Mutter
lebte! Die Euphorie und
meine Schuldgefühle
tobten in mir wie ein
Orkan.

Die nächsten Tage
gingen wir nicht ins
College - wir brauchten
Ruhe, betonte meine
Gastmama, und dafür war
ich ihr unendlich

dankbar. Die
Gerüchteküche im
Treppenhaus brodelte
natürlich, irgendjemand
musste unsere Ankunft
im Transporter
beobachtet haben, doch
ich schwieg mich über
alle Spekulationen aus.
Edik ging es immer
besser, zumindest

äußerlich waren seine
Wunden verschwunden,
als wäre nichts
gewesen. Wie wund alles
in ihm drin noch war,
spürte ich nur zu
eindringlich, wenn er
mich küsste oder mich
plötzlich an sich zog
und fest umarmte, als
bräuchte er meine Nähe,
damit wir einander

halten konnten.

Veles zeigte sich nicht. Ich fragte mich, ob ich ihn je wiedersehen würde. Aber vielleicht hatte ein Gott nach einem ausgedehnten Zwangsurlaub einfach viel zu viel zu tun. Immerhin war er in sehr

vielen Bereichen tätig.
Allein die Reisenden
heutzutage ... Und die
Streuner der Stadt
mussten auch versorgt
werden.

Erst als ich eines
Tages vom Einkaufen kam
und über mir mit einem
Mal ein Krähenschwarm
zu kreisen begann, der
mich zum Dach des

Hauses zu locken
schien, wusste ich,
dass er nach mir rief.

Er trug noch immer
Wladislaws Gestalt, saß
auf der Dachbrüstung
und ließ die Beine
baumeln, was ihm einen
spitzbübischen Ausdruck
verlieh, den ich bei
einer uralten

slawischen Gottheit
niemals vermutet hätte.
Neben ihm hockten die
vier Dobermänner,
putzmunter und
kerngesund, die Ohren
wachsam aufgestellt.

Ich zögerte. Wie
sprach man eigentlich
mit einer Gottheit?
Boshe le Vlase le,
shiwa ma Juda utschila

- das war altrussisch,
ich hatte es im
Internet aufgeschnappt,
ohne jegliche Ahnung
davon zu haben, was das
bedeutete. »Ich hoffe,
ich störe dich nicht
bei irgendwelchen
göttlichen
Angelegenheiten«, sagte
ich schließlich und kam

näher.

Ich bin gern hier.

Vielleicht

bevorzugte er diesen
Platz für seine
Wandlung. Dann sollte
ich ihn besser allein
lassen.

Nein, bleib ruhig.

*Ich möchte dir etwas
zeigen.*

Der Tag neigte sich

dem Ende zu. Ich hatte mich bestimmt schon daran gewöhnt, sagte ich mir, während ich auf die Veränderungen seines Körpers wartete. So wie ich mich an seine Präsenz in meinem Inneren gewöhnt hatte.

Trotzdem spürte ich eine aufsteigende

Unruhe, je weiter die Dämmerung voranschritt.

Warte. Du wirst es gleich sehen, verspracher in meinen Gedanken.

»Nun mach es nicht so spannend. Was denn?«

Er antwortete nicht. Eine Weile beobachten wir zusammen den Sonnenuntergang, bis das letzte Licht

verglüht und es um uns herum völlig dunkel geworden war.

Erst jetzt wandte er sich mir zu. *Das. Genau das solltest du sehen.*

Endlich begriff ich es. »Du hast dich nicht verwandelt!«

Ich werde immer

*stärker, ich bin nicht
mehr dem Lauf der Sonne
unterworfen. Ich kann
jede Gestalt annehmen,
wann immer ich will.*

Ich fragte mich,
wie er wohl als
Zwerghamster aussehen
würde. So richtig in
>flauschig< und mit
dicken Bäckchen.

Also, das müssen

*wir jetzt nicht
unbedingt ausprobieren.*

Den Humor schien er
auch behalten zu haben.
Aufgeregt flatterten
die Krähen um uns herum
und schickten ihre
klagenden Rufe zu uns.
Zu ihnen hatten sich
auch Möwen, Tauben und
Spatzen gesellt. Eine

merkwürdige Schar, die da zueinandergefunden hatte. Wie Edik, Veles und ich? Edik ...

»Was genau ist mit ihm passiert?«, fragte ich ohne Umschweife. Er hatte keinen Schatten mehr, sondern diese merkwürdigen Vogelflügel, die wie aus einem dunklen Nebel

zu bestehen schienen.
Sie gehörten zu ihm,
das wusste ich
inzwischen. Wie seine
unheimliche Augenfarbe.

*Ein Teil von ihm
wird immer dem
Totenreich gehören,
fürchte ich.*

»Aber es geht ihm
gut, oder?«

Vermutlich.

»Ein Vermutlich
reicht mir nicht aus,
tut mir leid.«

*Er hat jetzt
gewisse Fähigkeiten,
Liza. Zum Beispiel kann
er ins Totenreich
hinabsteigen. Die
Seelen der Sterbenden
über die Grenze führen.*

Er ist das, was ihr
Menschen als Sensenmann
bezeichnet. Aber an
deiner Stelle würde ich
ihm nicht alles auf
einmal sagen. Wie fühlt
sich deine Mutter?

»So weit wirklich
sehr gut. Warte. Ein
Sensenmann? Was heißt
das konkret?«

Das weiß ich nicht,

Liza. Da ich noch nie
jemanden aus dem
Totenreich geholt habe,
hatte die Welt auch
noch nie eine
Verkörperung eines
Sensenmannes gesehen.

»Aha. Du hast
gesagt: ›Wird schon
werden‹. Sieht das für
dich nach einem ›Wird

schon werden< aus?«

»Ich habe auch gesagt, dass ich für nichts garantieren kann.«

Stimmt. Außerdem war ich es, die ihn angefleht hatte, Edik zu helfen. Unfair, ihm das jetzt zum Vorwurf zu machen.

»Und was ist mit

dem Quell der Macht?
Meine Mutter hat all
ihre Kraft gegeben, um
meinen Vater daran zu
hindern, ihn zu
bekommen. Was ist, wenn
es noch mehr Menschen
gibt, die nach diesem
Quell suchen und alles
dafür tun würden, ihn
in die Finger zu

kriegen?«

Er drehte sich zu mir und legte mir eine Hand auf die Brust.

Darüber brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Er wird sicher verwahrt.

»In der Traumwelt?«

Veles schaute mich neckisch an und hob die Augenbrauen. Er konnte

das nicht so cool tun
wie Edik, aber die
Antwort war deutlich.

»Schon klar, schon
klar. Du kannst mir
nicht sagen, wo er ist,
sonst müsstest du mich
töten.«

*Töten? So ein
Quatsch.*

Ich winkte ab.

»Sagt man nur so.«

»Ihr Menschen sagt aber äußerst komische Dinge.«

»Keine Sorge, du gewöhnst dich noch dran.« Ich lächelte ihm zu, als ein mächtiger Donner über uns hinwegrollte.

Veles' Gesicht verfinsterte sich.

Verstört blickte
ich hoch, doch der
sternenklare nächtliche
Himmel trug nicht das
geringste Anzeichen
eines aufziehenden
Gewitters. Alles war so
verdammt ruhig. So
friedlich.

Bis die Krähen vom
Himmel fielen.

Wie mitten in einem
heftigen Schauer
regneten die toten
Körper auf uns herab.
Einer erwischte mich an
der Schulter, doch ich
stand wie paralysiert
da und beobachtete den
übrig gebliebenen
Schwarm, der noch
hektischer über uns zu

flattern begann.

Was auch immer es war – es hatte nur die Krähen erwischt, die Boten des Totenreichs.

»Was war das?«, hauchte ich.

Vorsichtig hob Veles einen der Vögel auf und strich mit den Fingerkuppen über das zerzauste Gefieder.

Eine

*unmissverständliche
Botschaft, denke ich.*

Mit einem Mal
sprang die Krähe auf,
schüttelte sich und
krächzte mich an, als
wolle sie sagen: *Was
guckst du?!*

»Was für eine
Botschaft? Warum?« Für

wen, konnte ich mir
schon denken.

*Dass Perun mir den
Arsch aufreißen wird
für das, was ich getan
habe. Er schwang die
Arme in die Höhe und
die Krähe stieg in den
dunklen Himmel, bis sie
nicht mehr zu sehen
war. Wie ich blickte er
dem Vogel nach, dann*

hob er den nächsten
auf.

Ich brauchte zwei
weitere Krähen, die in
seinen Händen lebendig
wurden, um das Gesagte
endlich zu
verinnerlichen.

Wir hatten die
Grundpfeiler der Welt
erschüttert.

Und die alten
Götter waren erwacht.

Danksagung und Quellennachweis

Ich danke meiner
Familie, die mich bei
der Arbeit an diesem
Roman so sehr
unterstützt hat, vor
allem meinem Mann, der

immer für mich da ist.

Ich danke Astrid,
die diesem Buch ein
wundervolles Zuhause
gegeben hat. Ich bin so
glücklich, ein ›Drache‹
zu sein.

Ich danke Diana
Itterheim, die mir in
einer sehr schweren
Zeit geholfen hat,
wieder den Weg zu

finden.

Und ich danke
meinen treuen Lesern
für ihre Unterstützung
durch ihr Feedback und
Rezensionen, für ihre
wundervollen Bilder auf
Instagram und
Weiterempfehlungen
meiner Bücher. Ihr seid
einfach großartig und

ich freue mich schon riesig auf unseren Austausch zu diesem Roman.

Ich danke meinen lieben „Schattenbloggern“ auf Instagram, die sich so sehr für dieses Buch eingesetzt haben:
mein_kleiner_planet,
_leseliebe,

bookswithsouls,
buchwinter_,
buecherakte,
buecherschicksal,
chelly.theglubsch,
crazycookiebooks,
flowers.booksandmore,
justine_thereadingmermai

Zum Schluss möchte
ich ein paar Quellen
aufführen, falls sich

jemand noch mehr über
Veles informieren oder
womöglich in ›Eugen
Onegin‹ schmökern
möchte. So wie Liza im
Buch kann man die
ersten Informationen
bereits auf Wikipedia
bekommen:

<https://de.wikipedia>

In einigen Quellen
wird Veles auch ›der

schwarze Gott< genannt,
allerdings sollte man
ihn dabei nicht mit
>Tschernobog<
verwechseln – da werden
beide richtig sauer.

Das Zitat aus *Eugen
Onegin* stammt aus dem
gleichnamigen Roman in
Versen von Alexander
Puschkin. Die deutsche

Angabe ist hier zu
finden:

[https://books.google.de/
id=8UdJDQAAQBAJ](https://books.google.de/id=8UdJDQAAQBAJ)

*Das Lied von dem
wahrsagenden Oleg* ist
unter diesem Link
nachzulesen:

<https://gedichte.xbib.de>

Über *Das Lied vom
Heer Igors* kann man

hier die ersten
Informationen bekommen:
<https://de.wikipedia.org>

Das Gebet, das Liza
am Ende kurz anspricht,
stammt von der Seite
mifologiya.net

Und wer ein paar
Eindrücke eines
deutschen Mädchens in
Sankt Petersburg
aufschnappen möchte,

sollte unbedingt Tami
besuchen:

alleinunterwegs.blogspot